Verſuch über den Urſprung der menſchlichen Erkenntniß.

Aus dem Franzöſiſchen des

Abbé Condillac.

In zweien Theilen überſezt von

Mag. Michael Hißmann in Göttingen.

Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung 1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich würde dem philoſophiſchen Leſer bekannte Dinge ſagen, wenn ich ihm Condillac's Verdienſte um die Einführung eines beſſern Geſchmacks in der Behandlung der Pſychologie weitläuftig aus einander ſezen wollte *). Bekanntlich iſt dies Werk die erſte auf Beobachtungen gegründete Seelengeſchichte, die ſich unter andern auch dadurch auszeichnet, daß der Verfaſſer gerade die wichtigſten Phänomene der menſchlichen Seele, und ihrer Operationen aushebt, und die Erklärung derſelben aus einer Menge eigenthümlicher Grundſäze, Muthmaſſungen und Hypotheſen herleitet. Wer mit den ſpätern Schriften der franzöſiſchen Philoſophen, und beſonders mit den Bonnetſchen Werken bekannt iſt, wird es wiſſen, wie viel ſie dieſem Manne, in Abſicht auf die Richtung des Geſchmacks in pſychologiſchen Unterſuchungen, zu verdanken haben. Ein ſo unverkennbarer Einfluß des Schriftſtellers auf ſein Zeitalter macht den an ſich ſchon verdienten Mann um ſo viel denkwürdiger.

*) Condillac ſtarb am 2ten Auguſt 1780.

Der zweite Theil des Werks über die Sprache enthält gleichfalls so viel eigenthümliches und lehrreiches, als man in keinem ältern und in wenigen jüngern philosophischen Schriften beisammen findet. Die Erklärung des Ursprungs der Sprache aus den unwillkührlichen unartikulirten Naturlauten der angenehmen und unangenehmen Empfindungen reicht freilich nicht zu; weil diese Laute zum Theil in allen ausgebildeten Sprachen noch jezt vorhanden sind, ohne daß sie zur Klasse der Wurzelwörter gerechnet werden können. Allein das ist auch der einzige noch immer leicht zu verbessernde Fehler des Buchs, der bey den übrigen feinen Bemerkungen des Verfassers kaum auffällt.

Diese Gründe waren es, die den Herausgeber zur Uebersezung dieses Werks bestimmten. Er glaubte, daß er seine Nebenstunden, durch Verbreitung und Bekanntmachung desselben, auf eine gemeinnüzige Weise anwenden dürfte; und er ist entschlossen, auch den Condillacschen Traité des Sensations, in welchem viele Keime von der Bonnetschen Analyse der Seele liegen, künftig folgen zu lassen; sobald ihm das philosophische Publikum seinen Wunsch darüber eröffnen wird. — Am 20ten Sept. 1780.

H.

Einleitung.

Die Wissenschaft, die zur Aufhellung, Bestimmtheit und Ausbreitung des Geistes am meisten beiträgt, und die folglich auch den Geist zum Studium aller übrigen Wissenschaften vorbereiten muß, ist die Metaphysik. Sie wird heut zu Tage in Frankreich so sehr versäumt, daß dieser Umstand vielen von meinen Lesern zuverläßig sonderbar vorkommen wird. Ich gestehe gern, daß ich vor einiger Zeit eben so darüber geurtheilt hätte. Unter allen Philosophen schienen mir die Metaphysiker die unweisesten zu seyn. Ihre Werke belehrten mich nicht. Ich fand fast überall nichts, als Phantome; und ich legte der Metaphysik die Irrthümer derer zur Last, die sich mit ihr beschäftigten. Ich suchte diese Täuschung zu heben, und ich wünschte an die Quelle so vieler Irrthümer hinan zu gehn. Nun wurden mir

gerade diejenigen Schriftsteller, die sich von der Wahrheit am weitesten entfernt hatten, die brauchbasten. Kaum hatte ich die unsichern Wege bemerkt, auf welchen sie wandelten: als ich den Weg, auf welchem ich fortgehn müsse, entdeckt zu haben glaubte. Es schien mir, man könne in der Metaphysik und Moral mit eben so viel Genauigkeit räsonniren, als in der Geometrie; man könne sich in diesen Wissenschaften eben so richtige Begriffe bilden, wie die Meßkünstler in der Geometrie; man könne, wie sie, den Sinn der Ausdrücke genau und unwandelbar bestimmen; und sich endlich, vielleicht noch besser, als die Geometer gethan haben, eine sehr einfache und leichte Ordnung vorschreiben, um zur Evidenz zu gelangen.

Man muß zweierley Arten von Metaphysik von einander unterscheiden. Die eine Art ist stolz; sie will in alle Mysterien, in die Natur, in das Wesen der Dinge, in die verborgensten Ursachen eindringen. Dieses ist es, was sie verzärtelt, und auf dessen Entdeckung sie ausgeht. Die zwote Art ist bescheidener; sie bringt ihre Untersuchungen mit der Schwäche des menschlichen Verstandes in ein gewisses Verhältniß; und da sie sich weniger darüber beunruhigt, was sie nicht wissen kann, als sie auf der andern Seite begierig nach demjenigen strebt, was sie fassen kann: so weis sie sich auch in den Schranken zu erhalten, die ihr vorgezeichnet sind. Jene verwandelt die

ganze Natur in eine Art von Bezauberung, die eben ſo, wie ſie ſelbſt, verſchwindet. Die leztere, die die Dinge nur ſo zu ſehn wünſcht, wie ſie wirklich ſind, iſt eben ſo einfach, als die Wahrheit ſelbſt. Mit jener häufen ſich zahlloſe Irrthümer, und der Verſtand begnügt ſich mit ſchwankenden Notionen und mit ſinnloſen Wörtern: Mit dieſer hingegen erwirbt man ſich zwar wenig Kenntniſſe; allein man weicht dem Irrthum aus. Die Seele erhält eine gewiſſe Richtigkeit, und ſie bildet ſich allemal deutliche Begriffe.

Die Philoſophen haben ſich vorzüglich mit der erſtern abgegeben, und die zwote Art haben ſie blos als ein Anhängſel angeſehn, welches den Namen Metaphyſik kaum verdient. Locke iſt der einzige, den ich hievon ausnehmen muß. Er hat ſich auf das Studium der menſchlichen Seele eingeſchränkt, und mit glücklichem Erfolg hat er ſeinen Zweck erreicht. Deskartes hat weder den Urſprung noch die Erzeugung unſrer Ideen gekannt *). Dieſem Umſtand muß die Unzulänglichkeit ſeiner Methode zugeſchrieben werden. Denn nimmermehr werden wir unſre Gedanken auf eine ſichere Art leiten können, wofern wir nicht wiſſen, wie ſie gebildet worden. Malebranche, der einzige unter allen Carteſianern, der die Gründe von unſern Irrthümern am beſten auf-

*) Ich verweiſe meine Leſer auf ſeine dritte Meditation. Nichts ſcheint mir unphiloſophiſcher, als was er hierüber geſagt hat.

gespürt hat, sucht die Seelenkräfte bald aus den Vergleichungen zu erklären *); bald aber verliert er sich in eine Geisterwelt, in welcher er die Quelle unsrer Ideen gefunden zu haben glaubt **). Andre schaffen und vernichten Wesen, die sie, nach ihrem Gefallen, zu unsrer Seele bald hinzu, bald von derselben wieder wegthun, und sie bilden sich ein, durch dergleichen Erdichtungen, von den verschiedenen Seelenoperationen, und von der Art, wie die Seele Kenntnisse erwirbt, und wiederum einbüßt, Grund angegeben zu haben ***). Die Leibnizianer endlich machen aus dieser Substanz ein weit vollkommeneres Wesen. Sie ist, wie sie sagen, eine kleine Welt, ein lebendiger Spiegel des Universums. Durch die Kraft sich alles, was existirt, vorzustellen, die ihr diese Philosophen zuschreiben, schmeicheln sie sich ihr Wesen, ihre Natur und alle ihre Eigenschaften zu erklären. Auf solche Weise läßt sich ein jeder, durch sein eignes System, irre führen. Wir sehen nur das, was um uns ist, und wir glauben doch, alles, was existirt, zu sehn. Es geht uns, wie den Kindern, die, am Ende einer wei-

*) De la Recherche de la Verite. Buch I. Kap. 1.

**) Ebendaselbst, Buch *III.* Man vergleiche auch seine metaphysischen Unterhaltungen und seine Meditationen, nebst seinen Antworten auf H. Arnaud's Erinnerungen.

***) M. s. das Werk: De l' action de Dieu sur les Creatures.

ten Ebene, den Himmel mit der Hand berühren zu können, gedenken.

Sollte es also wohl nicht unnüz seyn, die Philosophen zu lesen? Aber, wie könnte einer hoffen, daß er glücklicher darinnen seyn werde, als so viele Genies, die von ihrem Zeitalter so sehr bewundert wurden; wofern er sie nicht wenigstens in der Absicht studiret, um aus ihren Fehlern Nuzen zu schöpfen? Nothwendig muß ein jeder, der eigne Fortschritte in der Untersuchung der Wahrheit thun will, die Fehler derer kennen, die den Weg zur Wahrheit zu eröfnen glaubten. Die Erfahrung des Philosophen ist wie beim Steuermann die Kenntniß der Felsen, woran andre gescheitert sind, und ohne diese Kenntniß hat er keinen Kompaß, der ihn leiten könnte.

Noch würde dieses zur Entdeckung der Irrthümer der Philosophen nicht hinreichen, wenn man nicht die Ursachen derselben erforschte. Man müßte sogar von einer Ursache zur andern zurückgehn, und bis auf eine erste Ursache kommen. Denn es giebt allerdings eine Ursache, die alle diese irrgehenden Untersucher verführt, und die gleichsam der einzige gemeinschaftliche Mittelpunkt ist, aus welchem alle Wege auslaufen, die zum Irrthum hinführen. Vielleicht würde man alsdenn neben diesem Punkt einen andern entdecken, von welchem der einzige Weg ausläuft, der zur Wahrheit führt.

Das Studium des menschlichen Geistes ist der erste Gegenstand, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen; zwar nicht in der Absicht, um die Natur desselben zu erforschen, sondern seine Operationen zu erkennen, um die künstliche Art aufzufinden, wie sie sich kombiniren, und wie wir sie gebrauchen müssen, um alle Einsichten zu erlangen, deren wir fähig sind. Wir müssen bis zum Ursprung unser Ideen zurückgehn; ihre Erzeugung entwickeln, und sie bis an die Gränzen verfolgen, die ihnen die Natur vorgeschrieben hat. Dadurch müssen wir die Ausbreitung so wohl, als die Schranken unsrer Erkenntniß fixiren, und den ganzen menschlichen Verstand erneuern.

Nur auf dem Wege der Beobachtung lassen sich diese Untersuchungen mit glücklichem Erfolg anstellen; und wir haben nur eine einzige erste Erfahrung zu entdecken, die Niemand in Zweifel ziehn, und die zur Erklärung aller übrigen zureichen kann. Deutlich muß diese zeigen, welches die Quelle unsrer Kenntnisse, welches die Materialien derselben sind, durch welches Prinzipium sie bearbeitet werden, wie die Instrumente, die man dabey gebraucht beschaffen sind, und wie man sich derselben zu bedienen hat. Ich glaube, die Lösung aller dieser Probleme in der Verknüpfung der Ideen so wohl mit Zeichen, als in ihrer gegenseitigen Verbindung gefunden zu haben. Je weiter man in der Lektüre meines

ortfährt, deſto beſſer wird man davon
können.

n ſieht leicht ein, daß die Zurückführung
en, was den menſchlichen Verſtand be-
f ein einziges Prinzipium, meine Ab-
und daß dieſes Prinzipium weder ein
nter Saz, noch eine abſtrakte Maxime,
willkührliche Vorausſezung, ſondern
ugbare Erfahrung ſeyn werde, deren
mtlich durch neue Erfahrungen beſtätigt
müſſen.

Ideen verbinden ſich mit den Zeichen,
durch dieſe Verbindung verknüpfen ſie
unter einander, wie unten bewieſen wer-
Um mein Prinzipium zu entwickeln,
alſo, — nachdem ich einige Bemer
ber die Materialien unſerer Erkenntniß,
Verſchiedenheit der Seele vom Körper
die Senſationen mitgetheilt hatte, —
die Operationen der Seele in allen ih-
chritten verfolgen, ſondern ich mußte
rſuchen, wie wir zum Gebrauch der
ller Art gelangt ſind, und wie wir ſie
müſſen.

habe, um zu dieſem gedoppelten Zweck
en, ſo hoch oben angefangen, als mir
ich war. Auf der einen Seite bin ich
erzeption geſtoſſen; weil ſie die erſte in

der Seele bemerkbare Operation ist, und ich habe gezeigt, wie und in welcher Ordnung sie alle übrigen Operationen hervorbringt, die wir ausüben können. Auf der andern Seite hab' ich bey der Geberdensprache angefangen. Man wird hier finden, wie diese alle Künste, die zum Ausdruck unsrer Gedanken dienen, Gestus, Tanz, Rede, Deklamation, die Kunst sie zu bezeichnen, Pantomime, Musik, Poesie, Beredsamkeit, Schrift, und die verschiedenen Charaktere der Sprachen erzeugt hat. Diese Geschichte der Sprache wird die Umstände, unter welchen die Zeichen erfunden worden sind, anzeigen: Sie wird ihren wahren Sinn ausfindig machen; Sie wird lehren, wie man ihren Mißbrauch vermeiden kann, und sie wird, wie ich glaube, keinen Zweifel über den Ursprung unsrer Ideen, zurücklassen.

Nach dieser Entwickelung der Fortbildung der Operationen der Seele und der Sprache hab' ich endlich die Mittel zur Vermeidung der Irrthümer und die Ordnung anzuzeigen gesucht, die man befolgen muß, so wohl wenn man neue Erfindungen machen, als auch wenn man andre von den Erfindungen unterrichten will, die man gemacht hat. Dieses ist der allgemeine Plan dieses Versuchs.

Oft erklärt sich ein Philosoph für die Wahrheit, ohne sie zu erkennen. Er sieht eine Mei-

nung, die man, bis auf ihn, weggeworfen hatte; Er tritt ihr bey; zwar nicht deswegen, weil sie ihm die beste zu seyn scheint, sondern weil er durch sie das Haupt einer Sekte zu werden hofft. Die Neuheit eines Systems hat auch in der That allemal zugereicht, um einen solchen der glücklichen Erreichung seiner Absicht zu versichern.

Es ist leicht möglich, daß dieses der Bewegungsgrund war, um welches willen die Peripatetiker den Saz zum Prinzipium annahmen, daß uns alle unsre Kenntnisse durch die Sinne zugeführt werden. Sie waren so weit von der gründlichen Einsicht dieser Wahrheit entfernt, daß kein einziger von ihnen sie hat entwickeln können, und daß sich, nach vielen Jahrhunderten, damit noch eine Erfindung machen lies.

Bako ist vielleicht der erste, der sie einsah. Sie macht den Grund seines Werks aus, in welchem er vortrefliche Vorschläge zum Fortkommen der Wissenschaften thut. Die Carteſianer haben dieses Prinzipium mit Verachtung verworfen; weil sie nur nach den Schriften der Peripatetiker von demselben urtheilten. Locke hat es endlich gefaßt, und er hat den Vorzug, der erste zu seyn, der es demonstrirt hat.

Es scheint indessen nicht, daß dieser Philosoph aus seinem Werk über den menschlichen Verstand seine Hauptsache gemacht hätte. Ge-

legentlich fing er dieſes Werk an, und er ſezte es eben ſo fort. Wiewohl er vorherſah, daß ihm ein auf dieſe Weiſe verfertigtes Werk nothwendig Vorwürfe zuziehn müſſe: ſo hatte er doch, wie er ſelbſt in ſeiner Vorrede ſagt, weder Muth noch Muße, es auszubeſſern. Dieſem Umſtand muß man die Ausführlichkeiten, die Wiederholungen und die Unordnungen in ſeinem Werk zuſchreiben. Locke war im Stand dieſe Fehler zu verbeſſern, und vielleicht läßt er ſich gerade deswegen nicht ſo leicht entſchuldigen. Er hat z. B. eingeſehn, daß uns die Wörter, und die Art, wie wir uns ihrer bedienen, in Anſehung des Urſprungs unſrer Ideen, Licht geben können *). Weil er dieſes aber zu ſpät bemerkte; ſo hat er erſt in ſeinem dritten Buch von einem Gegenſtand gehandelt, der eigentlich das zweite Buch hätte ausmachen ſollen **). Hätte er ſein Werk wieder von vorne anfangen wollen: ſo läßt ſich vermuthen, daß er die Beſchaffenheit des menſchlichen Verſtandes weit beſſer würde entwickelt haben. Da er es aber nicht gethan hat: ſo geht er auch zu hurtig über den Urſprung unſrer Kenntniſſe weg; und dies iſt gerade der Theil, den er am allerwenigſten erſchöpft hat. So

*) Buch III. Kap. 8. §. 1.

**) Ich geſtehe, ſagt er, (Buch III. Kap. 9. § 21) daß es mir, wie ich dieſes Werk anfing, und auch lange nachher, nicht beifiel, daß die Reflexion auf die Wörter nothwendig ſey.

nimmt er z. B. an, daß ſobald die Seele durch die Sinne Ideen erhält; ſo könne ſie ſie auch, nach ihrem Belieben, wiederholen, zuſammenſezen, ſie auf eine unendlich mannigfaltige Art verbinden, und alle Gattungen von komplexen Notionen aus ihnen bilden. Allein es iſt ja unläugbar, daß wir in der Kindheit lange vorher Senſationen gehabt haben, eh wir im Stand waren Ideen aus denſelben zu ziehn. Da alſo die Seele nicht vom erſten Augenblick an den Gebrauch aller ihrer Operationen hat: ſo hätte eigentlich, zu beſſerer Entwickelung des Urſprungs unſrer Kenntniſſe, nothwendig gezeigt werden müſſen, wie ſie zu dieſem Gebrauch gelangt, und wie die Fortbildung der Operationen geſchieht. Es ſcheint nicht, daß Locke hieran gedacht, noch daß ihm hierüber jemand einen Vorwurf gemacht, und dieſen Theil ſeines Werks vollſtändig zu machen, geſucht habe. Vielleicht iſt auch meine Abſicht, die Erzeugung der Seelenoperationen dadurch zu zeigen, daß ich ſie alle aus einer bloſſen Perzeption herleite, ſo neu, daß der Leſer mit Mühe begreifen wird, wie ich ſie ausführen werde.

Locke prüft im erſten Buch ſeines Verſuchs die Meinung von den angebornen Ideen. Ich weiß faſt nicht, ob er ſich nicht zu lang bey der Wiederlegung dieſes Irrthums aufgehalten hat In meinem Werk wird dieſer Irrthum mittelbarer Weiſe geſtürzt werden. In einigen Stel

len des zweiten Buchs handelt er, wiewohl sehr superficiell, von den Operationen der Seele. Die Wörter machen den Gegenstand des dritten Buchs aus; und ich halte ihn vor den ersten, der diese Materie, als Philosoph, behandelt hat. Ich glaubte indessen hieraus einen beträchtlichen Theil meines Werks machen zu müssen; theils weil dieser Gegenstand noch auf eine ganz neue und weitgehende Art betrachtet werden kann; theils weil ich überzeugt bin, daß der Gebrauch der Zeichen das Prinzipium ist, welches den Keim aller unsrer Ideen entwickelt. Uebrigens giebt es unter den vielen vortreflichen Betrachtungen, die Locke in seinem zweiten Buch über die Entstehungsart verschiedener Ideen, z. B. vom Raum, Dauer u. s. w. und in seinem vierten Buch anstellt, manche, denen ich nicht beitreten kann. Da diese aber eigentlich die Ausbreitung unsrer Kenntnisse betreffen: so gehören sie nicht in meinen Plan, und ich darf mich bey ihnen nicht aufhalten.

ſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel

Materialien unſrer Kenntniſſe, Unterſchied der Seele und des Körpers.

§. 1.

uns, um metaphoriſch von der Sa-
reden, zum Himmel emporſchwingen;
in die allerunterirrdiſchten Gegenden
ſo gehn wir doch nie aus uns ſelbſt
ie nehmen wir etwas anders wahr,
en Gedanken. Unſre Kenntniſſe mö-
ſeyn, wie ſie wollen: ſo werden wir
, wenn wir zu ihrem erſten Urſprung
llen, auf einen erſten einfachen Ge-
, der das Objekt eines zweiten Ge-
nd dieſer zweite Gedanke war wiederum
nes dritten, und ſo geht es weiter
Ordnung der Gedanken müſſen wir
ickeln, wenn wir die Ideen erkennen
ir von den Dingen haben.

e Frage, über die Natur unſrer Go-
ůz. Gleich die erſte Reflexion über

ſich ſelbſt kann einen jeden überzeugen, daß wir kein Mittel haben, womit wir dieſe Unterſuchung anſtellen könnten. Wir fühlen unſern Gedanken; Wir unterſcheiden ihn von allem vollkommen, was nicht dieſer Gedanke iſt; Wir unterſcheiden auch alle unſre Gedanken von einander. Und damit genug. Gehn wir von hier aus: ſo gehn wir von einer Sache aus, die wir ſo deutlich kennen, daß ſie uns in keinen Irrthum führen kann.

§. 3. Wir wollen einen Menſchen im erſten Augenblick ſeines Daſeyns betrachten. Seine Seele empfängt zuerſt viele Senſationen; Sie empfindet das Licht, die Farben, den Schmerz, das Vergnügen, die Bewegung, die Ruhe. Dieſes ſind ihre erſten Gedanken.

§. 4. Laſſet uns ferner auch in den Augenblicken auf dieſen Menſchen aufmerkſam ſeyn, in welchen er über dasjenige, was die Senſationen in ihm verurſachen, zu reflektiren anfängt. Da werden wir finden, daß er ſich von den verſchiedenen Operationen ſeiner Seele Begriffe bildet, z. B. die Ideen vom Apperzipiren, Imaginiren. Dieſes ſind die zweiten Gedanken.

Dadurch alſo, daß die äuſſern Gegenſtände auf uns wirken, erhalten wir verſchiedne Ideen durch die Sinne; und wenn wir nun über die Operationen nachdenken, die die Senſationen in unſrer Seele verurſachen: ſo kommen wir zu allen übrigen Ideen, die wir blos von den äuſſern Dingen nicht würden haben erhalten können.

§. 5. Folglich ſind die Senſationen und die Operationen der Seele die Materialien zu allen unſern Kenntniſſen, die die Reflexion zu verbrauchen ſucht, indem ſie, durch allerhand Kombinationen, die in ihnen enthaltenen Verhältniſſe aufſucht. Der glückliche Erfolg dieſer Geiſtesarbeit hängt ganz von den Umſtänden ab, unter welchen ſie vorgenommen wird. Am glücklichſten ſind dieſe Umſtände, wenn ſie uns eine ſehr große Anzahl von Gegenſtänden darbieten, an welchen ſich unſre Reflexion üben kann. So ſind z. B. die merkwürdigen Umſtände, unter welchen ſich diejenige befinden, die zur Regierung der Völker auserſehn ſind, eine Gelegenheit zur Bildung weitausſehender Plane, und die Umſtände, die ſich in der großen Welt unaufhörlich von Neuem ereignen, verhelfen zu der Art von Verſtandeskräften, die man die natürlichen zu nennen pflegt, weil ſie nicht das Werk der Wiſſenſchaften ſind, und man folglich auch die Urſachen, wodurch ſie hervorgebracht werden, nicht bemerkt. Hieraus ziehn wir den Schluß; daß es gar keine Begriffe giebt, die nicht erworbene Ideen wären. Die erſteren erlangen wir unmittelbar durch die Sinne; die übrigen haben wir der Erfahrung zu danken, und dieſe vermehren ſich in eben dem Verhältniß, in welchem man zum Reflektiren geſchickter iſt.

§. 6. Die Seele iſt, durch die Erbſünde, vom Körper ſo abhängig geworden, daß viele Weltweiſen dieſe beiden Subſtanzen mit einander verwechſelt haben. Sie haben geglaubt, die Seele ſey weiter nichts, als der zarteſte, feinſte und beweglichſte Theil des

Körpers. Allein diese Meinung ist eine Folge eines Räsonnements aus unbestimmten Begriffen. Ich mögte diese Philosophen wohl fragen, was sie unter einem Körper verstehn. Wollen sie bestimmt antworten: so können sie nicht sagen, daß er eine einzige Substanz sey; sondern sie werden ihn als eine Sammlung von Substanzen betrachten. Gehört der Gedanke dem Körper zu: so muß er ihm entweder in so fern der Körper eine Sammlung und Menge ist, zugehören; oder, weil der Gedänke selbst eine Eigenschaft von jeder Substanz ist, woraus der Körper besteht. Nun aber bedeuten die Ausdrücke Sammlung und Menge weiter nichts, als ein äusseres Verhältniß unter mehreren Dingen, eine Art, von einander abhängig zu existiren. Wegen dieser Vereinigung sehn wir sie so an, als wenn sie nur ein einziges Ganzes ausmachten; wenn sie gleich im Grund eben so wenig eins sind, als wenn sie von einander abgesondert wären. Dieses sind folglich abstrakte Ausdrücke, die ausser uns nicht eine einzige, sondern eine Vielheit von Substanzen voraussezen; und der Körper kann also, als Sammlung, das Subjekt des Gedankens auch nicht seyn.

Wie aber, wenn man den Gedanken unter alle Substanzen auftheilte, aus denen der Körper zusammengesezt ist? — Antwort: Das ist fürs erste nicht möglich, wenn es eine einzige und untheilbare Perzeption ist. Zweitens aber fällt die Voraussezung auch in dem Fall weg, wenn der Gedanke aus einer gewissen Anzahl von Perzeptionen besteht. Man nehme an, A. B. C. seyen drey Substanzen, wor-

aus der Körper zuſammengeſezt iſt, und unter ſie ſeyen drey Perzeptionen vertheilt: ſo frag' ich, wie kann eine Vergleichung derſelben ſtatt finden? In A kann ſie nicht vorgehn; denn dieſes kann die eine Perzeption, die es hat, mit den übrigen Perzeptionen, die es nicht hat, nicht vergleichen. Aus eben dem Grund kann auch B und C das nicht thun. Folglich muß man einen Vereinigungspunkt, eine Subſtanz annehmen, die in demſelbigen Augenblick das einfache und untheilbare Subjekt dieſer drey Perzeptionen, und die folglich vom Körper unterſchieden iſt; mit einem Wort, man muß eine Seele annehmen.

§. 7. Ich begreife nicht, wie Locke (B. IV. K. 3.) hat behaupten können, daß es uns vielleicht in Ewigkeit unmöglich ſeyn wird, zu erkennen; ob Gott nicht einem Haufen von Materie, wenn ſie auf eine gewiſſe Weiſe diſponirt iſt, das Denkvermögen gegeben hat? Man muß ſich nicht vorſtellen, daß man, um dieſe Aufgabe zu löſen, nothwendig das Weſen und die Natur der Materie kennen müſſe. Alle Räſonnements, die man auf dieſe Unwiſſenheit gründet, ſind durchaus hinfällig. Es iſt genug, wenn wir wiſſen, daß das Subjekt des Gedankens eins ſeyn müße. Nun aber iſt ja ein Haufen von Materie nicht eins: Es iſt eine Menge *).

*) Die Eigenſchaft, wird man ſagen, die Zeit anzuzeigen, iſt doch untheilbar. Man kann nicht ſagen, ſie vertheile ſich unter die Räder einer Uhr; Sie iſt im Ganzen. Warum ſollte denn nicht auch die Eigenſchaft des Denkens in einem organiſirten Ganzen

§. 8. Da die Seele vom Körper unterſchieden und verſchieden iſt: ſo kann dieſer weiter nichts, als die gelegentliche Urſache von dem ſeyn, was er in ihr hervorzubringen ſcheint. Hieraus folgt, daß unſre Sinne gelegenheitlich die Quelle unſrer Kenntniſſe ſind. Was aber nur bey Gelegenheit eines Dings geſchieht, kann auch ohne daſſelbe vorgehn; indem ein Effekt von ſeiner Gelegenheitsurſache nur unter einer gewiſſen Bedingung abhängt. Die Seele kann alſo ſchlechterdings für ſich, ohne Beihülfe der Sinne Kenntniſſe erlangen. Sie fand ſich, vor dem Fall, in einem Syſtem, welches von dem gegenwärtigen ganz verſchieden war. Da ſie nicht unwiſſend, noch von Natur zum Böſen geneigt war: ſo war ſie die Gebieterin über ihre Sinne, deren Verrichtungen und Thaten ſie aufſchob, und nach ihrem Gefallen modifizirte. Sie hatte folglich Ideen, die vor dem Gebrauch der Sinne da waren. Durch

ſtatt finden können? Hierauf dient zur Antwort: Die Eigenſchaft des Zeitanzeigens kann, ihrer Natur nach, einem zuſammengeſezten Subjekt zukommen; weil alles, was der Bewegung fähig iſt, die Zeit meſſen kann, indem die Zeit weiter nichts iſt, als ein Aufeinanderfolgen. — Auch hat man mir den Einwurf gemacht, daß doch die Einheit einem geordneten Haufen von Materie zukomme; wenn ſie ihm gleich da nicht zugeſchrieben werden kann, wo die Unordnung ſo groß iſt, daß man den Haufen nicht als ein Ganzes betrachten kann. Allein ich antworte: da wird auch die Einheit nicht im ſtrengſten Verſtand genommen; ſondern man ſieht ſie als eine aus andern Einheiten zuſammengeſezte Einheit an; Sie iſt folglich, im eigentlichen Verſtand, eine Sammlung, eine Menge. Nun aber rede ich ja hier nicht von einer ſolchen Einheit.

ihren Ungehorsam hat sich das alles geändert. Gott hat ihr diese Herrschaft genommen. Sie ist von den Sinnen so abhängig geworden, als wenn diese die physischen Ursachen von dem wären, was sie blos veranlassen; und ausser den Kenntnissen, die sie ihr zuführen, hat sie gar keine andre. Davon rührt die Unwissenheit, und die böse Lust her. Diesen Zustand der Seele will ich studiren. Er ist es allein der das Objekt der Philosophie seyn kann; weil er es allein ist, den uns die Erfahrung kennen lehrt. Wenn ich also behaupten werde, daß wir keine Ideen haben, die uns nicht durch die Sinne zugeführt werden: so muß man das blos vom Zustand verstehn, in dem wir uns seit dem Fall befinden. Dieser Saz würde ganz falsch seyn, wenn man ihn auf die Seele im Stand der Unschuld, oder in ihrem Zustand nach ihrer Trennung vom Körper, anwenden wollte. Von den Kenntnissen der Seele in diesen beiden Zuständen handle ich deswegen nicht; weil ich nicht aus Erfahrung über sie räsonniren kann. Wenn uns übrigens, woran denn nicht gezweifelt werden kann, an der Kenntniß derjenigen Kräfte viel gelegen ist, deren Gebrauch uns Gott, ohngeachtet des Falls unsrer ersten Eltern, erhalten hat: so ist es dagegen auf der andern Seite unnüz, wenn man die übrigen Kräfte errathen will, die er uns abgenommen hat, und die er uns erst nach dem Tod wieder mittheilen wird.

Ich schränke mich demnach blos auf den gegenwärtigen Zustand ein. Daher werde ich die Seele nicht als vom Körper unabhängig betrachten; weil

ihre Abhängigkeit nur gar zu gewiß ist. Auch werd' ich sie nicht so betrachten, als wenn sie zwar mit einem Körper verbunden wäre, aber nach einem von unserm jezigen ganz verschiedenen System. Wir wollen blos die Erfahrung zu Rath ziehn, und blos aus Thatsachen räsonniren, die Niemand in Zweifel ziehn kann. Dies ist unser Gegenstand.

Zweites Kapitel.

Von den Sensationen.

§. 9. Es ist einleuchtend, daß die Ideen, die man Sensationen nennt, so beschaffen sind, daß wir sie nimmermehr würden haben erwerben können, wenn wir unsrer Sinne beraubt gewesen wären. Kein Philosoph hat auch behauptet, daß sie uns angeboren sind. Denn diese Behauptung würde der Erfahrung zu augenscheinlich widersprechen. Allein es hat Weltweisen gegeben, die die Sensationen nicht für Ideen halten wollten; als wenn sie nicht für sich selbst eben so gut Vorstellungen wären, wie ein jeder andrer Gedanke der Seele. Sie sahen daher die Sensationen als etwas an, was erst nach den Ideen kömmt und was die Ideen modifizirt. Ein Irrthum, der sie zur Erfindung gewisser Systeme verleitet hat, die eben so sonderbar als unverständlich sind.

Man muß bey der geringsten Aufmerksamkeit einsehn, daß, wenn wir das Licht, die Farben, die Solidität wahrnehmen, diese und andre ähnliche

Senſationen zur Genüge zureichen, um uns alle die Ideen zu verſchaffen, die man gewöhnlich von den Körpern hat. In der That, giebt es wohl auch nur eine einzige von dieſen Ideen, die nicht in dieſen erſten Perzeptionen enthalten wäre? Findet man nicht in ihnen die Ideen von Ausdehnung, Figur, Ort, Bewegung, Ruhe; ſo wie auch alle übrigen, die von dieſen leztern abhangen?

Man verwerfe alſo die Hypotheſe von den angebornen Ideen, und man ſeze einmal voraus, daß uns Gott, z. B. die Perzeptionen des Lichts und der Farbe gebe; werden dieſe Perzeptionen nicht unſern Augen, Ausdehnung, Linien und Figuren darſtellen? — Hier wendet man aber ein: Man kann ſich durch die Sinne nicht verſichern, ob dieſe Dinge wirklich ſo beſchaffen ſind, wie ſie uns beſchaffen zu ſeyn ſcheinen. Hieraus folgert man, daß die Sinne uns keine Ideen von ihnen geben. Welche Folgerung! Verſichert man ſich denn etwa beſſer von der Beſchaffenheit dieſer Dinge, mit den angebornen Ideen? Was iſt daran gelegen, daß man, mittelſt der Sinne, mit Gewißheit erkennen könne, welches die Figur eines Körpers iſt? Man will ja nur wiſſen, ob die Sinne ſelbſt alsdenn, wenn ſie uns betrügen, uns die Idee von einer Figur geben? Ich ſehe eine Figur, die ich vor ein Fünfeck halte; wenn ſie gleich an einer Seite einen unbemerkbaren Winkel macht. Das iſt nun freilich ein Irrthum; aber giebt mir denn die Figur deswegen nicht die Idee von einem Fünfeck?

§. 10. Die Cartesianer und Malebranchisten deklamiren indessen so sehr gegen die Sinne; Sie wiederholen es so oft, daß die Sinne nichts als Irrthümer und Illusionen sind, daß sie sie für ein Hinderniß zur Erlangung der Kenntnisse ansehn, und daß sie, aus Eifer für die Wahrheit, wünschen mögten, daß wir derselben, wo möglich, ganz beraubt wären. Die Vorwürfe, die diese Weltweisen den Sinnen machen, sind nicht ganz ungegründet. Sie haben in dieser Materie mit vielem Scharfsinn, manche Irrthümer getilget, und man muß ihnen dafür verbunden seyn, wenn man nicht ungerecht seyn will. Sollte es aber hier nicht auch eine Mittelstrasse geben? Sollte man nicht eben so gut eine Quelle von Wahrheiten, wie eine Quelle von Irrthümern, in unsern Sinnen finden, und beide so genau von einander unterscheiden können, daß man beständig aus der ersten schöpfen könne? Dieses wollen wir untersuchen.

§. 11. Gewiß ist es erstlich, daß nichts klärer, nichts distinkter seyn kann, als unsre Perzeption, wenn wir gewisse Sensationen haben. Was ist klärer, was ist deutlicher, als die Perzeptionen des Tons und der Farbe? Haben wir je diese beiden Dinge mit einander verwechselt? Wollen wir aber ihre Natur untersuchen; wollen wir wissen, wie sie in uns erzeugt werden: so darf man nicht sagen, daß uns unsre Sinne betrügen, oder daß sie uns dunkle und konfuse Ideen geben. Die geringste Reflexion lehrt, daß sie uns keine von beiden geben.

Dieſe Perzeptionen mögen indeſſen, ihrer Natur nach, beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen; ſie mögen in uns auf irgend eine Art erzeugt werden; ſo iſt ſo viel gewis, daß, wenn wir in ihnen die Idee von der Ausdehnung, die Idee von einer Linie, eines Winkels, und gewiſſer Figuren ſuchen, wir ſie auch ſehr klar und deutlich darinnen finden werden. Unterſuchen wir ferner, worauf wir dieſe Ausdehnung und dieſe Figuren beziehen: ſo finden wir wieder eben ſo klar und deutlich, daß die Beziehung nicht auf dasjenige, was in uns das Subjekt des Gedankens iſt, ſondern auf etwas, was auſſer uns da iſt, gemacht wird.

Suchen wir hingegen in den Perzeptionen die Idee von der abſoluten Größe gewiſſer Körper, oder auch die Idee von ihrer relativen Größe, und von ihrer eignen Figur: ſo werden wir nur ſehr verdächtige Urtheile darinn antreffen. Nachdem ein Gegenſtand näher oder entfernter von uns liegt; nachdem werden auch die Erſcheinungen der Größe und der Figur, unter denen er ſich uns zeigt, durchaus verſchieden ſeyn.

Drey Stücke muß man demnach in unſern Senſationen unterſcheiden. 1) Die Perzeption, die wir haben. 2) Die Beziehung, die wir mit derſelben auf etwas anders auſſer uns, anſtellen. 3) Das Urtheil, daß dasjenige, was wir den Dingen beilegen, ihnen auch wirklich zukomme.

So wohl in demjenigen, was in uns vorgeht, als auch in der Beziehung, die wir uns davon mit etwas auſſer

uns denken, liegt weder Irrthum, noch Dunkelheit. Wenn wir z. B. darüber reflektiren, daß wir die Ideen von einer gewissen Größe und von einer gewissen Figur haben, und daß wir diese Ideen irgend einem Körper beilegen: so liegt darinnen nichts, was nicht wahr, klar und deutlich wäre. Dies ist die Quelle aller Wahrheiten. Kömmt ein Irrthum hinzu: so liegt er eigentlich darinnen, daß wir urtheilen, diese Größe und diese Figur komme wirklich diesem Körper zu. Wenn ich z. B. ein viereckigtes Gebäude von Ferne ansehe: so wird es mir rund scheinen. Liegt denn nun in der Idee vom Rundseyn, oder in der Beziehung, die ich mit dieser Idee vornehme, Dunkelheit und Verworrenheit? Nein; sondern ich urtheile, dieses Gebäude ist rund. Da liegt der Irrthum.

Wenn ich also sage, daß wir alle unsre Kenntnisse durch die Sinne erhalten: so muß man ja nicht vergessen, daß dieses nur in so fern gemeint ist, in so fern man die Kenntnisse aus diesen klaren und deutlichen Ideen ableitet, die sie enthalten. In Ansehung der sie begleitenden Urtheile können sie uns nicht eher nüzlich seyn, bis eine wiederholte Erfahrung ihre Fehler verbessert hat.

§. 12. Was wir von der Ausdehnung und den Figuren bemerkt haben, paßt auch auf die übrigen Sensationsideen vollkommen. Aus eben diesen Bemerkungen kann das Problem der Cartesianer gelöset werden; ob sich die Farben, die Gerüche u. s. w. in den Objekten befinden?

Man muß ohne
schaffenheiten annehme
ursachen, die sie auf
das ist die Schwierigk
se Qualitäten auch dem
lich sind. Der Umsta
bey irre, daß wir —
Ausdehnung in uns ap
Grund sehen, warum
den Körper annehmen
gleich einbilden, daß a
be, der Gerüche u. s.
Körpern entsprechen m
Schluß, der blos au
und wovon man im
hat.

Der von allen sein
und von der helleſten
der Ausdehnung ist w
mehrerer Dinge, die u
scheinen *). Das ist
wir auſſer uns etwas
men, uns daſſelbe alle
wenn wir es blos in
anders verhält es sich

*) Auch vereinigt m
Leibnizianer hinzu.
von der abſtrakten A
können uns abgeſond
auſſer in ſofern wir
ne trennen; Die To
einigung ein.

Zweifel in den Körpern Be=
n, die die Impreſſionen ver=
, unſre Sinne machen. Nur
eit; man will wiſſen, ob die=
, was wir empfinden, ähn=
nd macht uns unſtreitig da=
indem wir die Idee von der
perzipiren, und eben keinen
wir nicht etwas ähnliches in
könnten, — nun uns auch
uch den Perzeptionen der Far=
w. etwas ähnliches in den
üſſe. Das iſt ein voreiliger
dieſer Vergleichung beruht,
Grund wirklich keine Idee

en Schwierigkeiten entblößte,
Seite betrachtete Begriff von
eiter nichts, als die Idee
ns auſſer einander zu exiſtiren
er Grund, warum wir, wenn
dieſer Idee ähnliches annehm=
nal eben ſo klar vorſtellen, als
er Idee betrachteten. Ganz
mit den Farben, Gerüchen ꝛc.

ſſen ſie uns ſcheinen, ſezen die
Der Zuſaz aber iſt unnüz, wenn
usdehnung die Rede iſt. Wir
erte Weſen gar nicht vorſtellen,
ndre Weſen vorausſezen, die je=
talität ſchließt die Idee der Ver=

In so fern wir, bey der Reflexion über diese Sensationen, sie als etwas betrachten, was uns zugehört, was uns eigen ist, in sofern haben wir sehr klare Ideen davon. Wenn wir sie aber, so zu sagen, von unserm Wesen abreissen, und die Gegenstände damit bereichern wollen: so nehmen wir eine Operation vor, von welcher wir keine Idee mehr haben. Wir können sie den Objekten aus keinem andern Grund beilegen, als weil wir in ihnen etwas annehmen müssen, was diese Sensationen veranlaßt, und weil uns von der andern Seite diese Ursache ganz unbekannt ist.

§. 13. Umsonst nimmt man zu dunkeln und zu konfusen Ideen oder Sensationen seine Zuflucht. Weltweisen müsste eine solche Sprache gar nicht reden, da sie ohnehin ihre Ausdrücke nie zu genau bestimmen können. Wenn man ein Gemälde findet, welches seinem Urbild auf eine dunkle oder konfuse Weise ähnlich ist, und nun diesen Gedanken gehörig entwickelt: so findet man, daß er so viel sagt, das Gemälde ist dem Original in einigen Stücken ähnlich, in andern nicht. So verhält sich die Sache mit allen unsern Perzeptionen. Das, was sie enthalten, ist klar und deutlich; Das Dunkle und Undeutliche, was man in ihnen finden will, kömmt ihnen auf keine Weise zu. Man kan von ihnen nicht sagen, was sich von einem Portrait sagen läßt, daß sie nur zum Theil ähnlich sind. Eine jede Perzeption ist so einfach, daß alles, was mit ihnen ein gewisses Verhältniß der Aehnlichkeit hätte, ihnen im Ganzen gleich seyn müßte. Ich erinnere also, daß die Redensart klare und deutliche

Ideen haben, bey mir, um kurz zu reden, ſo viel heißt, als Ideen haben; und die Redensart, dunkle und konfuſe Ideen haben, bedeutet in meiner Sprache ſo viel, als keine Ideen haben.

§. 14. Der Grund, um welches Willen wir annehmen, daß unſre Ideen der Dunkelheit fähig ſind, liegt darinnen, daß wir die Ausdrücke, die wir gebrauchen, nicht genug von einander unterſcheiden. Wir ſagen z. B. der Schnee iſt weis, und wir bilden tauſend andre Urtheile, ohne daß wir an die Vieldeutigkeit der Wörter denken. Weil nun auf dieſe Weiſe unſre Urtheile dunkel ausgedrückt ſind: ſo bilden wir uns ein, dieſe Dunkelheit falle auf die Urtheile ſelbſt und auf die Ideen zurück, woraus ſie beſtehn. Eine Definition würde alles gut machen. Der Schnee iſt weis, wenn man unter der Weiſſe die phyſiſche Urſache unſrer Perzeption verſteht. Der Schnee iſt nicht weis, wenn die Weiſſe etwas der Perzeption ſelbſt Aehnliches bedeuten ſoll. Dieſe Urtheile ſind demnach nicht dunkel. Sie ſind aber wahr oder falſch, nach Maaßgabe des Sinnes, in welchem man die Ausdrücke gebraucht.

Auſſerdem giebt es noch einen andern Bewegungsgrund, um welches Willen wir dunkle und konfuſe Ideen annehmen; und das iſt unſre Begierde viel zu wiſſen. Es ſcheint als wenn das eine Stüze unſrer Wißbegierde wäre, daß wir Dinge doch wenigſtens dunkel und undeutlich erkennen. Daher kommt es, daß wir bisweilen Mühe haben, uns bewußt zu werden, daß wir gewiſſe Ideen nicht haben *).

*) Locke giebt klare und dunkle, diſtinkte und konfuſe, wahre und falſche Ideen zu. Aus ſeinen Erklärun-

Andre haben bewieſen, daß die Farben, die Gerüche ꝛc. nicht in den Gegenſtänden vorhanden ſind. Mir hat es aber immer geſchienen, als wenn ihre Räſonnements den Geiſt nur wenig aufklärten. Ich habe einen ganz andern Weg eingeſchlagen, und geglaubt, daß es in dieſer Materie, ſo wie in vielen andern zureicht, wenn man ſeine Ideen entwickelt, um ausmachen zu können, welcher Meinung man den Vorzug geben müſſe.

gen aber erhellet, daß ich blos in den Ausdrücken von ihm abgehe. Meine Art mich auszudrücken hat den Vorzug vor der Lockeſchen, daß ſie beſtimmter und leichter iſt. Ich ziehe ſie eben deswegen vor, denn nur durch die Simplifikation der Sprache kann man den Mißbräuchen der Ausdrücke vorbeugen. Dieſes ganze Werkchen ſoll ein Beweis dieſes Satzes ſeyn.

Zweiter Abſchnitt.

Zergliederung und Erzeugung der Operationen der Seele.

Man kann die Operationen der Seele in zwey Gattungen abtheilen, nachdem man ſie näher auf den Verſtand oder auf den Willen zieht. Ich werde ſie hier blos in Beziehung auf den Verſtand betrachten.

Ich will mich nicht damit begnügen, ſie zu erklären. Ich will verſuchen, ſie unter einen ungleich lichtvollern Geſichtspunkt zu bringen, als bisher geſchehn iſt. Es kömmt hier auf die Entwickelung des Wachsthums der Seelenoperationen an; und es ſoll gezeigt werden, wie ſie alle von einer erſten Operation erzeugt werden, die weiter nichts iſt, als die bloße Perzeption. Dieſe einzige Unterſuchung iſt nüzlicher als alle Regeln der Logiker. In der That, kann man wohl in Anſehung der Art, die Operationen der Seele zu leiten, unwiſſend ſeyn; wenn man ihre Erzeugung gut kennte? Dieſer ganze Theil der Metaphyſik iſt bisher in eine ſolche Finſterniß und Verwirrung eingehüllt geweſen, daß ich genöthigt geweſen bin, mir gewiſſermaaßen eine neue Sprache zu machen. Ich konnte unmöglich mit ſo unbeſtimmten Zeichen, wie die gewöhnlichen Ausdrücke der Sprachen ſind, Beſtimmtheit und Genauigkeit verbinden. Demohngeachtet werde ich denen, die mich mit Aufmerkſamkeit leſen, ſehr verſtändlich ſeyn.

Erstes Kapitel.

Von der Perzeption; — Vom Bewußtseyn; — Von der Aufmerksamkeit; und von der Erinnerung.

§. 1. Die Perzeption, oder der in der Seele durch die Wirkung der Sinne verursachte Eindruck, ist die erste Operation des Verstandes. Die Idee von dieser Seelenwirkung ist so beschaffen, daß man sie durch keine Beschreibung erlangen kann. Die bloße Reflexion auf dasjenige, was wir empfinden, wenn wir eine Sensation haben, kann uns diese Idee gewähren.

§. 2. Die Gegenstände würden vergebens auf die Sinne wirken, und die Seele würde sie nie erkennen; wenn sie sie nicht perzipiren sollte. Der niedrigste und geringste Grad der Erkenntniß ist demnach das Apperzipiren.

§. 3. Weil sich aber die Perzeption erst mit den Eindrücken auf unsre Sinnen darstellt: so muß dieser erste Grad von Erkenntniß mehr oder weniger ausgedehnt seyn, nachdem man nämlich organisirt ist, um mehr oder weniger verschiedene Sensationen aufnehmen zu können. Man seze Geschöpfe, die kein Gesicht haben; Man nehme wiederum andre an, die des Gesichts und des Gehörs zugleich beraubet sind, u. s. w. so wird man bald Kreaturen vor sich haben, die, weil sie gar keine Sinne haben, auch keine Erkenntniß erlangen können. Auf der andern Seite denke man sich wiederum neue Sinne

Geschöpfen, die vollkommener sind, als der
ensch; wie viel neue Perzeptionen müssen diese ha-
; und wie viel neue Kenntnisse sind für sie da,
wir uns nicht erwerben, und von deren Beschaf-
heit wir nicht einmal Muthmaaßungen anstellen
nnen!

§. 4. Unsre Untersuchungen sind bisweilen um viel schwieriger, je einfacher ihr Objekt ist. Hie-
n geben die Perzeptionen ein Beispiel. Was soll-
dem ersten Anschein nach, leichter zu beantwor-
n seyn, als die Frage, ob die Seele alle Perzep-
nen, die sie empfängt, erkennt? Was braucht
an, um dieses auszumachen, weiter, als daß man
f sich selbst Acht giebt? Das haben nun ohne
weifel alle Philosophen gethan; Einige aber, die
artesianer, die Malebranchisten, und die Leibnizia-
r, die für ihre Prinzipien zu sehr eingenommen
aren, mußten Perzeptionen in der Seele annehmen, die sie nie erkennt. Andre, nämlich Locke
nd seine Anhänger, mußten diese Meinung noth-
endig für ganz unverständlich halten. Ich werde
iese Aufgabe in den folgenden Paragraphen aufzu-
sen mich bemühen. Hier bemerke ich nur, daß
s, nach dem einmüthigen Geständniß der ganzen
Welt in der Seele Perzeptionen giebt, die ihr nicht
nbekannt sind. Diese innere Empfindung nun, die
hr die Kenntniß von der vorhandenen Perzeption
berbringt, und die sie wenigstens von einem Theil
essen, was in ihr vorgeht, benachrichtiget, werde
ch das Bewußtseyn nennen. Wofern, nach
ocke's Meinung, die Seele keine Perzeption hat,
ie sie nicht erkennt, oder deren sie sich nicht bewußt

wird; so daß es ein Widerspruch wäre, daß eine Perzeption nicht erkannt werde: so muß Perzeption und Bewußtseyn nur als eine und eben dieselbe Operation angesehn werden. Ist hingegen die entgegengesezte Meinung die richtige: so sind es zwey verschiedne Operationen, und in dem Fall würde unsre Erkenntniß eigentlich bey dem Bewußtseyn, und nicht bey der Perzeption anfangen, wie ich angenommen habe.

§. 5. Es trift sich oft, daß wir bey mehrern Perzeptionen, deren wir uns zu gleicher Zeit bewußt sind, doch ein stärkeres Bewußtseyn von einigen, als von andern haben, oder daß wir lebhafter von ihrem Daseyn benachrichtiget werden. Je mehr das Bewußtseyn jener zunimmt, desto mehr nimmt das Bewußtseyn der leztern ab. Wenn jemand ein Schauspiel besucht, wo eine Menge von Gegenständen seine Blicke um die Wette auf sich hinziehn: so wird seine Seele von der Menge der Gegenstände bestürmt werden, die sie ganz gewiß erkennt; Allein es werden ihr allmälig einige unter ihnen vorzüglich gefallen, und sie vor andern interessiren. Diesen wird sie sich daher lieber überlassen; Und von diesem Augenblick an, wird das Bewußtseyn der übrigen unmerklich bis zu dem Punkt abnehmen, daß, wenn der Zuschauer wieder zu diesen Objekten zurückkömmt, er sich nicht mehr erinnern wird, daß er sie schon bemerkt habe. Hievon ist die Täuschung bey einem Schauspiel ein Beweis. Es giebt Augenblicke, in denen sich das Bewußtseyn zwischen der aufgeführten Handlung und zwischen dem Rest des Schauspiels nicht zu theilen

ſcheint. Es würde anfänglich das Anſehen haben, daß die Täuſchung um ſo viel lebhafter ſeyn müſſe, je weniger Gegenſtände da ſind, die einen zerſtreuen können. Demohngeachtet hat ein jeder leicht bemerken können, daß man nie geneigter iſt, ſich als den einzigen Zeugen einer intereſſanten Scene anzuſehn, als wenn das Schauſpielhaus ſehr voll iſt. Das kann davon herrühren, daß die Anzahl, die Verſchiedenheit und die Pracht der Gegenſtände die Sinne ſtark erſchüttern und ſpannen, und die Einbildungskraft erhizen; und daß wir dadurch zur Aufnahme der Eindrücke geneigter werden, die der Dichter in uns hervorbringen will. Es kann auch ſeyn, daß die Zuſchauer einander wechſelſeitig durch ihr Beyſpiel anfeuern, ihre Augen und Aufmerkſamkeit auf die Scene zu heften. Genug, ich nenne diejenige Operation der Seele Aufmerkſamkeit, wodurch unſer Bewußtſeyn, in Anſehung gewiſſer Perzeptionen ſo lebhaft zunimmt, daß dieſe Gewahrnehmungen die einzigen zu ſeyn ſcheinen, zu deren Kenntniß wir gelangt ſind. Aufmerkſam ſeyn, heißt demnach ein ſtärkeres Bewußtſeyn der Perzeptionen haben, die eine gewiſſe Sache erzeugt, als anderer Perzeptionen, die von andern Gegenſtänden hervorgebracht werden, indem dieſe wie jene auf unſre Sinne wirken. Und die Aufmerkſamkeit iſt um ſo viel größer, je weniger man ſich auf dieſe andre Gegenſtände beſinnen kann.

§. 6. Unter den Perzeptionen, deren wir uns bewußt geweſen, unterſcheide ich demnach zwo

Gattungen. Einiger können wir uns doch wenigstens im nächsten Augenblick wieder erinnern. Andre vergessen wir sogleich, da wir sie gehabt haben. Diese Distinktion gründet sich auf die Erfahrung, die ich eben angeführet habe. Eine Person, die sich der Täuschung ganz überlassen hat, wird sich sehr gut auf die Impression besinnen, den eine lebhafte und rührende Scene auf ihre Seele gemacht hat. Sie wird sich aber nicht allemal des Eindrucks erinnern, den sie zu derselbigen Zeit von dem übrigen Theil des Stücks empfieng.

§. 7. Man könnte hiebey zwo andre Meinungen hegen, die von der meinigen verschieden sind. Man könnte fürs erste sagen, die Seele habe die Perzeptionen gar nicht gehabt, wie ich doch annehme, und von denen ich behaupte, daß sie sie so geschwind wieder vergißt. Man könnte dieses aus physischen Gründen zu erklären suchen. Es ist gewiß, könnte man sagen, daß die Seele keine Perzeption hat, wofern sich die Wirkung des Gegenstandes auf die Sinne nicht dem Gehirne mittheilt *). Nun könnte man voraussezen, daß die Fibern des Gehirns, durch den Eindruck der die Täuschung erzeugenden Scene, in einem so hohen Grad erschüttert werden, daß sie keinen andern Eindruck aufnehmen können. Hieraus würde nun folgen, daß die Seele keine andre Perzeptionen gehabt, als deren sie sich erinnern kann. Dieses wäre die eine Meinung.

*) Oder auch, dem Theil des Gehirns, den man das *Senſorium commune* nennt.

Allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß, wenn wir einem Gegenſtand unſre Aufmerkſamkeit widmen, alle Fibern des Gehirns gleichmäßig bewegt werden; ſo daß nicht noch viele andre Fibern übrigblieben, die einen andern Eindruck aufnehmen könnten. Man hat alſo Grund anzunehmen, daß viele Perzeptionen in uns vorgehn, von denen wir gleich im nächſten Augenblick nicht wiſſen, daß wir ſie gehabt haben. Was hier nur noch Vermuthung iſt, ſoll bald bewieſen werden.

§. 8. Die zwote Meinung wäre dieſe, wenn man ſagte: es werde gar kein Eindruck auf die Sinne gemacht, der ſich nicht dem Gehirn mittheilt, und der folglich nicht auch eine Perzeption in der Seele hervorbringt. Man könnte aber hinzuſezen, daß die Perzeption ohne Bewußtſeyn ſeyn, und daß ſie nicht zur Kenntniß der Seele gelangen könne. — Hier trete ich Locken bey. Denn ich habe keine Idee von einer ſolchen Perzeption. Es iſt eben ſo gut, als wenn man ſagte, ich apperzipire, ohne zu apperzipiren.

§. 9. Ich glaube alſo; wir haben allemal das Bewußtſeyn der Impreſſionen auf die Seele. Freylich iſt dieſes Bewußtſeyn bisweilen ſo augenblicklich, daß wir uns auf daſſelbe gleich im nächſten Augenblick nicht mehr beſinnen können. Einige Beyſpiele werden meine Behauptung in ein helles Licht ſtellen.

Ich geſtehe gern; es hat mir eine Zeit lang geſchienen, als wenn in uns Perzeptionen vorgehn, deren wir uns nicht bewußt ſind. Ich ſtüzte mich dabey hauptſächlich auf die leicht zu

machende Erfahrung, daß wir unsre Augen tausendmal zuschließen, ohne daß wir zu erkennen scheinen, daß wir uns im Dunkeln befinden. Wie ich aber andere Erfahrungen machte: so entdeckte ich meinen Irrthum. Gewisse Perzeptionen nämlich, die ich nicht vergessen hatte, und die es nothwendig machten, daß ich noch andre Perzeptionen gehabt haben mußte, worauf ich mich aber gleich in dem nächsten Augenblick, da ich sie gehabt, nicht mehr besinnen konnte, bewogen mich, meine Meinung zu ändern.

Man gebe nur auf sich selbst Acht, wenn man eine Lektüre geendiget hat. Es wird scheinen, man sey sich keiner andern Ideen bewußt gewesen, außer derer, die man durch das Lesen des Buchs überkam. Es wird einem nicht vorkommen, daß man sich auch der Perzeption eines jeden Buchstabs nicht mehr bewußt gewesen, als der Finsterniß zu jedem mal, da man die Augenlieder schloß. Durch diesen Anschein wird man sich indessen nicht hintergehn lassen, wenn man überlegt, daß man, ohne das Bewußtseyn der Perzeption der einzelnen Buchstaben, kein Bewußtseyn der Perzeption der Wörter und folglich auch nicht der Ideen würde haben erhalten können.

§. 10. Aus dieser Erfahrung läßt sich der natürliche Grund von einer Erscheinung geben, die jedermann erfährt; ich meine von der erstaunlichen Geschwindigkeit, womit einem bisweilen die Zeit verflossen zu seyn scheint. Dieses rührt davon her, daß wir den größten Theil der Perzeptionen vergessen haben, die in unserer Seele auf ein-

ander gefolgt ſind. Locke zeigt, daß wir uns nur durch die Folge der Gedanken die Idee von der Folge der Zeit bilden. Nun aber ſind Perzeptionen in dem Augenblick, da man ſie ganz vergeſſen hat, völlig ſo anzuſehn, als wenn man ſie gar nicht gehabt habe. Ihre Folge muß demnach von der Folge der Zeit abgezogen werden. Folglich muß uns eine anſehnliche Reihe von Stunden als eben ſo viel Augenblicke verfloſſen zu ſeyn ſcheinen.

§. 11. Dieſe Erklärung macht mir die Anführung anderer Beyſpiele überflüßig. Sie wird denenjenigen, die darüber nachdenken wollen, Beyſpiele genug an die Hand geben. Ein jeder kann ja leicht bemerken, daß es unter den Perzeptionen, die er während einer gewiſſen Zeit, die ihm ſehr kurz geſchienen, gehabt, eine große Anzahl giebt, von denen ſein Betragen ein Beweis iſt, daß er ſich ihrer bewußt geweſen ſeyn muß, wenn er ſie gleich ganz vergeſſen hat. Nicht alle Beyſpiele laſſen ſich indeſſen zur Beſtätigung dieſes Sazes gleich gut gebrauchen. Eben deswegen ließ ich mich auch hintergehn, wie ich mir vorſtellte, daß ich die Augenlieder ganz unwillkührlich ſchloß, ohne zu wiſſen, daß ich im Dunkeln war. Nichts iſt aber vernünftiger, als daß man ein Beyſpiel durch das andre erklärt. Mein Irrthum rührte davon her, daß die Perzeption der Finſterniß ſo ſchnell, ſo ſchleunig, und das Bewußtſeyn ſo ſchwach war, daß mir keine Erinnerung übrig blieb. Ich darf nur auf die Bewegung meiner Augen recht aufmerkſam ſeyn: ſo wird auch dieſe

Perzeption gewiß so lebhaft, daß ich nicht mehr zweifeln werde, sie gehabt zu haben.

§. 12. Wir vergessen nicht nur gewöhnlich einige von unsern Perzeptionen; sondern bisweilen vergessen wir sie auch alle. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit nicht dermaßen aufheften, daß wir die in uns erzeugten Perzeptionen nur aufnehmen, ohne von einigen mehr gerührt zu werden, als von andern: so ist das Bewußtseyn derselben so schwach, daß wir uns nicht mehr erinnern, sie gehabt zu haben, sobald wir aus diesem Zustande in einen andern versezt werden. Man halte mir ein sehr zusammengesezts Gemälde vor, dessen Theile meine Organen, beym ersten Anblick, mit einem gleichen Grad von Lebhaftigkeit anschlagen; man ziehe nun das Gemälde plözlich weg, eh' ich die Zeit gehabt, es im Detail zu betrachten: so ist so viel gewiß, daß ein jeder von seinen empfindbaren Theilen Perzeptionen in mir hervorgebracht hat; das Bewußtseyn derselben aber war so schwach, daß ich mich ihrer nicht erinnern kann. Dieses Vergessen rührt nicht von ihrer kurzen Dauer her. Wenn man auch voraussezte, daß ich das Gemälde lange angesehn: so werde ich nach vielen Stunden eben so wenig im Stand seyn, Rechenschaft davon zu geben, so wenig ich es im ersten Augenblick thun konnte; unter der Bedingung nämlich, daß ich das Bewußtseyn der Perzeptionen eines jeden Theils nicht nach und nach lebhafter gemacht.

Was von den durch dieses Gemälde verursachten Perzeptionen gilt, muß aus demselbigen Grund

auch von den Perzeptionen gelten, die von den mich umgebenden Gegenſtänden erzeugt werden. Wenn dieſe Objekte mit ohngefähr gleichen Kräften auf die Sinne wirken, und ohngefähr gleich lebhafte Perzeptionen in mir hervorbringen; und wenn ſich meine Seele dem Eindruck derſelben überläßt, ohne daß ſie ſich bemüht, von der einen Perzeption ein ſtärkeres Bewußtſeyn zu überkommen, als von der andern: ſo wird zuverläßig keine Erinnerung bey mir von dem, was mir vorgegangen iſt, übrigbleiben. Es wird mir ſcheinen, als wenn meine Seele ſich während dieſer Zeit in einer Art von Schlummer befunden habe, worinnen ſie ſich mit keinem einzigen Gedanken beſchäftigte. Dieſer Zuſtand mag nun mehrere Stunden, oder er mag nur einige Augenblicke währen: ſo werde ich die Verſchiedenheit in der Folge meiner gehabten Perzeptionen nicht bemerken können; weil ſie in beyden Fällen vergeſſen ſind. Selbſt wenn dieſer Zuſtand, Tage, Monathe oder Jahre lang währen ſollte: ſo würde man ſich beym Ende dieſes Zuſtandes, wenn man etwan durch eine lebhafte Senſation aus demſelben herausgeſezt würde, mehrerer Jahre nicht beſſer, als eines einzigen Augenblicks erinnern können.

§. 13. Hieraus können wir den Schluß ziehn, daß wir in Rückſicht auf die meiſten von unſern Perzeptionen keine Rechnung führen können. Und das zwar nicht deswegen, daß ſie etwa ohne Bewußtſeyn in unſrer Seele geweſen; ſondern deswegen, weil wir ſie in dem nächſten Augenblick, da wir ſie gehabt, vergeſſen haben. Es giebt alſo

keine Perzeptionen, von denen die Seele nichts wiſſen ſollte. Folglich iſt auch Perzeption und Bewußtſeyn eine und eben dieſelbige Operation, unter zwey Namen. In ſo fern man dieſe Operation blos als Eindruck in der Seele betrachtet, kann man den Namen Perzeption beybehalten; den Namen Bewußtſeyn hingegen kann man ihr geben, in ſo fern ſie die Seele von ihrer Gegenwart benachrichtiget. In dieſer Bedeutung werd' ich künftig dieſe beyden Ausdrücke gebrauchen.

§. 14. Die Dinge ziehn unſre Aufmerkſamkeit von der Seite auf ſich, von welcher ſie die meiſte Aehnlichkeit mit unſerm Temperament, unſern Leidenſchaften und unſerm Zuſtand haben. Dieſe Aehnlichkeit iſt der Grund, daß ſie uns ſtärker rühren, und daß wir uns ihrer lebhafter bewußt ſind. Davon rührt es her, daß wie ſich dieſe Beziehungen und Aehnlichkeiten ändern, wir auch die Gegenſtände ganz verſchieden finden, und ganz verſchiedene und entgegengeſezte Urtheile über ſie fällen. Man läßt ſich gemeiniglich von dieſer Art von Urtheilen ſo ſehr hintergehn, daß derjenige, der zu einer Zeit auf eine gewiſſe Weiſe, und zu einer andern Zeit, auf eine andre Art ſieht und urtheilt, allemal recht zu ſehn und richtig zu urtheilen glaubt. Ein Hang, der uns ſo natürlich wird, daß, da er uns die Objekte nicht anders, als nach ihren Beziehungen und Aehnlichkeiten, die ſie mit uns haben, beurtheilen läßt, wir auch das Betragen andrer Menſchen blos in ſo fern gut heißen, in ſo fern wir das Unſrige billigen. Nimmt man noch hinzu, daß uns die Eigenliebe leicht überredet, die Din-

ge seyn nicht wichtig, auker in so fern sie unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wobey wir gewissermaßen zufrieden waren: so wird man leicht begreifen, wie selbst Menschen, die Scharfsinn genug haben, um die Dinge zu ergründen, doch ihren Beyfall gewöhnlich so schlecht austheilen, daß sie ihn bald auf eine ungerechte Weise versagen, bald ihn verschwenden.

§. 15. Wenn die Gegenstände unsere Aufmerksamkeit anziehn: so verbinden sich die Perzeptionen, die sie in uns erzeugen, mit der Empfindung unsers Ichs, und mit allem, was auf uns einige Beziehung haben kann. Daher kömmt es, daß uns das Bewußtseyn nicht blos die Kenntniß unseer Perzeptionen verschaft; sondern, daß es uns auch oft, wenn die Perzeptionen wiederholt werden, sagt, daß wir sie schon gehabt, und daß es sie uns so ansehen macht, als wenn sie uns zugehören, oder als wenn sie, ohngeachtet ihrer Verschiedenheit und ihrer Aufeinanderfolge ein Wesen affiziren, welches beständig dasselbige Ich bleibt. In Ansehung dieser neuen Effekte betrachtet, ist das Bewußtseyn eine neue Operation, die uns in jedem Augenblick nüzt, und die der Grund von der Erfahrung ist. Ohne sie würde uns ein jeder Augenblick unsers Lebens der erste Augenblick unsers Daseyns zu seyn scheinen, und unsre Erkenntniß würde sich nie über die erste Perzeption hinaus erstrecken. Diese Operation will ich Reminiscenz nennen.

Es ist offenbar, daß ich, — wenn die Verbindung unter den Perzeptionen, die ich jezt habe,

und die ich gestern hatte, und unter der Empfindung meines Ichs aufgehoben würde, — nicht würde erkennen können, ob dasjenige, was sich gestern mit mir zugetragen hat, wirklich mit mir vorgegangen ist. Wenn diese Verknüpfung in einer jeden Nacht zerstört würde: so würde ich, so zu sagen, alle Tage ein neues Leben anfangen, und Niemand würde mich überzeugen können, daß mein heutiges Ich das Ich der vorigen Nacht sey. Die Reminiscenz wird demnach durch die Verknüpfung erzeugt, die die Folge unsrer Perzeptionen zusammen erhält. Ich werde die Wirkungen dieser Verknüpfung in den folgenden Kapiteln immer mehr und mehr entwickeln. Frägt man aber; wie kann diese Verknüpfung selbst, durch die Aufmerksamkeit gebildet werden: so dient zur Antwort, daß der Grund davon einzig und allein in der Natur der Seele und des Körpers liegt. Eben deswegen halte ich diese Verknüpfung für eine erste ursprüngliche Erfahrung, die zur Erklärung aller übrigen hinreichen muß.

Um die Reminiscenz so genau als möglich zu zergliedern, müßte man ihr zwey Namen geben; Einen, in so fern sie uns unser Wesen erkennen macht; den andern, in so fern sie uns zur Kenntniß der Perzeption verhilft, die in der Seele von neuem wiederholt werden. Denn dieses sind Ideen, die sehr von einander verschieden sind. Allein die Sprache hat keinen Ausdruck, dessen ich mich bedienen könnte; und das Erfinnen neuer Ausdrücke würde bey meinem Zweck unnütz seyn. Ich begnüge mich, angemerkt zu haben, aus welchen

einfachen Ideen der zuſammengeſezte Begrif dieſer Operation beſteht.

§. 16. Das Wachsthum der Operationen, deren Analyſe ich eben angezeigt, und deren Erzeugung ich erklärt habe, iſt fühlbar. In der Seele iſt anfänglich nichts, als eine einfache Perzeption, die weiter nichts iſt, als die Impreſſion, die ſie bey der Gegenwart der Gegenſtände von ihnen erhält. Hieraus entſpringen, in ihrer Ordnung, die drey übrigen Operationen. Betrachtet man dieſen Eindruck in ſo fern er die Seele von ſeiner Gegenwart benachrichtiget: ſo hat man die Operation, die ich das Bewußtſeyn nenne. Iſt die Kenntniß, die man von ihrer Gegenwart überkömmt, ſo beſchaffen, daß es die bloße Perzeption iſt, deren man ſich bewußt iſt; ſo hat man die zwote Operation, die Aufmerkſamkeit. Sieht dieſe Kenntniß hingegen ſo aus, als wenn ſie die Seele ſchon vorher affizirt habe; ſo hat man die dritte Operation, die Reminiſcenz. Das Bewußtſeyn ſpricht, ſo zu ſagen, zur Seele: Siehe da eine Perzeption! Die Aufmerkſamkeit ſagt ihr: Siehe da eine Perzeption, die du jezt allein haſt! Die Reminiſcenz ſpricht zu ihr: Siehe da eine Perzeption, die du ſchon gehabt haſt.

Zweytes Kapitel.

Von der Imagination, dem Betrachten, und vom Gedächtniß.

§. 17. Die Erfahrung lehrt, daß folgendes der erste Effekt der Aufmerksamkeit ist: Sie erhält, bey der Abwesenheit der Objekte, die Perzeptionen in der Seele, die die Gegenstände in ihr erzeugt haben. Diese Perzeptionen bleiben auch gewöhnlich in der Ordnung in der Seele, in welcher sie sich damals befanden, wie die Objekte gegenwärtig waren. Dadurch kommen sie untereinander in eine gewisse Verbindung, woraus mehrere Operationen, so wie auch das Erinnern entstehn. Die erste davon ist die Imagination, wenn sich eine Perzeption, durch die bloße Kraft der durch die von der Aufmerksamkeit unter ihr, und einem Gegenstand hervorgebrachten Verknüpfung, beym Anblick dieses Gegenstandes wieder erneuert. So ist es, z. B. bisweilen genug, daß man den bloßen Namen eines Dinges hört, um es sich so vorzustellen, als wenn man es vor Augen hätte.

§. 18. Es hängt indessen nicht von uns ab, daß wir die gehabten Perzeptionen beständig aufwecken können. Es giebt Fälle, in welchen sich alle unsre Bemühungen darauf beschränken, daß wir uns den Namen, einige gleichzeitige Umstände, und eine abstrakte Idee der Perzeption zurückrufen können; eine Idee, die wir alle Augenblicke haben können, weil wir nie denken, ohne uns ir-

gend einer Perzeption bewußt zu seyn, wobey es blos auf uns ankömmt, daß wir sie allgemein machen. Man denke z. B. an eine Blume, deren Geruch nicht sehr gemein ist; man wird sich ihren Namen zurückrufen; man wird sich der Umstände erinnern, unter welchen man sie gesehn hat; man wird sich den Geruch, unter der allgemeinen Idee einer Perzeption denken, die den Geruch affizirt: aber man wird nicht die Perzeption selbst wieder aufwecken. Die Operation, die diesen Effekt hervorbringt, nenne ich **Gedächtniß.**

§. 19. Noch entsteht aus der Verknüpfung, die die Aufmerksamkeit in unsre Ideen bringt eine Operation, nämlich das Betrachten, (Contemplation) welches in einer ununterbrochenen Erhaltung der Perzeption, des Namens, oder der Umstände eines Objekts besteht, das uns eben auffallen will. Mittelst dieser Operation können wir in dem Augenblick an einen Gegenstand fortzudenken fortfahren, in welchem er aufhört, uns gegenwärtig zu seyn. Man kann das Betrachten, nach Belieben, zur Imagination so gut, als zum Gedächtniß ziehn. Zu jener, wenn es die Perzeption selbst; zu diesem, wenn es nur den Namen oder die Umstände gegenwärtig erhält.

§. 20. Es liegt viel daran, daß man den Punkt genau auszeichnet, wodurch die Imagination vom Gedächtniß geschieden wird. Davon wird ein jeder selbst urtheilen können, wenn er bemerken wird, daß diese Verschiedenheit, die viel-

leicht zu gering scheint, als daß man sie für wesentlich halten sollte, ein sehr großes Licht über die ganze Erzeugung der Seelenoperationen verbreitet. Was die Philpsophen bisher hierüber gesagt haben, ist so verworren, daß man das, was sie von der Imagination lehren, sehr oft auf das Gedächtniß, und was sie von diesem lehren, wieder auf die Einbildungskraft anwenden kann. Locke selbst läßt das Gedächtniß im Vermögen der Seele bestehn, die schon gehabten Perzeptionen wieder aufzuwecken, und zwar mit einer gewissen Empfindung, die die Seele in eben demselben Augenblick überzeugt, daß sie diese Perzeptionen schon vorher gehabt habe. Diese Bestimmung ist nicht genau genug; denn es ist gewis, daß man sich oft einer Perzeption erinnern kann, die man nicht wieder aufzuwecken vermag.

Alle Weltweisen sind in diesem Stück in Locke's Irrthum gerathen; selbst diejenigen nicht ausgenommen, die da behaupten, eine jede Perzeption lasse in der Seele ein Bild von ihr zurück, ohngefähr wie ein Pettschaft seinen Abdruck zurücklässt. Denn was würde wohl das Bild einer Perzeption seyn, welches nicht die Perzeption selbst wäre? Der Grund dieses Irrthums liegt darinnen, daß man, aus Mangel einer gehörigen Untersuchung, statt der Perzeption des Gegenstandes selbst, einige Umstände, oder irgend eine allgemeine Idee angenommen hat, die einander wirklich aufwecken. Um ähnliche Fehler zu vermeiden, will ich einen Unterschied unter den verschiedenen Perzeptionen,

die wir haben können, festsezen, und ich will eine jede nach der Reihe untersuchen.

§. 21. Die Ideen von der Ausdehnung lassen sich am leichtesten wieder aufwecken; und das deswegen, weil die Sensationen, wodurch wir sie erhalten, so beschaffen sind, daß wir uns, so lang wir wachen, unmöglich von ihnen losreißen können. Der Geschmack und der Geruch kann zuweilen auch nicht gerührt werden; wir können auch Töne nicht hören, und auch gar keine Farbe sehen; aber die Perzeptionen des Gefühls kann uns nur der Schlaf allein rauben. Unser Leib muß nothwendig auf irgend etwas ruhn, und seine Theile müssen einander nothwendig drücken. Daraus entsteht eine Perzeption, die uns diese Theile als von einander abliegend, und als begränzt vorstellt, und die folglich auch die Idee von der Ausdehnung in sich schließt.

Nun können wir diese Idee generalisiren, indem wir sie als unbestimmt betrachten; wir können sie hierauf modifiziren, und z. B. die Idee von einer geraden oder krummen Linie aus ihr bilden. Die Perzeption der Größe eines Körpers können wir hingegen nicht genau aufwecken; weil wir davon keine absolute Idee haben, die wir als ein bestimmtes Maas gebrauchen könnten. In solchen Fällen ruft sich die Seele nur die Namen von Fuß, Ruthe, u. s. w. nebst einer Idee von Größe zurück, die um so viel schwankender ist, je beträchtlicher die Idee der Größe ist, die sie sich vorstellen will.

Mit Hülfe dieſer erſten Ideen können wir uns die ſimpelſten Figuren, z. B. die Dreyecke, und die Vierecke, bey der Abweſenheit der Gegenſtände, genau vorſtellen. Sobald die Anzahl der Seiten ſehr wächſt, bemühen wir uns umſonſt, genaue Vorſtellungen von dergleichen Figuren zu haben. Wenn ich an eine hundertſeitige, und wiederum an eine neun und neunzigſeitige Figur denke: ſo unterſcheide ich beide nicht durch die Perzeptionen, ſondern blos durch die Benennungen, die ich ihnen gegeben habe. So verhält es ſich auch mit allen komplexen Notionen. Es kann ein jeder bemerken, daß er, wenn er ſie gebrauchen will, blos ihre Namen wiederaufweckt. Was die in ihnen enthaltenen einfachen Ideen betrift: ſo kann dieſe nur eine nach der andern wieder lebendig machen; und man muß dieſes Lebendigmachen einer von der Memorie verſchiedenen Operation zuſchreiben.

§. 22. Die Einbildungskraft hilft ſich natürlicher Weiſe mit allem, was ihr einige Hülfe leiſten kann. Durch Vergleichung mit unſrer eignen Geſtalt ſtellen wir uns die Figur eines abweſenden Freundes vor; und wir werden uns ihn groß oder klein vorſtellen, weil wir ſeine Tritte gewiſſermaſſen nach der Unſrigen meſſen werden. Ordnung aber und Symmetrie ſind die hauptſächlichſten Hülfsmittel für die Imagination. Denn an dieſen Verhältniſſen findet ſie verſchiedene Punkte, worauf ſie ſich heftet, und worauf ſie das Ganze bezieht. Wenn ich an ein hübſches Geſicht denke: ſo werden ſich die Augen und die übrigen Züge,

die

die mir gefielen, zuerſt darſtellen, und in Rückſicht auf dieſe erſten Züge werden nun die übrigen in meiner Einbildungskraft Plaz nehmen. Daher imaginirt man ſich eine Figur leichter, je regelmäſſiger ſie iſt. Man könnte ſogar ſagen, daß eine regelmäßige Figur leichter geſehn werden könne. Denn der erſte Blick auf dieſelbe reicht ſchon zu, daß man ſich eine Idee von ihr machen kann. Iſt die Figur hingegen ſehr unregelmäßig: ſo wird man ſie nicht eher überſehen können, man habe denn die verſchiedenen Theile lange betrachtet.

§. 23. Wenn die Gegenſtände, die die Senſationen des Geſchmacks, des Schalls, des Geruchs, der Farbe, und des Lichts verurſachen, abweſend ſind: ſo hat die Seele keine Perzeption mehr, die wir modifiziren könnten, um aus ihr etwas der Farbe, dem Geruch und den Geſchmack Aehnliches, z. B. einer Orange, zu bilden. Eben ſo wenig iſt hier Ordnung, und Symmetrie, die der Imagination zu Hülfe kommen könnte. Dieſe Ideen können daher auch nicht wieder erweckt werden; man habe ſie ſich denn geläufig gemacht. Eben deswegen müſſen die Ideen des Lichts und des Geruchs am leichteſten wieder hervorgebracht werden können; und auf dieſe folgen die Ideen von Tönen. Was die Gerüche und die Gouts betrift: ſo kann man nur diejenigen wiederaufwecken, die man auszeichnend liebt. Es bleiben alſo noch ſehr viele Perzeptionen übrig, deren man ſich erinnern kann, wenn man ſich gleich nur ihre Namen wieder zurückruft. Wie oft iſt das nicht

der Fall mit den gewöhnlichsten Perzeptionen, besonders wenn man in Gesellschaft ist, wo man sich oft begnügt, von Dingen zu reden, ohne sie sich zu imaginiren?

§. 24. Man kann die Verschiedenheit in der Entwickelung der Imagination leicht bemerken.

Wenn wir eine Perzeption, die uns nicht sehr geläufig ist, wieder aufwecken wollen, z. B. die Perzeption des Geschmacks einer Frucht, die wir nur ein einziges Mal gegessen haben: so werden wir mit aller Anstrengung höchstens eine Erschütterung der Fibern des Gehirns und des Mundes verursachen, und die Perzeption wird dem Geschmack der Frucht nicht ähnlich seyn. Die Perzeption des Geschmacks einer Melone, einer Pfirsche, oder auch einer Frucht, die wir nie gekostet haben, wird ohngefähr eben so aussehn. Eben dieses gilt auch von den übrigen Sinnen.

Wenn uns eine Perzeption geläufig ist: so lassen sich die Fibern, die bey der Einwirkung des Gegenstandes zur leichtern Erschütterung angewöhnt wurden, durch unsere Anstrengung leichter erschüttern. Bisweilen kommen unsre Ideen sogar wieder, wenn wir auch keinen Antheil an ihrem Erwachen haben, und sie stellen sich uns oft mit einer solchen Lebhaftigkeit dar, daß wir durch sie hintergangen werden, und daß wir glauben, die Gegenstände vor Augen zu haben. Das ist der Fall mit den Narren und mit allen träumenden Menschen. Diese große Zerrüttungen haben wahrscheinlich blos die große Aehnlichkeit der Erschütterungen, die der physische Grund der Ima-

ginatien ſind, mit den andern Erſchütterungen zur Urſache, die uns die gegenwärtigen Gegenſtände wahrnehmen machen *).

§. 25. Es findet ſich bey der Imagination, dem Gedächtniß und der Erinnerung ein Umſtand, woran dieſe drey Operationen einzig unterſchieden werden können. Die Einbildungskraft weckt die Perzeptionen ſelbſt wieder auf. Das Gedächtniß ruft nur die Zeichen oder die Umſtände wieder zurück, und die Erinnerung hilft uns zur Kenntniß ſolcher Perzeptionen, die man ſchon gehabt hat. Hiebey muß ich anmerken, daß dieſelbige Operation, die ich in Rückſicht auf die Perzeptionen, deren Zeichen und Umſtände ſie wieder auffriſcht, Gedächtniß nenne, in Abſicht auf die Zeichen und die Nebenumſtände, die wieder aufgeweckt werden, die Einbildungskraft iſt; weil dieſe Zeichen und dieſe Umſtände Perzeptionen ſind. Was das Betrachten anlangt: ſo nimmt dieſes entweder an

*) Ich ſeze hier und in andern Stellen voraus, daß die Erſchütterung der Fibern des Gehirns die phyſiſche Urſache von den Perzeptionen der Seele iſt. Ich ſehe dieſe Hypotheſe zwar nicht als bewieſen an. Sie ſcheint mir aber zur Erklärung meiner Gedanken die bequemſte zu ſeyn. Geht dieſes Geſchäfte nicht ſo vor: ſo geſchieht es auf eine andere Art, die eben nicht ſehr von dieſer verſchieden ſeyn kann. Im Gehirn kann nichts anders, als Bewegung vorgehn. Man mag alſo ſagen, die Perzeptionen werden durch die Erſchütterung der Fibern, durch die Bewegung der Lebensgeiſter, oder durch irgend eine andre Urſache hervorgebracht: ſo iſt mir das, zu meiner Abſicht, alles gleich.

der Einbildungskraft, oder am Gedächtniß Theil; nachdem es entweder die Perzeptionen selbst eines abwesenden Gegenstandes, an welchen man zu denken fortfährt, erhält; oder nachdem es nur den Namen oder die Umstände erhält, unter denen man den Gegenstand gesehn hat. Das Betrachten ist von der Imagination und der Memorie nur darinn unterschieden, daß es keinen Zwischenraum zwischen der Gegenwart eines Gegenstandes, und zwischen der Aufmerksamkeit, die man ihm noch jezt, da er abwesend ist, widmet, voraussezt. Diese Unterschiede werden vielleicht sehr unbedeutend zu seyn scheinen. Man muß sie aber nothwendig festsezen. Es geht hier, wie mit den Zahlen, wo ein vernachläßigter Bruch, den man für unbedeutend hält, nothwendig irrige Rechnungen veranlaßt. Man kann mit Grund behaupten, daß diejenigen, die diese Genauigkeit als Subtilität ansehn, nicht dazu gemacht sind, daß sie, um glücklich in den Wissenschaften fortkommen zu können, die gehörige Genauigkeit in dieselben bringen werden.

§. 26. Wenn man, wie ich eben gethan habe, die Verschiedenheit unter den Perzeptionen, die uns nur erst im Schlaf verlassen, und unter den Perzeptionen, die wir auch wachend, nicht anders, als nach Zwischenzeiten haben können, bemerkt: so sieht man gleich, wie weit sich unser Vermögen, sie wieder aufzuwecken, erstreckt. Man sieht ein, warum die Imagination, nach unserm Belieben, gewisse nicht sehr zusammengesezte Figuren wieder erneuert; da wir die übrigen

nicht anders, als durch die Namen unterſcheiden können, die uns das Gedächtniß zurückruft. Man ſieht ein, warum uns die Perzeptionen der Farbe, des Geſchmacks, u. ſ. w. nicht zu Gebot ſtehn, ſie mögen uns denn ſehr geläufig ſeyn. Man begreift, wie die Lebhaftigkeit, mit welcher die Ideen wieder hervorgebracht werden, der Grund von den Träumen und von der Narrheit iſt. Man bemerkt endlich unverſehens den Unterſchied, den man zwiſchen der Einbildungskraft und dem Gedächtniß feſtſezen muß.

Drittes Kapitel.

Von der Art, wie die durch die Aufmerkſamkeit gebildete Verknüpfung der Ideen, die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß in ſich faßt.

§. 27. Zwo Fragen könnte man mir über das, was ich im vorigen Kapitel geſagt habe, vorlegen. Einmal; warum ſind wir im Stand einige von unſern Perzeptionen wieder aufzuwecken? Fürs zweyte; warum können wir, wenn uns jenes Vermögen auch abgeht, doch oft wenigſtens die Namen und die Umſtände derſelben zurückrufen?

Um zuerſt auf die zwote Frage zu antworten: ſo bemerke ich, daß wir uns weder Namen noch Umſtände wieder zurückrufen können; wofern ſie uns nicht ſehr geläufig ſind. In dem Fall treten ſi. in die Klaſſe derer Perzeptionen, die uns zu Gebot ſtehn, von denen wir, um die erſte Frage, die

ein ausführlicheres Detail erfordert, zu erörtern, weitläuftiger handeln müſſen.

§. 28. Keinen andern Grund kann die Verknüpfung mehrerer Ideen haben, als die Aufmerkſamkeit, die wir ihnen widmeten, wie ſie ſich uns zuſammen darſtelleten. Da nun die Dinge unſre Aufmerkſamkeit nur durch ihre Beziehung auf unſer Temperament, unſre Leidenſchaften, unſern Zuſtand, oder kurz, auf unſere Bedürfniſſe, auf ſich ziehn: ſo folgt daraus, daß die Aufmerkſamkeit auf einmal die Ideen von Bedürfniß, und von den Dingen, die auf daſſelbe Beziehung haben, und die die Aufmerkſamkeit verbindet, in ſich ſchließt.

§. 29. Alle unſre Bedürfniſſe hängen aneinander, und man könnte die Perzeptionen derſelben, als eine Folge der Grundideen anſehn, worauf man alles, was einen Theil unſrer Erkenntniß ausmacht, zurückführen könnte. Bey einem jeden Theil unſrer Erkenntniß würden neue Ideenreihen zum Vorſchein kommen, die eine Art Ketten ausmachen würden, deren Stärke ganz allein in der Analogie der Zeichen, in der Ordnung der Perzeptionen und in der Verbindung liegen müßte, die die Umſtände gebildet haben, die oft die allerverſchiedenſten Ideen zuſammengeſellen. An einem Bedürfniß hängt die Idee des Dings, wodurch das Bedürfniß befriedigt werden kann; an dieſer Idee iſt die Idee des Orts angeknüpft, worinnen ſich das Ding befindet; mit dieſer Idee iſt die Idee der Perſonen vergeſellſchaft, die man daſelbſt geſehn; und mit dieſer lezten Idee ſind wie-

herum die Ideen vom Vergnügen und Schmerz, den man etwa dabey empfunden hat, und noch viele andre Ideen verknüpft. Ich kann noch anmerken, daß die Kette in eben dem Maas, in welchem sie länger wird, in viele kleinere Glieder zerfällt, dergestalt, daß, je mehr man sich vom ersten Glied entfernt, desto mehr diese kleineren Kettchen vermehrt werden. Eine erste Grundidee ist mit zween oder dreyen andern verbunden; eine jede von diesen mit einer Grundidee verknüpften Ideen hängt wiederum an ein Paar oder an mehrern andern Ideen, u. so fort.

§. 30. Die verschiedenen Ketten und Kettchen, von denen ich annehme, daß sie an einer Fundamentalidee hangen, müssen wiederum durch die Reihe der Grundideen und durch einige Glieder mit einander verbunden seyn, die wahrscheinlich mehreren unter ihnen gemeinschaftlich zugehören; weil dieselbigen Gegenstände, und folglich auch dieselbigen Ideen sehr oft auf mehrere Bedürfnisse Beziehung haben. Auf solche Weise würde unsre ganze Erkenntniß nur eine einzige Kette werden, deren Ringe an gewissen Gliedern gemeinschaftlich zusammenhangen, von andern Gliedern aber sich einzeln entfernen.

§. 31. Sind diese Voraussezungen richtig: so muß es zur Wiedererweckung der Ideen, die man sich geläufig gemacht hat, zureichen daß man seine Aufmerksamkeit auf einige von den Grundideen, woran sie angeknüpfet sind, richten könne. Das aber geht beständig sehr wohl an: weil es, so lang wir wachen, keinen Augenblick giebt, in wel-

chem unsre Leidenschaften und unser Zustand nicht einige von den Ideen erzeugen sollten, die ich Grundideen nenne. Daher werden wir in diesem Geschäfte leichter oder schwerer fortkommen, nachdem die Ideen, die wir uns wieder zurückrufen wollen, mit einer gröſsern oder kleinern Anzahl von Bedürfnissen verknüpft sind, und nachdem sie unmittelbarer an ihnen anhangen.

§. 32. Diese Voraussezungen sind nicht ungegründet. Ich berufe mich zum Beweis auf die Erfahrung; und ich bin überzeugt; jedermann muſs es bemerken, daſs er sich nie eine Sache anders zurück zu rufen bemühen wird, auſser in Rücksicht auf die Beziehung, die sie auf die gegenwärtigen Umstände hat, unter denen er sich befindet, und daſs er diesen Zurückruf um so viel leichter wird bewerkstelligen können, je zahlreicher die Umstände sind, und je unmittelbarer der Zusammenhang der Sache mit diesen Umständen ist. Die Aufmerksamkeit, die wir auf eine gegenwärtige Perzeption wenden, ruft uns ihr Zeichen zurück; dieses weckt wiederum andre Zeichen auf, mit denen es einige Aehnlichkeit hat; diese leztern frischen wiederum diejenigen Ideen von neuem auf, mit denen sie zusammenhangen; diese Ideen erwecken andre Zeichen oder andre Ideen: und so läuft die Kette weiter fort. Es begegnen sich, z. B. ein Paar Freunde, die einander lang nicht gesehn haben. Die Aufmerksamkeit, die sie der Verwunderung und der Freude widmen, die sie jezt empfinden, bringt sie sogleich auf die Sprache, in welcher sie mit einander reden müssen. Sie beklagen sich

über ihre beyderseitige lange Abwesenheit; sie unterhalten sich von den Vergnügungen, die sie ehedem zusammengenossen und von allem, was sich seit ihrer Trennung, mit ihnen zugetragen hat. Man sieht leicht ein, wie alle diese Stücke untereinander, und mit noch vielen andern Dingen verbunden sind. Hier ist noch ein Beyspiel.

Ich will annehmen, es macht jemand über mein Buch eine Einwendung, die ich nicht sogleich zu heben vermag. Ist der Einwurf nicht gegründet: so muß er mir nothwendig selbst meine Antwort darbieten. Ich betrachte also seine Theile genauer, und bemerke einige unter ihnen, die mit gewissen Ideen, die in meine Antwort mit hineinkommen, in Verbindung stehn, und die jene Stücke des Einwurfs auch wirklich aufwecken. Durch die genaue Verknüpfung dieser Ideen mit den übrigen werden diese mit nach und nach wieder aufgeweckt, und ich habe am Ende meine ganze Antwort fertig.

Mehrere Beyspiele findet man hievon, wenn man darauf Acht giebt, was in großen Gesellschaften vorgeht. Man mag noch so plözlich im Gespräch einen Gegenstand verlassen, und auf einen andern überspringen: so wird doch derjenige, der mit kaltem Blut aufmerkt, und der den Charakter derer, die mit einander reden, ein wenig kennt, allemal die Verbindung der Ideen einsehn, mittelst welcher man von einer Materie auf eine andre übergeht. Ich glaube demnach hieraus mit Grund schließen zu können, daß das Vermögen der Wiedererweckung unsrer Perzeptionen, ihrer

Benennungen und ihrer Umſtände einzig und allein von der Verknüpfung herrührt, die die Aufmerkſamkeit unter dieſen Dingen und den Bedürfniſſen, worauf ſie einige Beziehung haben, hervorgebracht hat. Man hebe dieſe Verknüpfung auf, und man wird zu gleicher Zeit die Einbildungskraft und das Gedächtniß vernichten.

§. 33. Nicht alle Menſchen können ihre Ideen mit gleicher Kraft, auch nicht in gleicher Anzahl, mit einander verbinden. Daher kömmt es, daß die Imagination und das Gedächtniß nicht bey allen gleich vortreflich iſt. Dieſes Unvermögen zur Aneinanderkettung der Ideen rühret vom verſchiedenen Bau der Organen, oder auch von der Natur der Seele ſelbſt her. Die Urſachen davon ſind demnach alle phyſiſch, und gehören nicht in mein Werk. Ich will blos anmerken, daß die Organen bisweilen blos deswegen zur Verbindung der Ideen ungeſchickt ſind, weil man ſie nicht hinlänglich geübt hat.

§. 34. Das Vermögen, unſre Ideen verknüpfen zu können, hat ſeine Nachtheile, aber auch ſeine Vortheile. Um beyde recht fühlbar zu machen, denke man ſich ein Paar Menſchen; einen, bey dem ſich die Ideen nie haben verknüpfen können, und einen zweyten, der ſie ſo leicht und ſo ſtark mit einander hat verbinden können, daß er nicht mehr im Stand iſt, ſie zu trennen. Jener würde kein Gedächtniß und keine Einbildungskraft haben, und er würde folglich zu Vollbringung aller Operationen unfähig ſeyn, die aus ihnen flieſſen. Reflektiren würde er eben ſo wenig können:

und er würde daher ein Narr seyn. Der zweyte hingegen würde zu viel Gedächtniß und zu viel Imagination haben; dieses Ueberflüßige würde beynahe denselbigen Effekt hervorbringen, den die gänzliche Beraubung eines von beyden Vermögen erzeugen kann. Er würde den Gebrauch seiner Reflexion schwerlich haben: er würde toll seyn. Da sich die allerungleichartigsten Ideen in seiner Seele sehr genau mit einander verkittet haben, und zwar blos dadurch, daß er sie zusammengedacht hat: so hält er sie für Ideen, die ganz natürlich mit einander verbunden sind, und er reihet sie, als richtige Schlußfolgen, an einander an.

Es ließe sich zwischen diesen beyden äußersten Gränzen ein Mittel denken, wobey eine zu starke Einbildungskraft, und ein zu starkes Gedächtniß der Gründlichkeit des Verstandes nicht schaden, und wobey der zu geringe Grad derselben ihren Annehmlichkeiten keinen Abbruch thun würde. Vielleicht ist aber dieser mittlere Grad so ungewöhnlich, daß sich ihm die größten Genies nur einigermaßen genähert haben. Nachdem sich verschiedene Denker von diesem Mittel entfernen, und nach den äußersten entgegengesezten Gränzen hinhangen, nachdem haben sie Eigenschaften, die mehr oder weniger mit einander unverträglich sind; weil sie mehr oder weniger von den äußersten Punkten haben müssen, die einander völlig ausschließen. Diejenigen also, die sich der Extremität nähern, wo die Einbildungskraft und das Gedächtniß die Oberhand haben, verliert verhältnißmäßig diejes

nigen Eigenschaften, die einen richtigen, geordneten und methodischen Verstand ausmachen. Die andern hingegen, die sich wieder der andern Extremität nähern, verlieren in eben dem Verhältniß die Qualitäten, die zum Vergnügen das ihrige beytragen. Jene schreiben mit mehr Grazie; diese mit mehr Zusammenhang und Tiefsinn.

Hieraus sieht man nicht nur ein, wie die Leichtigkeit der Ideenverknüpfung die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß erzeugt: sondern man erkennt auch, wie sie das wahre Prinzipium von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit dieser Operationen ist.

Viertes Kapitel.

Der Gebrauch der Zeichen ist der wahre Grund von der Entwickelung der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtnisses.

Will man die Eigenschaften der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtnisses von Grund aus entwickeln: so muß man untersuchen, welche Beyhülfe diese Operationen vom Gebrauch der Zeichen erhalten.

§. 35. Ich unterscheide drey Gattungen von Zeichen. 1) Die zufälligen Zeichen, oder die Gegenstände, die einige besondere Umstände mit einigen von unsern Ideen verknüpft haben, so daß sie nun diese Ideen aufwecken können. 2) Die

natürlichen Zeichen, oder diejenigen Laute, die die Natur zur Bezeichnung der Empfindungen der Freude, der Furcht, des Schmerzes u. ſ. w. beſtimmt hat. 3) Die willkührlichen Zeichen, oder diejenigen Zeichen, die wir ſelbſt ausgewählt, und die nur eine willkührliche Beziehung auf unſre Ideen haben.

§. 36. Dieſe Zeichen ſind zur Vollbringung der Operationen, die vor der Erinnerung vorhergehn, gar nicht nothwendig. Denn die Perzeption und das Bewußtſeyn können einem im Zuſtand des Wachens gar nicht abgehn. Da nun die Aufmerkſamkeit nichts weiter iſt, als das Bewußtſeyn, welches uns näher von der Gegenwart einer Perzeption Nachricht giebt: ſo reicht es zur Erzeugung der Aufmerkſamkeit zu, daß ein Gegenſtand etwas lebhafter, als andre Objekte, auf die Sinne wirke. Bis dahin würden die Zeichen zu weiter nichts taugen, als daß ſie uns häufigere Gelegenheiten zur Uebung der Aufmerkſamkeit verſchaffen könnten.

§. 37. Man denke ſich aber einmal einen Menſchen, der keinen Gebrauch von irgend einem willkührlichen Zeichen kennt. Die Imagination und die Reminiſcenz dieſes Menſchen werden ſchon beym bloßen Gebrauch der zufälligen Zeichen, einigermaßen geübt werden können; das heißt, die Perzeption wird beym Anblick eines Gegenſtandes, womit ſie verknüpft worden iſt, wieder aufgeweckt werden, und der Menſch wird ſie als eine Perzeption anſehn können, die er ſchon gehabt hat.

Ich muß indeſſen anmerken, daß dieſes nur dann zutreffen wird, wenn ihm irgend eine äußere Urſache dieſes Objekt vor die Augen rückt. Denn iſt dieſes Objekt abweſend: ſo hat der Menſch, ſo wie ich ihn vorausſeze, kein Mittel, womit er ſich daſſelbe eigenmächtig von ſelbſt zurückrufen könnte: eben weil er keines von den Dingen nach ſeiner Willkühr gebrauchen kann, mit welchen der Gegenſtand etwa verknüpft ſeyn könnte. Es hängt alſo nicht von ihm ab, daß er die Idee aufweckt, die daran angeknüpft iſt; und folglich ſteht auch die Ausübung der Einbildungskraft noch nicht in ſeiner Gewalt.

§. 38. Was die natürlichen Laute betrift: ſo wird ſie dieſer Menſch ſogleich hervorbringen, ſobald er dergleichen Empfindungen hat, wodurch dieſe Laute herausgepreßt werden. Allein, in Rückſicht auf ihn, werden ſie nur zum erſtenmal, und dann nicht wieder, Zeichen ſeyn; weil ſie, ſtatt ihm Perzeptionen wieder aufzuwecken, bloße Folgen derſelben ſeyn werden.

Wenn er dieſelbige Empfindung oft gehabt, und wenn er eben ſo oft den Laut von ſich gegeben hat, der jene Empfindung natürlicher Weiſe begleiten muß: ſo werden ſich Laut und Empfindung ſo genau in ſeiner Imagination mit einander verbinden, daß er in der Folge den Laut nicht wieder hören wird, er habe denn auch einigermaaßen die Empfindung dabey. Alsdenn wird dieſer Laut ein Zeichen ſeyn. Allein die Einbildungskraft dieſes Menſchen wird dabey nie geübt werden; der Zufall mache es denn, daß er den

laut hört. Daher ſteht die Uebung der Einbildungskraft hiebey eben ſo wenig in ſeiner Gewalt, als im vorigen Fall.

Man wende mir nicht ein, daß er ſich doch auf die Länge dieſer Laute bedienen könne, um ſich die Empfindung, die ſie ausdrücken, nach ſeinem Gefallen wieder aufzuwecken. Denn da antworte ich, daß ſie alsdenn aufhören würden, natürliche Zeichen zu ſeyn, deren Charakter darinnen liegt, daß ſie uns die Impreßion, die wir haben, durch ſich ſelbſt, und unabhängig von unſrer Wahl, zu erkennen geben, indem ſie bey andern etwas Aehnliches verurſachen. Sie würden nur Töne ſeyn, die dieſer Menſch ſich würde ausgeſucht haben: ſo wie wir etwa die Töne von Furcht, Freude u. ſ. w. auswählten. Er würde ſich folglich willkührlicher Zeichen bedienen; und dieſes iſt meiner Vorausſezung zuwider, worüber ich gegenwärtig philoſophire.

§. 39. Das Gedächtniß beſteht, wie wir geſehn haben, in dem Vermögen uns die Zeichen unſrer Ideen oder die ſie begleitenden Umſtände wieder zurückzurufen. Dieſes Vermögen hat nur in ſo fern Statt, in ſo ferne die Gegenſtände, die wir uns zurückrufen wollen, durch die Analogie der gewählten Zeichen, und durch die Ordnung in unſern Ideen, an einigen von unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen hangen. Kurz, wir können uns keine Sache wieder zurückrufen, außer in ſo fern ſie, an irgend einem Ende an ſolche Dinge, die in unſrer Gewalt ſtehn, angeknüpft iſt. Ein Menſch aber, der keine zufällige und keine natür-

liche Zeichen hat, hat gar nichts, worüber er gebieten könnte. Folglich können seine Bedürfnisse nur die Uebung seiner Einbildungskraft veranlassen; und er wird Gedächtnißlos seyn.

§. 40. Hieraus folgt: die Thiere haben kein Gedächtniß, und sie haben nur eine Einbildungskraft, worüber sie nicht Herren sind. Sie stellen sich keinen abwesenden Gegenstand vor, das Bild desselben möchte denn ganz innigst mit einem gegenwärtigen Objekt, in ihrem Gehirn, verknüpft seyn. Nicht das Gedächtniß bringt sie an den Ort wieder hin, wo sie gestern ihre Speise fanden; sondern sie kommen an diesen Ort wieder, weil die Empfindung des Hungers so genau mit den Ideen dieses Orts, und mit dem Weg, der an diesen Ort hinführt, verkittet ist, daß diese Idee alsobald wieder aufgeweckt wird, sobald sie jene Empfindung wieder haben. Nicht das Gedächtniß ist es, welches ihnen die Flucht für ihren Raubthieren anempfiehlt; sondern, da einige Thiere ihrer Art, vor ihren Augen, zerfleischt wurden: so haben die Laute, die sie bey dergleichen Vorfällen vernahmen, die Empfindungen des Schmerzes in ihrer Seele wiederaufgeweckt, von denen dergleichen Laute die natürlichen Zeichen sind; und so kömmt es, daß die Thiere ihre Feinde fliehen. Wenn diese sich wieder sehn lassen: so machen sie selbst dieselbige Empfindung wieder rege; denn, da diese Empfindungen zum Erstenmal bey der Gelegenheit, da diese Raubthiere zum Vorschein kamen, in ihnen erzeugt wurden: so ist nun die

Verbindung sogleich fertig. Sie nehmen also wieder die Flucht.

Was diejenigen Thiere betrift, die kein anders Individuum ihres Geschlechts auf eine solche Art haben umkommen gesehn: so kann man mit Grund annehmen, daß ihre Mutter oder irgend ein anderes Thier ihres Geschlechts sie anfänglich nöthigten, sich mit ihnen auf die Flucht zu begeben; und das dadurch, daß sie ihnen durch Laute die Gefahr und das Schrecken beybrachten, welches sie behalten haben, und welches sich beym Anblick des Feindes allemal verneuert. Verwirft man alle diese Erklärungen und Voraussezungen: so seh' ich nicht ein, was sie dazu bewegen kann, daß sie die Flucht ergreifen.

Vielleicht frägt man: wer hat sie denn die Laute kennen gelehrt, die die natürlichen Zeichen des Schmerzes sind? Antwort, die Erfahrung. Es giebt kein Thier, welches nicht frühe Schmerz empfunden, und welches folglich nicht Gelegenheit gehabt hätte, die Laute mit der Empfindung zu verknüpfen. Man darf sich nicht vorstellen daß sie etwa nicht fliehen könnten, sie hätten denn eine bestimmte Idee von der Gefahr, die ihnen drohet. Es ist genug, wenn das Geschrey der Individuen ihrer Art die Idee von irgend einem Schmerz in ihnen wieder aufweckt.

§. 41. Es ist leicht einzusehn, daß, wenn sich die Thiere, wegen des Mangels des Gedächtnisses, nicht wie wir, die Perzeptionen, die

in ihrem Gehirn verknüpft sind, von selbst
nach ihrem eignen Belieben wieder aufwecken
nen, dieser Mangel durch die Imagination
kommen ersezt wird. „Denn, indem die
bildungskraft ihnen die Perzeptionen, selbst
abwesenden Gegenstände, von neuem rege ma
so kommen die Thiere gerade in den Fall, daß
sich so betragen, als wenn sie diese Gegenst
vor Augen hätten, und daß sie weit schleun
und sicherer für ihre Erhaltung sorgen, und
vorsehn, als wir bisweilen selbst, mit Hülfe
Vernunft, zu thun im Stande sind. Wir
nen etwas Aehnliches bey uns, bey solchen
legenheiten bemerken, wo die Reflexion zu
seyn würde, um uns einer Gefahr zu entreiß
So erweckt die Imagination, z. B. beym Anb
eines fallenden Körpers, der uns zerschmett
will, plözlich die Idee vom Tod, oder von etw
was sich dem Tod nähert; und diese Idee bew
uns sogleich, daß wir dem Unglück entflieh
welches uns drohet. Wir würden zuverläßig u
kommen, wenn wir in solchen Augenblicken
die Hülfe des Gedächtnisses und der Reflexion
brauchen könnten.

§. 42. Oft erzeugt die Einbildungskraft a
solche Wirkungen in uns, von denen man glaub
sollte, daß sie der allergegenwärtigsten Reflexi
zugehören. Wenn uns eine Idee gleich sehr
schäftiget: so wirken die uns umgebenden Geg
stände doch immerfort auf unsre Sinne.
Perzeptionen, die sie verursachen, wecken ant
Perzeptionen auf, mit denen sie verbunden sin

und dieſe verurſachen gewiſſe Bewegungen in unſerm Körper. Wenn uns alle dieſe Dinge weniger lebhaft affiziren, als die Idee, die uns beſchäftiget, ſo können ſie uns von der Idee nicht abziehn, und davon rühret es denn her, daß wir, ohne darüber nachzudenken, was wir verrichten, ſo handeln, als wenn unſer Betragen ganz räſonnirt wäre. Dies muß jedermann erfahren haben. Es geht einer durch Paris; er weicht allen Hinderniſſen, die ihm im Wege liegen, mit eben der Vorſicht aus, als wenn er nur einzig an das gedacht hätte, was er wirklich thut. Und doch iſt er verſichert, daß er mit einer ganz andern Sache beſchäftigt war. Noch mehr: es trift ſich oft, daß wir auf Fragen richtig antworten, wenn gleich unſre Seele an die Frage gar nicht dachte. Der Grund davon liegt darinnen, daß die Ausdrücke, aus denen die Frage beſteht, mit den Wörtern der Antwort zuſammenhangen, und die leztern die Bewegungen der Organe beſtimmen, wodurch ſie artikulirt werden. Die Verbindung der Ideen iſt das Prinzipium von allen dieſen Phänomenen.

Wir wiſſen es alſo aus unſrer eignen Erfahrung, daß die Imagination, ſelbſt alsdenn, wenn wir ihre Thätigkeit nicht als Herren anordnen können, zur Erklärung der Handlungen zureicht, die ausgedacht zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie es gleich nicht ſind. Man hat eben deswegen Grund zu glauben, daß bey den Thieren keine andre Operation vorgeht. Die Fakta, die man von ihnen erzehlt, mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen;

die Menschengeschichte giebt uns eben so wunderbare Fakta an die Hand, die aus dem Prinzipium der Ideenverknüpfung erklärt werden können.

§. 43. Wenn man den Erklärungen folgt, die ich eben gegeben habe: so macht man sich einen bestimmten Begrif von dem, was man Instinkt nennt. Der Instinkt ist eine Imagination, die, bey Gelegenheit eines Gegenstandes, die Perzeptionen aufweckt, die unmittelbar an den Gegenstand angeknüpft sind, und die hiedurch, ohne Beyhülfe der Reflexion alle Arten von Thieren leitet.

Da die Philosophen die Analysen, die ich eben mitgetheilt habe, und besonders meine Bemerkungen über die Verknüpfung der Ideen nicht gekannt haben: so sind sie bey der Erklärung des Instinkts der Thiere stets in Verlegenheit gewesen. Es ist ihnen gegangen, wie es einem allemal gehn muß, wenn man räsonnirt, ohne auf den Ursprung der Dinge zurück zu gehn. Sie konnten die Mittelstraße nicht fortwandeln und entfernten sich nach den beyden äußersten Enden hin. Einige haben den Instinkt der Vernunft zur Seite gesezt, oder ihn gar über die Vernunft erhoben. Andre verwarfen den Instinkt, und hielten die Thiere für bloße Automate. Beyde Meynungen sind, um glimpflich von ihnen zu urtheilen in gleichem Grad lächerlich. Die Aehnlichkeit zwischen den Thieren und uns beweiset, daß sie eine Seele haben; und die Verschiedenheit unter ihnen und uns zeigt, daß ihre Seele der unsrigen nachsteht. Durch meine Zergliederung wird die Sache einleuchtend: denn

die Operationen der Thierſeelen ſind auf die Perzeption, das Bewußtſeyn, die Reminiſcenz und auf eine gewiſſe Imagination eingeſchränkt, die ſich nicht nach ihren Befehlen richtet; die menſchliche Seele hat hingegen noch andre Operationen, deren Erzeugung ich nun erklären will.

§. 44. Das, was ich von der Imagination und vom Gedächtniß geſagt habe, muß man auch auf das Betrachten anwenden, nachdem man es entweder zu jenem oder zu dieſem rechnet. Läßt man es im Behalten der Perzeptionen beſtehn: ſo hängt die Ausübung deſſelben, vor dem Gebrauch der willkührlichen Zeichen, nicht von uns ab. Läßt man es hingegen im Erhalten der Zeichen ſelbſt beſtehn: ſo kann es, vor ihrem Gebrauch, gar nicht geübt werden.

§. 45. In ſo fern Einbildungskraft, Betrachten und Gedächtniß gar nicht geübt werden; oder in ſo fern die beyden erſtern nur auf eine Art geübt werden, worüber man aber nicht nach ſeiner Willkühr gebieten kann: in ſo fern kann man auch ſelbſt über ſeine Aufmerkſamkeit nicht herrſchen. Wie ſollte man auch über ſie herrſchen können, da die Seele noch keine Operation in ihrer Gewalt hat? Die Seele geht nicht anders von einem Gegenſtand zum andern über; ſie werde denn durch die Kraft des Eindrucks, den die Dinge auf ſie machen, dazu gezwungen.

§. 46. Sobald aber ein Menſch anfängt, Ideen mit den Zeichen zu verbinden, die er ſich ſelbſt ausgewählt hat; ſobald bildet ſich das Gedächtniß in ihm aus. Iſt einmal das Gedächt-

niß da: so fängt er an über seine Imagination zu herrschen, und ihr eine neue Uebung zu verschaffen; weil er mit Hülfe der Zeichen, nach seinem Belieben, die an die Zeichen geknüpften Ideen aufweckt, oder doch wenigstens aufwecken kann. In der Folge wird er in eben dem Verhältniß mehr Gewalt über seine Einbildungskraft überkommen, je mehr er sich Zeichen erfinden wird, weil er sich dadurch eine grössere Anzahl von Mitteln zu ihrer Uebung verschaft.

Hier zeigt sich zuerst der Vorzug unsrer Seele vor den Thierseelen. Denn es ist auf der einen Seite gewiß, daß das Anknüpfen ihrer Ideen an willkührliche Zeichen nicht von ihrer Gewalt abhängt, und auf der andern Seite scheint es wiederum gewiß zu seyn, daß dieses Unvermögen nicht einzig und allein von der Organisation herrührt. Ist ihr Körper denn nicht zur Geberdensprache eben so geschickt, wie der unsrige, und haben nicht einige unter ihnen alles, was zur Artikulation der Töne erforderlich ist? Warum sollten sie denn, wenn sie zu denselbigen Operationen aufgelegt wären, die wir hervorbringen können, nicht Proben davon geben?

Diese genauere Zergliederung der Sache zeigt, wie die verschiedenen Arten von Zeichen zur Ausbildung der Imagination, des Betrachtens und des Gedächtnisses mitwirken. In den folgenden Kapiteln soll dieses alles noch besser entwickelt werden.

Fünftes Kapitel.

Von der Reflexion.

§. 47. Sobald das Gedächtniß da iſt, und ſobald die Uebung der Einbildungskraft in unſrer Gewalt ſteht: ſobald geſchieht es auch, daß die Zeichen, die das Gedächtniß zurückruft, und die Ideen, die die Imagination wieder aufweckt, der Seele aus der Abhängigkeit heraushelfen, in welcher ſie in Anſehung aller Gegenſtände vorher ſtund, die auf ſie wirkten. Da der Zurückruf der Dinge, die ſie geſehn hat, nun in ihrer Gewalt ſteht: ſo kann ſie ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge richten, und ſie hingegen von den Gegenſtänden wegwenden, die ſie jezt ſieht. Sie kann ſie hierauf in der Folge dieſen lezten Gegenſtänden, oder auch nur einigen unter ihnen widmen, und ſie wechſelsweiſe bald dieſen bald jenen ſchenken. So rufen wir uns z. B. beym Anblick eines Gemäldes die Kenntniſſe zurück, die wir von der Natur und von den Regeln haben, nach welchen die Natur nachgeahmt werden muß; und wir richten unſre Aufmerkſamkeit allmählig von dieſem Gemälde auf dieſe Kenntniſſe, und von dieſen Kenntniſſen auf dieſes Gemälde, oder auch wechſelsweiſe auf ſeine verſchiedenen Theile. Es iſt aber offenbar, daß wir nur mit Hülfe der Thätigkeit der Einbildungskraft, die durch ein ſtarkes Gedächtniß hervorgebracht wird, auf eine ſolche Art über unſre Aufmerkſamkeit gebieten können. Wir würden ohne dieſes Mittel die Aufmerkſamkeit nicht lenken

können: sie würde einzig und allein der Einwirkung der Objekte gehorchen.

§. 48. Ich nenne diese Art, seine Aufmerksamkeit eigenmächtig auf verschiedene Gegenstände, oder auf verschiedene Theile eines einzigen Gegenstandes wechselsweise zu richten, das Reflektiren. So sieht man deutlich ein, wie die Reflexion aus der Einbildungskraft und dem Gedächtniß entsteht. Auch hier giebt es ein Wachsthum, welches nicht unbeachtet übergangen werden darf.

§. 49. Ein kleiner Anfang des Gedächtnisses reicht zu, um uns einen Anfang der Gewalt über unsere Einbildungskraft zu verschaffen. Es ist schon genug, wenn ein einziges willkührliches Zeichen da ist, um eine Idee von sich wieder erwecken zu können. Und das ist zuverläßig der erste und der kleinste Grad vom Gedächtniß und von der Gewalt, die man über seine Einbildungskraft erlangen kann. Freylich ist diese Gewalt, die uns ein so kleiner Grad im Gebieten über unsre Aufmerksamkeit verschaft, im höchsten möglichen Grad schwach und klein. So wie sie aber auch seyn mag: so macht sie doch den Vortheil der Zeichen einleuchtend, und sie kann den Menschen doch wenigstens auf einige Gelegenheiten hinweisen, bey denen die Erfindung neuer Zeichen nüzlich oder nothwendig seyn kann. Hiedurch wächst die Uebung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und die Reflexion kann daraus sogleich auch einigen Vortheil ziehn. Indem diese auf die Imagination und auf das Gedächtniß zurückwirkt, woraus sie eigentlich entsprungen ist, sezt sie sie in

eine neue Uebung. Und so helfen diese Operationen, durch ihre wechselseitige Beyhülfe, einander in ihrer Ausbildung wechselsweise fort.

Ist einem, aus der Betrachtung des schwachen Anfangs dieser Operationen, ihr wechselseitiger Einfluß auf einander noch nicht fühlbar genug: so darf man nur meine bisherigen Bemerkungen auf diese Operationen, in dem Grad der Vollkommenheit betrachtet, in welchem wir sie besizen, anwenden. Wie viel Reflexion war nicht z. B. zur Bildung der Sprachen erforderlich; und welche Stüzen sind diese Sprachen nicht für die Reflexion? Doch dieser Materie hab' ich mehrere Kapitel gewidmet.

Es scheint, als wenn man sich der willkührlichen Zeichen nicht zu bedienen wissen würde, wenn man nicht schon der Reflexion mächtig genug wäre, um die willkührlichen Zeichen auszusuchen, und um Ideen an dieselben anzuknüpfen. Hier könnte man mir also einwenden: wie ist es denn, dieser Bemerkung zu Folge möglich, daß die Uebung der Reflexion nur durch den Gebrauch der Zeichen erworben werde?

Ich werde diese Schwierigkeit in der Folge zu heben suchen, wenn ich die Geschichte der Sprache liefern werde. Ich wollte hier nur anzeigen, daß mir diese Bedenklichkeit nicht entwischt sey.

§. 50. Aus allen bisherigen Bemerkungen wird es einleuchtend, daß man die Wirksamkeit der Einbildungskraft, und die Weitläuftigkeit des Gedächtnisses, nicht besser vermehren, und die Uebung der Reflexion nicht besser erleichtern kann

als wenn man sich mit Gegenständen beschäftiget, die die Aufmerksamkeit sehr üben, und eine grössere Anzahl von Zeichen und von Ideen mit einander verbinden. Davon hängt alles ab. Und hieraus erhellet auch, um dieses im Vorbeygehn anzumerken, daß die Gewohnheit, Kinder in ihren ersten Jahren mit der Erlernung solcher Dinge zu beschäftigen, die sie nicht begreifen, und woran sie kein Interesse finden können, zu Entwickelung ihrer Talente sehr wenig nützt. Denn dadurch wird keine Verknüpfung der Ideen veranstaltet; oder, wenn es auch geschieht: so ist dieser Zusammenhang doch so schwach, daß sie ihn nicht behalten können.

§. 51. Mittelst der Reflexion lernen wir die Fähigkeiten der Seele kennen. Wir haben gezeigt, daß die Seele, so lang man die Aufmerksamkeit nicht auf sich selbst richtet, allem, was sie umgiebt, unterworfen ist, und daß sie in diesem Zustand nichts, ohne eine fremde Kraft, besizt. Ist man aber Herr über seine Aufmerksamkeit, und kann man sie einmal, nach seinem Willen lenken: so macht die Seele, aus eigner Kraft, Anordnungen; sie bildet Ideen, die sie nur sich allein zu verdanken hat und sie bereichert sich, aus ihren eignen Fonds.

Der Effekt dieser Operation ist um so viel beträchtlicher, da wir durch sie über unsre Perzeptionen ohngefähr eben so gebieten, als wenn wir die Kraft hätten, sie hervorzubringen, oder sie zu vernichten. Wenn ich eine von den Perzeptionen, die ich eben habe, aushebe: so wird das

Bewußtſeyn derſelben ſo lebhaft, und das Bewußtſeyn der übrigen wird ſo ſchwach, daß es das Anſehen haben kann, als wenn jene Perzeption die einzige wäre, die ich erkannt habe. Wenn ich ſie einen Augenblick nachher verlaſſen, und mich vornemlich mit einer von den Perzeptionen beſchäftigen will, die mich nur ganz leiſe affizirten: ſo ſcheint jene wieder ins Nichts zurückzukehren, während dem die andere aus dem Nichts hervorzutreten ſcheint. Das Bewußtſeyn der erſtern wird, um mich eigentlicher auszudrücken, ſo ſchwach, und das Bewußtſeyn der leztern wird ſo lebhaft werden, daß es mir ſcheinen kann, ich habe ſie, nur eine nach der andern gehabt. Dieſe Erfahrung läßt ſich leicht machen, wenn man einen ſehr zuſammengeſezten Gegenſtand betrachtet. Es iſt kein Zweifel, daß man nicht, zu derſelbigen Zeit, das Bewußtſeyn aller Perzeptionen habe, die die verſchiedenen Theile, die auf die Sinne wirken können, erzeugen. Man könnte aber ſagen, die Reflexion feze, nach ihrem Belieben, die in der Seele vorgehenden Impreßionen aus, um ſich nur eine einzige derſelben gegenwärtig zu erhalten.

§. 52. Die Geometrie lehrt uns, daß das beſte Mittel zur Erleichterung unſrer Reflexion dieſes iſt, daß man ſich die Gegenſtände ſelbſt, mit deren Ideen man ſich beſchäftigen will, vor Augen ſtelle; weil alsdenn das Bewußtſeyn lebhafter iſt. Allein man kann dieſen Kunſtgrif nicht in allen Wiſſenſchaften anwenden. Das Mittel hingegen, welches in allen Wiſſenſchaften, mit einem glück-

lichen Erfolg anwendbar iſt, iſt dieſes, daß wir in alle unſre Meditationen Klarheit, Beſtimmtheit und Ordnung bringen. Klarheit; denn je klärer die Zeichen ſind, deſto mehr ſind wir uns der Ideen, die ſie bezeichnen, bewußt, und deſto weniger können ſie uns folglich entwiſchen. Beſtimmtheit; damit ſich die weniger getheilte Aufmerkſamkeit mit geringerer Anſtrengung anheften möge. Endlich Ordnung; damit eine erſte, bekanntere, geläufigere Idee unſre Aufmerkſamkeit auf die folgende Idee vorbereiten möge.

§. 53. Der Fall ereignet ſich nie, daß ein Menſch bey allen Materien ſein Gedächtniß, ſeine Einbildungskraft und ſeine Reflexion auf eine gleiche Art üben ſollte. Der Grund liegt darinnen, daß dieſe Operationen von der Aufmerkſamkeit, als von ihrer Urſache abhangen, und daß die Aufmerkſamkeit ſich mit einem Gegenſtand nur im Verhältniß ſeiner Beziehung auf unſer Temperament und auf dasjenige, was uns nahe angeht, beſchäftigen kann. Man ſieht hieraus ein, warum diejenigen, die allgemeine Gelehrte ſeyn wollen, Gefahr laufen, in vielen Fällen nicht gut fortzukommen. Es giebt zwo Gattungen von Talenten. Die eine Art erlangt man nur durch eine gewaltſame Anſtrengung der Organen: die zwote iſt eine Folge einer glücklichen Diſpoſition, und einer großen Leichtigkeit zur Entwickelung derſelben. Dieſe leztere Gattung, die der Natur mehr zugehört, iſt lebhafter, thätiger, und ihre Wirkungen ſind vorzüglicher. Jene hingegen fühlt die Anſtrengung und die Arbeit, und ſie erhebt ſich nie über das Mittelmäßige.

§. 54. Ich habe die Urſachen der Imagination, des Gedächtniſſes und der Reflexion in den Operationen aufgeſucht, die vor ihnen hergehn. Denn die Erklärung, wie die Operationen auseinander erzeugt werden, iſt der Gegenſtand dieſes Abſchnitts. Nur die Phyſik würde bis zu andern Urſachen zurückgehn müſſen, wenn uns die Kenntniß derſelben möglich wäre *).

Sechſtes Kapitel.

Von den Operationen, die im Diſtinguiren, Abſtrahiren, Vergleichen, Zuſammenſezen und Auseinanderlegen unſrer Ideen beſtehn.

Wir haben das Schwerſte in der Fortbildung der Seelenoperationen bisher entwickelt. Die noch rückſtändigen Operationen ſind ſo einleuchtend Effekte der Reflexion, daß ſich ihre Erzeugung gewiſſermaßen von ſelbſt erklärt.

§. 55. Aus der Reflexion, oder aus dem Vermögen eigenmächtig über unſre Aufmerkſamkeit zu diſponiren, erwächſt das Vermögen, daß wir unſre Ideen einzeln, eine jede für ſich betrachten können. Daſſelbige Bewußtſeyn, welches uns von der Gegenwart gewiſſer Ideen näher benachrichtiget, (und dieſes iſt der Charakter der Aufmerkſamkeit,) be-

*) Mein ganzes Werk beruht eigentlich auf dieſen fünf Kapiteln; man muß ſie alſo nothwendig durchaus verſtehn, ehe man zu den folgenden Kapiteln übergeht.

nachrichtiget uns auch von ihrer Verschiedenheit. Wie die Seele also noch nicht Gebieterinn über ihre Aufmerksamkeit war, war sie auch noch nicht im Stand, aus eignen Kräften, die verschiedenen Impressionen zu unterscheiden, die sie von den Gegenständen empfieng. Die Erfahrung hierüber machen wir alle Augenblicke, wenn wir uns mit der Untersuchung von Materien abgeben wollen, wozu wir nicht geschickt sind. Da verwechseln wir die Gegenstände so sehr, daß wir bisweilen Mühe haben, um nur diejenigen Objekte zu unterscheiden, die am meisten von einander verschieden sind. Weil wir nämlich in diesem Fall nicht reflektiren, oder unsre Aufmerksamkeit nicht auf alle von den Gegenständen erzeugte Perzeptionen richten können; so entwischen uns diejenigen unter ihnen, wodurch sie sich unterscheiden. Hieraus kann man abnehmen, daß wir, wenn wir des Gebrauchs der Reflexion gänzlich beraubt wären, verschiedene Gegenstände nur in so fern unterscheiden würden, in so fern ein jeder derselben einen sehr lebhaften Eindruck auf uns machen würde. Alle übrigen Objekte, die nur ganz leise auf uns wirken, würden für nichts gehalten werden.

§. 56. Ein Paar ganz einfache Ideen sind leicht von einander zu unterscheiden. Die Schwierigkeiten des Unterscheidens nehmen hingegen in eben dem Grad zu, in welchem die Ideen zusammengesezter werden. Denn da sich nun die Notionen in mehreren Stücken ähnlich werden: so ist immer die Gefahr da, daß wir mehrere für eine

einzige halten, oder doch, daß wir sie wenigstens nicht so gut von einander unterscheiden, als sie unterschieden werden müssen. Der Fall ist in der Metaphysik und in der Moral sehr häufig. Selbst die Materie, die wir jezt abhandeln, ist ein einleuchtendes Beyspiel von den Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat. Man kann bey dergleichen Gelegenheiten, in der Bemerkung der geringsten Verschiedenheiten, nicht behutsam genug seyn. Dies ist der Punkt, worauf eigentlich die Bestimmtheit und die Richtigkeit unsers Verstandes beruht; er ist es, der am meisten zur Ordnung und zur Genauigkeit unsrer Ideen beyträgt, die beyde so nothwendig sind, wenn man zu einigen Kenntnissen gelangen will. Diese Wahrheit ist übrigens so wenig bekannt, daß man Gefahr läuft, sich lächerlich zu machen, wenn man sich in etwas feine Analysen einläßt.

§. 57. Indem man seine Ideen unterscheidet, betrachtet man bisweilen die wesentlichsten Beschaffenheiten eines Subjekts so, als wenn sie vom Subjekt ganz abgesondert wären. Dies ist es, was man eigentlich das Abstrahiren nennt, und die auf die Weise erzeugten Ideen, heißen allgemeine Begriffe, weil sie solche Beschaffenheiten darstellen, die mehreren verschiedenen Dingen gemeinschaftlich zukommen. Wenn ich z. B. auf das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, gar nicht, sondern einzig und allein auf das sehe, was beyde mit einander gemein haben: so mache ich eine Abstraktion, die mir die allgemeine Idee vom Thier giebt.

Dieſe Operation iſt für eingeſchränkte Geiſter, die nur wenige Ideen auf einmal betrachten können, und die eben deswegen mehrere Ideen unter eine und eben dieſelbe Klaſſe bringen müſſen, ſchlechterdings nothwendig. Man muß aber zuſehn, daß man nicht Dinge, die nur in unſrer Vorſtellungsart verſchieden ſind, für eben ſo viele wirklich verſchiedene Weſen halte. In dieſen Irrthum ſind viele Weltweiſen gerathen. Im fünften Abſchnitt werd' ich hievon ausführlicher handeln.

§. 58. Die Reflexion, die uns zum Unterſcheiden unſrer Ideen geſchickt macht, giebt uns noch nicht auch das Vermögen, ſie zu vergleichen, um ihre Beziehungen zu erkennen. Wir vergleichen erſt, wenn wir die Aufmerkſamkeit entweder von einer Idee auf die andere wechſelsweiſe hinwenden, oder wenn wir ſie zu gleicher Zeit auf mehrere Ideen heften. Wenn wenig zuſammengeſezte Notionen einen Eindruck auf die Seele machen, der ſtark genug iſt, um, ohne Hinzuthun der Seele, die Aufmerkſamkeit anzuziehn: ſo iſt das Vergleichen gar nicht ſchwer. Die Schwierigkeiten werden hingegen in eben dem Maas gröſſer, in welchem die Ideen zuſammengeſezter werden, und in welchem ſie eine ſchwächere Impreſſion machen. So ſind z. B. die Vergleichungen, in der Geometrie weit leichter, als in der Metaphyſik.

Mittelſt dieſer Operation bringen wir die uns weniger geläufigen Ideen den Begriffen näher, die uns geläufiger ſind; und die Beziehungen, die

unter ihnen wahrnehmen, bringen solche Ver-
ungen unter ihnen hervor, die zur Erweite-
g und zur Befestigung des Gedächtnisses und
Einbildungskraft, und mittelbar auch der Re-
on, sehr geschickt sind.

§. 59. Wenn wir mehrere Ideen von einan-
unterschieden haben: so sehen wir sie biswei-
so an, als wenn sie nur eine einzige Notion
machten. Zu einer andern Zeit nehmen wir
herum von einer Notion Ideen weg, aus de-
diese Notion zusammengesezt ist. Dies ist
was man das Zusammensezen und das Aus-
nderlegen der Ideen nennt. Mittelst dieser
rationen können wir die Ideen unter allerley
n von Beziehungen vergleichen, und bestän-
neue Kombinationen mit denselben veran-
en.

§. 60. Um das Zusammensezen der Ideen
ig anzugreifen, muß man darauf Acht geben,
hes die einfachsten von unsern Notionen sind:
wie und in welcher Ordnung sie sich mit den
ukommenden Ideen vereinigen. Dadurch
man in den Stand gesezt, auch die Dekom-
ion der Ideen richtig vorzunehmen; denn
darf nur dasjenige, was man gemacht hat,
er wegthun. Man sieht hieraus, wie beyde
rationen aus der Reflexion fließen.

Siebentes Kapitel.

Eine Digreßion über die Prinzipien, und über die Operation, die im Analyſiren beſteht.

§. 61. Das Abſtrahiren und das Dekomponiren hat den Gebrauch der allgemeinen Säze frühe eingeführt. Man mußte nämlich ſehr bald bemerken, daß, da ſie das Reſultat mehrerer einzelner Kenntniſſe ſind, ſie zur Unterſtüzung des Gedächtniſſes, und zur Beſtimmtheit der Rede ſehr vortheilhaft zu gebrauchen ſeyn mußten. Sie wurden aber gar bald gemißbraucht, und gaben zu einer ſehr unvollkommenen Art zu ſchließen Gelegenheit Hier iſt der Grund davon:

§. 62. Die erſten Erfindungen in den Wiſſenſchaften waren ſo ſimpel und ſo leicht, daß ſie die Menſchen ohne Beyhülfe irgend einer Methode machten. Regeln konnten ſie nicht ausſinnen, bis ſie nicht ſchon Fortſchritte gethan hatten, die ſie bemerken ließen, wie ſie zu gewiſſen Wahrheiten gelangt waren, und die ſie lehrten, wie ſie zu andern Wahrheiten kommen könnten. Diejenigen, die die erſten Entdeckungen machten, konnten den andern die Bahn nicht vorzeichnen, auf welcher man ihnen folgen müſſe; weil ſie den Weg ſelbſt nicht kannten, auf welchem ſie fortgewandelt waren. Durch kein ander Mittel konnten ſie die Gewißheit ihrer Entdeckungen beweiſen, als dadurch, daß ſie zeigten, ihre Entdeckungen ſtimmen mit den allgemeinen Säzen überein, die Niemand bezwei-

fele. Das machte die Leute glauben, dieſe Säze ſeyen die ächte Quelle unſrer Kenntniſſe. Man gab ihnen daher den Namen der Prinzipien; und nun wurd' es, und es iſt auch noch ein allgemein gangbares Vorurtheil, daß man nur aus Prinzipien räſonniren dürfe *). Diejenigen, die neue Wahrheiten erfanden, glaubten ein Geheimniß aus der Methode, die ſie befolgt hatten, machen zu müſſen, um dadurch den Leuten eine um ſo viel gröſſere Idee von ihrem Scharfſinn zu geben. Sie begnügten ſich die neu entdeckten Wahrheiten aus den allgemein angenommenen Grundſäzen herzuleiten; und das Vorurtheil, welches ſich immer ſtärker einniſtelte, erzeugte unzählig viele Syſteme.

§. 63. In der Syntheſe leuchtet die Unnüzheit und der Mißbrauch der Grundſäze am meiſten hervor. Bey dieſer Methode ſcheint die Wahrheit ſich nicht zeigen zu dürfen, wofern man ihr nicht eine groſſe Anzahl von Axiomen, Definitionen und von andern angeblich fruchtbaren Säzen vorangeſchickt hat. Die Evidenz der mathematiſchen Demonſtrationen, und der Beyfall, den alle Gelehrte dieſer Art zu ſchlieſſen, geben, könnten meine Leſer ſchon allein überreden, daß ich einen unhaltbaren paradoxen Saz behaupte. Allein es läßt ſich ja leicht zeigen, daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften ihre

*) Ich verſtehe hier unter Prinzipien nicht ſolche Beobachtungen, die von der Erfahrung beſtätigt werden. Ich nehme das Wort in der bey den Philoſophen gewöhnlichen Bedeutung, die diejenigen allgemeinen und abgezogenen Säze Prinzipien nennen, worauf ſie ihre Syſteme bauen.

Gewißheit nicht der synthetischen Methode zu verdanken haben. Könnten in der That in dieser Wissenschaft eben so viele Irrthümer, Dunkelheiten und Zweydeutigkeiten vorkommen, als in der Metaphysik; gewiß die Synthese würde auch da sehr geschickt seyn, sie zu unterhalten und immer mehr und mehr zu vermehren. Daß die Ideen der Mathematiker bestimmt sind, liegt darinnen; weil sie das Werk der Algebra und der Analyse sind. Die Methode, die ich heruntersetze, taugt zur Verbesserung einer schwankenden Idee einer unbestimmten Notion nichts; sie läßt dagegen alle Fehler eines Räsonnements stehn, oder verbirgt sie unter dem Anschein einer großen Ordnung, die aber eben so überflüßig, als trocken und unangenehm ist. Ich verweise einen jeden, der sich hievon überzeugen will, auf die metaphysischen, moralischen und theologischen Werke, in welchen man sich dieser Methode hat bedienen wollen *),

*) Hat z. B. Descartes über seine metaphysischen Meditationen dadurch wohl mehr Licht gebracht, daß er sie nach den Regeln dieser Methode zu demonstriren suchte? Kann man irgend schlechtere Demonstrationen finden, als beym Spinoza? Ich könnte noch den Malebranche anführen, der sich bisweilen dieser Methode bedient hat: ferner den Arnaud, der sie in einer schlechten Abhandlung von den Ideen und auch in andern Werken angewandt hat; so auch den Verfasser des Buchs: *De l'action de Dieu sur les Creatures*, und andre mehr. Diese Schriftsteller haben sich eingebildet, es werde zu einer geometrischen Demonstration nichts weiter erfordert, als daß man nur die mehreren Theile eines Räsonne-

§. 64. Man darf nur bedenken, daß ein allgemeiner Saz weiter nichts iſt, als das Reſultat unſrer einzelnen Kenntniſſe: ſo wird man einſehn müſſen, daß er uns nur zu den Kenntniſſen herabführen kann, die uns bis zu denſelben emporgeholfen haben, oder bis zu ſolchen Kenntniſſen, die uns eben ſo gut den Weg dazu gebahnt hätten. Weit gefehlt alſo, daß ein ſolcher Saz das Prinzipium dieſer Kenntniſſe ſey, ſezt er ſchon voraus, daß ſie uns alle ſchon vorher auf andern Wegen bekannt geworden, oder daß ſie uns doch wenigſtens bekannt werden können. Um eine Wahrheit mit dem ganzen Kram von Prinzipien vortragen zu können, den die Syntheſe erheiſcht, muß man ja offenbar ſchon eine Kenntniß derſelben haben. Mittelſt dieſer Methode kann man die höchſten Dinge auf eine ſehr abſtrakte Weiſe demonſtriren, die man auf eine ungleich ſimplere Art beweiſen könnte, und ſie hellet daher um ſo viel weniger den Geiſt auf, je mehr ſie einem den Weg verhelet, der zu den Entdeckungen hinführt. Man iſt dabey auch überdem noch in Gefahr hintergangen zu werden, da die falſcheſten Säze durch ſie einen gewiſſen Anſtrich der Wahrheit erhalten. Denn mittelſt abgeriſſener und oft ſehr weit abliegender Säze kann man leicht alles, was man will, beweiſen; ohne daß man den Grund der Falſchheit eines Räſonnements leicht entdecken kann. In der Metaphyſik kann man hievon Beyſpiele finden.

ments unter die Titel, Axiom, Definition, Poſtulatum u. ſ. w. hinſezen dürfe.

Diese Methode kürzt endlich den Weg gar nicht ab, wie man es sich gemeiniglich einbildet. Denn kein Schriftsteller wiederholt sich häufiger; keiner läßt sich in einen unnüzern Detail ein, als derjenige, der sich dieser Methode bedient.

§. 65. So scheint es mir z. B. zur völligen Einsicht des Sazes: das Ganze ist größer als ein Theil desselben, zuzureichen, daß man über die Art nachdenke, wie man zur Idee eines Ganzen und eines Theils gelangt. Viele neuern Geometer hingegen tadeln den Euklides deswegen, daß er die Demonstration von dergleichen Säzen übergangen hat und sie suchen diesen Mangel zu ersezen. Die Synthese ist in der That allzugewissenhaft, als daß sie das mindeste ohne Beweis hingeben sollte. Sie läßt uns nur einen einzigen Saz hingehn, den sie als das Prinzipium der übrigen ansieht. Und dieser Saz muß noch dazu identisch seyn. Ein Geometer sucht also den Saz: das Ganze ist größer als sein Theil, folgendermaßen zu beweisen.

Er sezt zuerst als Definition fest: Ein Ganzes ist größer, davon ein Theil einem andern Ganzen gleich ist. Als Axiom nimmt er an: Ein Ding ist sich selbst gleich. Diesen einzigen Saz beweiset er nicht. Nun schließt er:

„Ein Ganzes, dessen Theil einem andern Ganzen gleich ist, ist größer als dieses andre Ganze. (Per Defin.) Nun aber ist jeder Theil

eines Ganzen ſich ſelbſt gleich. (Per Axioma) Folglich iſt ein Ganzes gröſſer als ſein Theil" *).

Ich geſtehe, dieſes Räſonnement würde eines Kommentars bedürfen, um mir einzuleuchten. Mir kömmt es vor, die Definition ſey weder klärer, noch einleuchtender als das Theorem; und eben deswegen deucht mir, könne ſie nicht zum Beweis deſſelben gebraucht werden. Und doch führt man dieſe Demonſtration als ein Beyſpiel einer vollkommenen Analyſe an. Denn man ſagt: ſie iſt in einem Syllogiſm enthalten, „deſſen eine Prämiſſe eine Definition, und die zwote ein identiſcher Saz iſt. Das aber iſt das Kennzeichen einer vollkommenen Analyſe."

§. 66. Wenn die Geometer dieſes unter der Analyſe verſtehn: ſo iſt mir nichts bekannt, was unnüzer wäre, als dieſe Methode. Sie haben ohne Zweifel eine beſſere Methode. Die groſſen Fortſchritte, die ſie in ihrer Wiſſenſchaft gethan haben, ſind davon ein Beweis. Vielleicht ſcheint auch ihre Analyſe von der Analyſe, die man auch

*) Dieſe Demonſtration iſt aus den mathematiſchen Anfangsgründen eines berühmten Mannes herausgezogen worden: Hier ſind ſeine eignen Ausdrücke: §. 18. Defin. *Maius eſt, cuius pars alteri toti aequalis eſt; Minus vero, quod parti alterius aequale.* §. 73. Axiom. *Idem eſt aequale ſibimet ipſi.* Theorem. *Totum maius eſt ſua parte.* Demonſtr. *Cuius pars alteri toti aequalis eſt, id ipſum altero maius.* (§. 18.) *Sed quaelibet pars totius parti totius, hoc eſt, ſibi ipſi aequalis eſt.* (§. 73) *Ergo totum qualibet ſua parte maius eſt.*

in andern Wissenschaften anwenden könnte, nur wegen der Zeichen so sehr abzuliegen, die der Geometrie ganz eigen sind. Doch es mag damit seyn, wie es will: so halt' ich das Analysiren für eine Operation, die aus dem Zusammenfluß der vorigen Operationen entsteht. Sie besteht blos im Zusammensezen und im Auseinanderlegen unsrer Ideen, damit wir verschiedene Vergleichungen mit denselben anstellen, und dadurch die Beziehungen, die sie untereinander haben, und die neuen Ideen entdecken mögen, die aus ihnen fließen können. Diese Analyse ist die wahre Kunst zu Entdeckungen zu gelangen; weil sie uns beständig zum Ursprung der Dinge zurückführt. Sie hat den Vortheil, daß sie uns nur wenige Ideen auf einmal vorhält, und zwar allemal unter der einfachsten Gradation. Sie ist eine Feindinn von schwankenden Prinzipien, und von allem, was der Genauigkeit und der Bestimmtheit Abbruch thun kann. Sie sucht die Wahrheit nicht mit Hülfe allgemeiner Säze: sondern allemal mit Hülfe einer Art von Rechnung, nämlich durchs Zusammensezen und durchs Auseinanderlegen der Notionen, damit sie sie auf eine den vorhabenden Entdeckungen durchaus vortheilhafte Art vergleichen möge. Eben so wenig strebt sie durch Definitionen zu ihrem Zweck zu gelangen, die die Zänkereyen gewöhnlich vermehren; sondern sie erklärt die Entstehungsart einer jeden Idee. Aus diesem allen erhellet, daß sie die einzige Methode ist, wodurch Evidenz in unsre Räsonnements gebracht werden kann. Sie ist folglich die einzige Methode, die man

der Unterſuchung der Wahrheit befolgen muß.
viel aber iſt auch gewiß, daß ſie bey demjeni-
, der ſich ihrer bedienen will, eine tiefe Kennt-
der Entwickelung der Seelenoperationen vor-
ſſezt.

§. 67. Die Prinzipien ſind demnach weiter
hts, als Reſultate, die zur Beziehung der
upiſtellen, bey denen man vorübergegangen iſt,
nen. Daher ſind ſie auch, wie der Faden im
yrinth unbrauchbar, wenn wir vorwärts gehn
llen. Sie erleichtern uns nur die Mühe, daß
r wieder auf unſern vorigen Weg zurückkom-
n können. Wenn ſie auch dem Gedächtniß zu
ülfe kommen, und die Streitigkeiten abkürzen,
dem ſie die Wahrheiten in der Kürze anzeigen,
orüber man von beyden Seiten einig iſt: ſo ſind
doch gewöhnlich ſo ſchwankend, daß, wenn
an ſie nicht mit Vorſicht gebraucht, die Strei-
gkeiten durch ſie nur noch vermehrt, und in bloße
Wortſtreite verwandelt werden. Das einzige Mit-
l zu Kenntniſſen zu gelangen iſt folglich dieſes,
aß man auf den Urſprung unſrer Ideen zurück-
eht; daß man ihre Erzeugung verfolgt, und
aß man ſie unter allen möglichen Beziehungen
it einander vergleicht. Das nenne ich Ana-
yſiren.

§. 68. Gewöhnlich ſagt man: Prinzipien müſ-
n wir haben. Man hat Recht. Allein, entwe-
er irre ich mich ſehr, oder die meiſten, die dieſe
Maxime wiederholen, wiſſen eigentlich nicht, was
ie wollen. Es kömmt mir auch vor, als wenn wir
ur diejenigen Säze für Prinzipien hielten, die wir

selbst angenommen haben, und daß wir dem zu Folge von andern Menschen behaupten, sie haben keine Grundsäze, wenn sie die unsrigen nicht annehmen wollen. Versteht man unter Prinzipien allgemeine Säze, die man zur Noth auf besondere Fälle anwenden kann; wo ist da ein Mensch, der nicht Grundsäze haben sollte? Aber, was ist auch dabey verdienstliches, wenn man dergleichen Prinzipien hat? Es sind ja schwankende Maximen, bey denen einen gar nichts die richtige Anwendung derselben lehrt. Rühmt man von einem Menschen den Besiz von dergleichen Grundsäzen; so sagt man im Grund so viel, er ist nicht vermögend bestimmte Ideen von dem, was er denkt, zu haben. Soll man also Prinzipien haben: so heißt das nicht so viel, daß man bey ihnen anfangen müsse, um sodann auf Kenntnisse herunter zu steigen, die weniger allgemein sind; sondern es heißt so viel, man müsse die partikulären Wahrheiten gehörig studirt, und sich von Abstraktion zu Abstraktionen bis zu allgemeinen Säzen emporgeschwungen haben. Diese Arten von Prinzipien sind durch die besondern Kenntnisse, die zu ihnen geführt haben, bestimmt. In ihnen liegt der ganze Umfang, den sie einschließen, und man kann sich von ihrer Wahrheit dadurch versichern, daß man sie beständig richtig anwendet. Von einem Menschen den Besiz von dergleichen Prinzipien rühmen, heißt anzeigen, er kenne die Künste und die Wissenschaften vollkommen, mit denen er sich beschäftiget, und er denke durchgängig bestimmt und deutlich.

Achtes Kapitel.

Bejahen. — Verneinen. — Urtheilen. — Schließen. — Begreifen. — Der Verſtand.

§. 69. Wenn wir unſre Ideen vergleichen: ſo ſagt uns unſer Bewußtſeyn entweder, ſie ſeyen in Anſehung der Stücke, die wir betrachten, dieſelbigen Dinge; (und das drücken wir, durch die Verbindung dieſer Ideen, mittelſt des Worts iſt aus, und das heißt bejahen;) oder es ſagt uns, ſie ſeyen nicht dieſelbigen. Wir bezeichnen dieſes, durch die Abſonderung derſelben mittelſt der Wörter, es iſt nicht; und das heißt Verneinen. Dieſe gedoppelte Operation macht das aus, was wir Urtheilen nennen, welches offenbar eine Folge der vorigen Operationen iſt.

§. 70. Aus der Operation des Urtheilen erwächſt die Operation des Schließens. Das Schlieſſen iſt eine Verkettung von Urtheilen, die von einander abhangen. Bey dieſen leztern Operationen hat man am wenigſten Urſache, ſich lang aufzuhalten Was die Logiker davon in vielen Bänden geſagt haben, ſcheint mir ſehr überflüßig und ganz unbrauchbar zu ſeyn. Ich werde aus einer Erfahrung den Grund angeben

§. 71. Man frägt, wie kann man, bey Unterredungen, ſehr weitläuftige Räſonnements, ohne bisweilen im mindeſten anzuſtoßen, entwickeln? Sind denn alle ihre Theile der Seele in demſelbigen Augenblick gegenwärtig? Und wenn ſie, wie es ſehr

wahrscheinlich ist, ihr nicht gegenwärtig sind,
sie zu eingeschränkt ist, als daß sie eine große
zahl von Ideen auf einmal haben könnte; d
welchen Zufall denkt sie denn so ordentlich?
dem, was ich bisher gesagt habe, ist die Er
rung dieses Phänomens leicht.

In dem Augenblick, da sich ein Mensch
nimmt, einen Schluß zu machen, läßt ihn
Aufmerksamkeit, die er dem zu beweisenden S
widmet, allmählig die Hauptsäze wahrnehm
die das Resultat der mehreren Theile des Räs
nements sind, welches er machen will. Sind di
Säze genau mit einander verbunden: so läuft
sie so schleunig durch, daß er sich einbilden kan
er übersehe sie alle zugleich. Hat er diese Sä
gefaßt: so sieht er nun zu, welcher von ihnen vo
angestellt werden müsse. Dadurch wecken
Ideen, mittelst welcher dieser erste Saz in sein g
höriges Licht gestellt werden kann, nach der Or
nung ihrer Verknüpfung untereinander, einand
auf. Hierauf geht er zum zweyten Saz fort, un
wiederholet dieselbige Operation: und so geht
weiter, bis zum Schlußsaz seines Räsonnement
fort. Sein Verstand umfaßt daher nicht all
Theile zu derselbigen Zeit. Allein von der Ver
knüpfung derselben rührt es her, daß er sie schleu
nig genug durchläuft, um allemal das Wort vor
her auszusprechen; ohngefähr wie das Auge des
sen, der etwas laut ablieset, die Wörter vorher
erblickt, eh' sie ausgesprochen werden.

Vielleicht frägt man hier: Wie kann man die
Resultate eines Räsonnements wahrnehmen, ehe

man die verschiedenen Theile deſſelben, in ihrem ganzen Detail gefaßt hat? Ich antworte: das geht nur bey Materien an, die uns ſehr geläufig ſind, oder die uns doch geläufig zu werden geſtimmt ſind, und zwar durch ihre Beziehung auf Gegenſtände, die wir näher kennen. Nur in dieſem einzigen Fall kann das Phänomen, welches ich im Sinn habe, bemerkt werden. In einem jeden andern Fall ſtottert man entweder; weil die die Ideen nur ſehr ſchwach verknüpft ſind, und weil ſie ſich eben deswegen nur langſam aufwecken oder man ſchwazt auch unzuſammenhangend, welches ein Effekt der Unwiſſenheit iſt.

§. 72. Wenn man ſich, durch Ausübung der vorhergehenden oder andrer Operationen, beſtimmte Ideen gebildet hat, und wenn man die Beziehungen derſelben kennt: ſo iſt das Bewußtſeyn davon diejenige Operation, die man das Begreifen nennt. Folglich iſt, zum glücklichen Begreifen, das eine weſentliche Bedingung, daß man ſich allemal die Dinge unter denen Ideen vorſtellt die ihnen eigenthümlich zukommen.

§. 73. Dieſe Analyſen helfen uns zu einer beſtimmtern Idee vom Verſtand, als man ſich gemeiniglich davon zu machen pflegt. Man ſieht ihn für ein von unſern Kenntniſſen verſchiedenes Vermögen, und für den Ort an, wo ſie ſich alle vereinigen. Ich glaube hingegen, daß man, wenn man deutlich von der Sache reden will, ſagen muß der Verſtand ſey weiter nichts, als die Verſammlung oder die Kombination der Seelenoperationen

Apperzipiren oder Bewußtſeyn haben, die Aufmerkſamkeit richten, Erkennen, Imaginiren, ſich erinnern, Reflektiren, ſeine Ideen unterſcheiden, ſie abſtrahiren, vergleichen, zuſammenſezen, auseinanderlegen, ſie analyſiren, bejahen, verneinen, urtheilen, ſchließen, begreifen. Das iſt der Verſtand.

§. 74. Ich habe dieſe Analyſen angeſtellt, um die Abhängigkeit der Seelenoperationen und ihre ſämmtliche Erzeugung aus der erſtern Operation zu zeigen. Wir fangen damit an, daß wir Perzeptionen, deren wir uns bewußt ſind, empfinden. Hierauf verſchaffen wir uns ein lebhafteres Bewußtſeyn einiger Operationen. Dieſes Bewußtſeyn wird Aufmerkſamkeit. Sodann verbinden ſich die Ideen. Wir erkennen die Perzeptionen wieder, die wir ſchon gehabt haben, und wir erkennen auch uns, als daſſelbige Weſen, welches ſie gehabt hat; das iſt die Reminiſcenz. Wenn die Seele ihre Perzeptionen wieder aufweckt, erhält, oder auch nur die Zeichen derſelben wieder zurückruft; ſo hat man Einbildungskraft, Betrachten, Gedächtniß: und wenn ſie eigenmächtig über ihre Aufmerkſamkeit gebietet: ſo hat man die Reflexion. Aus der Reflexion werden alle übrige Operationen erzeugt. Eigentlich iſt es die Reflexion, die unterſcheidet, vergleicht, zuſammenſezt, auseinanderlegt und analyſirt; weil dieſes nur verſchiedene Arten der Lenkung der Aufmerkſamkeit ſind. Hieraus bildet ſich, auf eine natürliche Art, das Urtheil, der Schluß, das Begreifen; und hieraus fließt der Verſtand. Mir

hat es aber rathſam
verſchiedenen Arten,
ausgeübt wird, als
rationen betrachtete;
ſenden Effekten meh
Reflexion macht z. B
vergleicht, als wenn
terſcheidet; ſo auch
und auseinanderlegt
wenn ſie ſie blos ſo
Man kann die Se
nach der Art, nach
vorſtellen will, vern
könnte ſie auch auf
wußtſeyn, zurückfüh
telſtraße zwiſchen de
zwiſchen dem Verſäu
wir müſſen um dieſe
ſezen, zu neuen Anal

Neun

Von den Nachthe
Ein

§. 75. Unſer V
in der Abweſenheit
wecken, ſchließt dae
ſien Ideen mit einan
in der Welt, was in
eine neue Form erh
ſie die Beſchaffenheit

ner geſchienen, wenn ich die
nach welchen die Reflexion
eben ſo viel verſchiedene Ope-
; weil in den daraus erwach-
r oder weniger liegt. Die
. etwas mehr, wenn ſie Ideen
n ſie ſie blos von einander un-
, wenn ſie ſie zuſammenſezt,
, thut ſie etwas mehr, als
vergleicht, wie ſie ſind; u. ſ. f.
elenoperationen ohne Zweifel
welcher man ſich die Dinge
nehren und vermindern. Man
f eine einzige, auf das Be-
ren. Es giebt aber eine Mit-
m zu ſtarken Abtheilen, und
amen aller Abtheilung. Doch
Materie in ihr volles Licht zu
lyſen übergehn.

tes Kapitel.

ilen und den Vortheilen der bildungskraft.

Vermögen, unſre Perzeptionen
der Gegenſtände wieder aufzu-
s Vermögen in ſich die fremde-
der zu verknüpfen. Nichts iſt
unſrer Einbildungskraft nicht
alten könnte. Dadurch, daß
ten eines Subjekts in ein an-

deres überträgt, verſammlet ſie in einen einzigen Gegenſtand alles, was der Natur zur Verſchönerung vieler Gegenſtände zureichte. Nichts ſcheint beym erſten Anblick, der Wahrheit mehr zuwider zu ſeyn, als dieſe Art, wie die Imagination unſre Ideen anordnet. In der That, wenn wir nicht Herr über dieſe Operation werden, kann ſie uns zuverläßig irre führen. Können wir ſie hingegen in der Ordnung erhalten: ſo kann ſie ein Hauptzweig unſrer Kenntniſſe werden *).

§. 76. Auf eine gedoppelte Weiſe werden die Verbindungen der Ideen in der Einbildungskraft veranſtaltet; bisweilen geſchieht es nach der Willkühr der Seele; bisweilen aber ſind ſie blos ein Effekt eines fremden Eindrucks. Jene Ideenverknüpfungen ſind gewöhnlich ſchwächer; ſo, daß wir ſie leichter wieder zerreißen können. Man iſt

*) Ich habe die Einbildungskraft bisher blos für die Operation gehalten, die die Perzeptionen in der Abweſenheit der Gegenſtände aufweckt. Jezt aber, da ich die Wirkungen dieſer Operation betrachte, finde ich keine Bedenklichkeit, warum ich dem Sprachgebrauch nicht näher rücken dürfte. Ja ich bin ſo gar genothigt, es zu thun. Daher ſeh' ich in dieſem Kapitel die Imagination als eine Operation an, die beym Aufwecken der Ideen allemal, nach unſerm Belieben, neue Verknüpfungen derſelben veranſtaltet. Das Wort Einbildungskraft wird demnach künftig eine gedoppelte verſchiedene Bedeutung bey mir haben. Dadurch aber ſoll keine Zweydeutigkeit verurſacht werden. Denn ich werde jedesmal, durch die Umſtände, unter welchen ich das Wort gebrauche, den Sinn beſtimmen, den ich mir dabey denke.

einig, daß ſie vom Unterricht abhangen.
nacgen ſind oft ſo genau mit einander ver-
aß wir ſie unmöglich wieder von einander
können. Man hält ſie gern für natürlich.
aben ihr Gutes, aber auch ihr Böſes.
ern aber ſind um ſo viel brauchbarer oder
her, da ſie mit größerer Lebhaftigkeit
Seele wirken.

7 Die Sprache iſt das deutlichſte Bey-
n den Ideenverknüpfungen, die wir will-
veranſtalten. Sie allein ſtellt uns die
e dar, die uns dieſe Operation zuwege
und aus der Vorſicht, die man anwen-
ß, um richtig zu ſprechen, kann man
en, wie ſchwer die gehörige Anordnung
peration ſeyn müſſe. Doch, da ich mir
mmen habe, in der Folge von der Noth-
eit, dem Nuzen, dem Urſprung und der
ung der Sprache ausführlicher zu han-
will ich mich hier nicht bey der Darſtel-
Vortheile und der Nachtheile dieſes Stücks
agination verweilen. Ich gehe vielmehr
Ideenverbindungen über, die eine Wir-
gend einer fremden Impreſſion ſind.

8. Ich habe geſagt, ſie ſeyen nüzlich und
dig. So mußte z. B. der Anblick eines
des, in den wir hinabzuſtürzen, in Gefahr
ie Idee des Todes in uns aufwecken. Die
ſamkeit muß daher bey der erſten Gelegen-
eſe Verknüpfung veranſtalten, die um ſo
er ausfallen muß, da die Aufmerkſamkeit

durch den dringendeſten Bewegungsgrund dazu beſtimmt wird, nämlich durch die Erhaltung unſers Weſens.

Malebranche hat dieſe Verknüpfung für natürlich gehalten, oder ſie doch ſo angeſehn, als wenn ſie ſeit unſrer Geburt da wäre. „Die Idee von einer beträchtlichen Höhe, ſagt er, die man unter ſich wahrnimmt, von welcher man herunter zu fallen in Gefahr iſt: oder auch die Idee von irgend einem großen Körper, der eben auf uns herabfallen will, iſt von Natur mit der Idee, die uns den Tod darſtellt, und mit einer Erſchütterung der Lebensgeiſter verknüpft, die uns die Flucht und das Verlangen zu fliehen, einflößt. Dieſe Verknüpfung ändert ſich niemals ab; denn es war nothwendig, daß ſie beſtändig dieſelbige bliebe; und ſie beſteht in einer Diſpoſition der Fibern des Gehirns, die wir von unſrer Kindheit an haben.“ *).

Hätte es uns die Erfahrung nicht gelehrt, daß wir ſterblich ſind; ſo iſt es einleuchtend, daß wir, weit davon entfernt, eine Idee vom Tod zu haben, beym Anblick desjenigen, der zuerſt ſtürbe, ſehr in Verwunderung geſetzt werden würden. Dieſes iſt demnach eine erworbene Idee, und Malebranche hat ſich darinnen geirret, daß er das, was uns natürlich iſt, oder was ſich ſeit der Geburt bey uns findet, mit demjenigen verwechſelt hat, was allen Menſchen gemeinſchaftlich zukömmt. Dieſer Irrthum iſt allgemein. Man will nicht einſehn,

*) Recherche de la Verité. *Liv. II. Chap.* 2.

ſ dieſelbigen Sinne, dieſelbigen Operationen und ſelbigen Umſtände, überall dieſelbige Wirkung er- gen müſſen *). Man will ſchlechterdings zu ir- d etwas angebohrnem oder natürlichem ſeine Zu- ht nehmen, was vor der Thätigkeit der Sinne, der Ausübung der Operationen der Seele und gewöhnlichen Umſtänden vorhergeht.

§. 79. Sind die Ideenverknüpfungen, die ch fremde Impreſſionen in uns veranlaßt wer- , nüzlich: ſo ſind ſie auch oft gefährlich. enn uns die Erziehung zur Verknüpfung der ee von Schimpf oder Schande mit der Idee n Ueberleben einer Beſchimpfung, ferner der ee von Seelengröſſe oder von Herzhaftigkeit mit Idee vom Selbſtmorde, oder vom Hingeben nes Lebens in Gefahr, um es nur dem Belei- er rauben zu können, angewöhnt hat: ſo hat n zwey Vorurtheile. Das eine war der int d'Honneur der Römer; das zweyte iſt eben ſſelbe im gröſſten Theil von Europa. Dieſe eenverknüpfungen erhalten und unterſtüzen ein- der mehr oder weniger bey zunehmendem Alter.

*) Man nimmt an, ein ausgewachſener aber ganz unerfahrner kindiſcher Menſch komme an einen Ab- grund, und nun frägt man, ob's wahrſcheinlich ſey, daß er ſich nicht in denſelben hinabſtürzen wer- de? Ich glaube, er wird es nicht thun; zwar nicht, weil er etwa den Tod fürchten möchte; denn man kann nichts fürchten, was man nicht kennt; ſon- dern weil es mir natürlich zu ſeyn ſcheint, daß er an der Seite fortgehn wird, an welcher ſich ſeine Füße auf etwas ſtüzen können.

Die Macht, die das Temperament erhält; die Leidenschaften, denen man unterthänig wird, und die Lebensart, die man ergreift, ziehen entweder die Bande der Ideen mehr zusammen, oder sie reißen sie von einander.

Da diese Vorurtheile die ersten Eindrücke sind, die wir gehabt haben: so geschieht es, daß sie uns unleugbare Prinzipien zu seyn scheinen. In dem angezogenen Beyspiel ist der Irrthum ganz fühlbar, und der Grund desselben ist bekannt. Vielleicht giebt es aber keinen Menschen in der Welt, der nicht bisweilen sonderbare Schlüsse sollte gemacht haben, deren lächerliche Beschaffenheit er am Ende ganz auffand, ohne begreifen zu können, wie er sich nur einen Augenblick habe können berücken lassen. Dergleichen Räsonnements sind oft eine bloße Wirkung einer sonderbaren Verknüpfung der Ideen. Sehr niederschlagend für unsre Eitelkeit! Und eben deswegen kostet uns die Erkenntniß derselben so viele Mühe. Wenn diese Ursache auf eine so geheime Art wirkt: so kann man davon auf das Unstatthafte der Räsonnements schließen, die sie dem großen Haufen einspricht.

§. 80. Die Impreßionen, die wir unter verschiedenen Umständen erhalten, machen uns überhaupt die Ideen so verknüpfen, daß wir sie nicht wieder von einander zu trennen im Stand sind. Man kann z. B. nicht unter Menschen gehn, daß man nicht auf eine unbemerkbare Art die Ideen von gewissen Wendungen des Geistes und von gewissen Charakteren mit den Gestalten verbindet,

m meiſten auszeichnen. Das iſt der
warum uns Perſonen, die Phyſionomie
ehr gefallen oder mißfallen, als andre
. Denn die Phyſionomie iſt weiter
ls eine Sammlung von Zügen, mit de-
deen verknüpft haben, die einander nicht
, ohne mit Vergnügen oder mit Abſcheu
haftet zu ſeyn. Man muß ſich demnach
ndern, daß wir geneigt ſind, andre nach
yſionomie zu beurtheilen, und daß wir
m erſten Anblick Zuneigung oder Abnei-
en ſie in uns gewahr werden.
iſt eine Wirkung dieſer Verknüpfungen,
isweilen bis zur Ausſchweifung für ge-
ſonen eingenommen, und daß wir gegen
uz ungerecht ſind. Das rührt davon
ß ſich dasjenige, was uns an unſern
und Feinden auffällt, mit den angeneh-
unangenehmen Empfindungen verbindet,
ns gewähren, und daß folglich auch die
nſrer Freunde allemal etwas Angenehmes
jenigen annehmen, was wir Liebenswür-
ihnen wahrnehmen; ſo wie hingegen auf
rn Seite uns die beſten Eigenſchaften un-
de an ihren Fehlern Theil zu nehmen ſchei-
Dadurch haben dieſe Ideenverbindungen
r ganzes Betragen Einfluß. Sie unter-
nſre Liebe und unſern Haß; unſre Hoch-
und unſre Verachtung andrer; ſie erwe-
re Erkenntlichkeit und unſern Unwillen, und
gen diejenigen Sympathien und Antipa-
und alle die ſonderbaren Neigungen, von

welchen man sich oft keinen Grund angeben kann. Ich habe irgendwo gelesen, Descartes habe immer an schielenden Augen Geschmack gefunden: weil die erste Person, die er geliebt, diesen Fehler hatte.

§. 81. Locke hat den vornehmsten Nachtheil der Ideenverbindungen gezeigt, da er bemerkte, sie seyen die Quelle der Narrheit. „Ein sehr kluger und in allen andern Stücken sehr vernünftiger Mensch kann in Ansehung eines gewissen Artikels ein eben so großer Narr seyn, als es diejenigen sind, die man in kleine Narrenhäuschen einsperren muß; wenn sich nämlich unverträgliche Ideen, durch eine sehr lebhafte und plötzliche Impreßion, oder durch eine lange Beschäftigung mit einer gewissen besondern Art von Ideen, so genau mit einander in der Seele verbinden, daß sie stets mit einander vereinigt bleiben.“ *).

§. 82. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung einzusehn, darf man nur bedenken, daß die Imagination und die Narrheit, in Ansehung des Physischen, nur im Mehr oder im Wenigen von einander verschieden seyn können. Alles rührt von der Lebhaftigkeit her, mit welcher die Lebensgeister in großer Menge nach dem Gehirn zuströmen. Eben deswegen werden die Perzeptionen im Traume so lebhaft, daß man im wachenden Zustand

*) Locke. Buch II. Kap. 11. §. 13. Fast völlig dasselbe sagt er im dreyzehnten Kapitel, §. 4. desselbigen Buchs seines Versuchs über den menschlichen Verstand.

eilen Mühe hat, seinen Irrthum einzusehn.
ist gewiß ein Augenblick der Narrheit. Um
ein Narr immer fort zu bleiben, dürfte man
annehmen, daß die Fibern des Gehirns mit
ieler Lebhaftigkeit erschüttert worden, um wie-
in ihre vormalige Lage kommen zu können.
dieser Effekt kann auch auf eine allmäligere
erzeugt werden.

§. 83. Es giebt, glaub' ich, keinen Men-
in der Welt, der nicht in den Augenblicken,
r nichts zu thun hat, einen Roman dichten
e, in welchem er den Helden macht. Diese
ionen, die man Luftschlösser nennt, verursa-
im Gehirn gewöhnlich nur ganz leise Ein-
ke: weil man sich ihnen nur eine ganz kurze
überläßt, und weil sie bald durch reellere Ge-
stände zerstreuet werden, mit denen man sich
ugeben, gezwungen ist. Kömmt aber ein trau-
s Ereigniß hinzu, daß wir unsre besten Freun-
neiden, und an allem was uns gefallen hat,
cheu finden müssen: so wird in diesem Zu-
d, da wir uns ganz unserm Mißvergnügen
rlassen, unser Lieblingsroman alsdenn die ein-
Idee seyn, die uns von der Quaal unsers Zu-
des abziehn kann. Unsre Lebensgeister wer-
mit nach und nach für dieses Luftschloß die
ndlage ausgraben, die um so viel tiefer seyn
, je weniger irgend etwas den Lauf derselben
ndert: wir werden, während dem wir daran
en, einschlafen; wir werden im Traum in
selben wohnen: und wenn endlich die Impres-
der Lebensgeister auf eine unmerkliche Art die-

selbige wird, als wenn wir wirklich das seyen, was wir erdichtet haben: so werden wir, beym Erwachen, alle unsre Chimären für Realitäten halten. Vielleicht hatte die Narrheit jenes Athenienſers, der ſich einbildete, alle ins Piräeum einlaufende Schiffe gehörten ihm zu, keine andre Urſache, als dieſe.

§ 84. Hieraus kann man abnehmen, wie gefährlich die Lektüre der Romanen jungen Perſonen des andern Geſchlechts, deſſen Gehirn ganz zart iſt, werden könne. Ihre Seele, die gewöhnlich durch die Erziehung wenig beſchäftiget wird, nimmt die Fiktionen begierig auf, die den natürlichen Leidenſchaften ihres Alters ſchmeicheln. Sie finden an denſelben Materialien zu Luftſchlöſſern. Sie bauen ſie mit ſo viel gröſſerm Vergnügen aus; da ſie durch ihre Beeiferung zu gefallen, und durch die Galanterien, die man ihnen von Zeit zu Zeit erweiſet, in dieſem Geſchmack erhalten werden. Alsdenn darf nur ein kleiner Unfall hinzukommen, um einem jungen Mädchen den Kopf zu verrücken, um es zu überreden, es ſey Angelika, oder eine andre Heldin, die ihr gefallen hat, und um alle Mannsperſonen für Medors anzuſehn, die ihre Bekanntſchaft ſuchen.

§. 85. Es giebt Werke, die in ganz andrer Abſicht geſchrieben worden; und die demohngeachtet einen ähnlichen Schaden ſtiften können. Ich meine gewiſſe Andachtsbücher, die eine ſtarke und anſteckende Einbildungskraft verfertigt hat. Dieſe können zuweilen das Gehirn eines Frauenzimmers ſo ſehr verſtimmen, daß ſie es können glauben

machen, es habe Viſionen, es unterhalte ſich mit den Engeln, oder es befinde ſich ſogar bey ihnen im Himmel. Es wäre zu wünſchen, daß junge Perſonen beyderley Geſchlechts bey der Lektüre dieſer Art von Schriften allemal von einſichtsvollen Männern geleitet würden, die die Beſchaffenheit ihrer Einbildungskraft kennen.

§. 86. Dieſe Arten von Wahrheiten werden von aller Welt dafür angeſehn. Es giebt aber noch gewiſſe Zerrüttungen der Seele, die man noch nicht mit dieſem Namen belegt. Alle Zerrüttungen, die ihren Grund in der Imagination haben, müßten indeſſen in dieſe Klaſſe gebracht werden. Beſtimmt man die Narrheit nur nach den Irrthümern: ſo kann man keinen feſten Punkt anſezen, wo ſie ſich anhebt. Man laſſe ſie daher in einer Einbildungskraft beſtehn, die, ohne daß man es merken kann, Ideen auf eine ganz unordentliche Art aſſoziirt, und die bisweilen auch auf unſre Urtheile und auf unſer Betragen Einfluß hat. Nach dieſer Beſtimmung iſt kein Menſch davon ausgenommen. Der weiſeſte Mann wird vom närriſchſten Menſchen nur darinnen unterſchieden ſeyn, daß die Verirrungen ſeiner Einbildungskraft nur ſolche Dinge zum Gegenſtand haben, die in das gewöhnliche Leben wenig Einfluß haben, und die ihn auf eine weniger in die Augen fallende Art mit den übrigen Menſchen in Widerſpruch ſezen. In der That, wo iſt ein Menſch, den nicht irgend eine Lieblingsleidenſchaft unaufhörlich, bey gewiſſen Begebenheiten, dringen ſollte, daß er ſich nur nach Maasgabe der lebhaf-

ten Impreßion betrage, die die Gegenstände auf die Einbildungskraft machen, und daß sie ihn nicht wieder in dieselbigen Fehler zurückstürzen sollte? Man beobachte insbesondre einen Menschen in Ansehung seiner Projekte für sein Betragen: denn dieses ist der Fels, woran die Vernunft der meisten scheitert. Wie viel falscher Wahn, ja wie viel Verblendung nimmt man nicht selbst an dem wahr, der den meisten Verstand hat? Der unglückliche Erfolg mag es ihn immerhin lehren, daß er Unrecht gehabt; er wird sich doch nicht bessern. Dieselbige Einbildungskraft, die ihn verführt hat, wird ihn noch weiter verführen, und man wird ihn einen dem vorigen ähnlichen Fehler begehn sehn, ohne daß man ihn davon wird überzeugen können.

§. 87. Die Eindrücke auf ein kaltes Gehirn erhalten sich lange in demselben. Personen also, deren Aeußerliches gesezt und fest ist, haben keinen andern, als diesen Vortheil (wenn es anders ein Vortheil ist.) daß sie beständig dieselbigen Wege wandeln. Eben deswegen können diejenigen, die sie einige Zeit hindurch zu beobachten Gelegenheit haben, ihre Narrheit, die man beym ersten Anblick nicht vermuthete, sehr leicht gewahr werden. In einem Gehirn hingegen, welches viel Feuer und Thätigkeit hat, löschen die Eindrücke einander aus, erneuern sich wieder, und die Narrheiten folgen auf einander. Man sieht gleich beym ersten Anblick, daß ein solcher Mensch einige Chimären hat: allein er verändert sich so plözlich, daß man sie kaum erkennen kann.

§. 88. Die Macht der Imagination hat keine Gränzen. Sie vermindert oder verſcheucht unſer Unglück, und ſie allein kann unſern Vergnügungen die Würze geben, die ihren ganzen Werth ausmacht. Bisweilen aber iſt ſie der fürchterlichſte Feind, den wir kennen: ſie vergröſſert unſer Unglück; ſie ſchaft uns Uebel, wenn wir keine haben, und ihre Tyranney endigt ſich damit, daß wir uns den Dolch in die Bruſt ſtoßen.

Um von dieſen Wirkungen Rechenſchaft zu geben, bemerke ich, daß, wenn die Sinne auf das Organ der Imagination wirken, dieſes Organ wieder auf die Sinne zurückwirkt. Daran läſſt ſich gar nicht zweifeln; da die Erfahrung ein ähnliches Rückwirken ganz unelaſtiſcher Körper lehrt. Ich bemerke ferner: das Rückwirken dieſes Organs iſt lebhafter, als das Wirken der Sinne; weil die Imagination nicht blos mit der einzigen Kraft auf die Sinne zurückwirkt, die die mittelſt der Sinne entſtandene Perzeption vorausſezt: ſondern weil dieſes mit allen vereinigten Kräften aller Perzeptionen geſchieht, die mit dieſer Perzeption genau verbunden ſind, und die einander eben deswegen nothwendig aufwecken mußten. Da das iſt: ſo laſſen ſich auch die Effekte der Einbildungskraft ohne viele Schwierigkeit begreifen. Wir wollen es an Beyſpielen zeigen.

Die Perzeption eines Schmerzes weckt in meiner Einbildungskraft alle die Ideen auf, mit welchen jene Idee in genauer Verbindung ſteht. Ich ſehe die Gefahr; Schrecken ergreift mich; es

schlägt mich nieder; mein Körper kann kaum widerstehn; mein Schmerz wird lebhafter; mein Unglück nimmt zu, und es kann leicht kommen, daß mich eine anfänglich sehr unbedeutende Krankheit ins Grab bringt, weil meine Einbildungskraft heftig gerührt worden ist.

Eben so weckt ein Vergnügen, welches ich gesucht habe, alle angenehme Ideen wieder auf, mit denen es verknüpft seyn kann. Die Imagination sendet den Sinnen, statt einer empfangenen Perzeption, viele derselben zu. Meine Lebensgeister finden sich in einem solchen Lauf, wodurch alles, was mich aus den Empfindungen, die ich eben habe, herausseзen könnte, weggescheucht wird. In diesem Zustand, in welchem ich die durch die Sinne kommenden Perzeptionen, und die Perzeptionen, die die Imagination wieder aufweckt, empfinde, genieße ich die lebhaftesten Vergnügungen. Man halte nun jezt die Thätigkeit meiner Einbildungskraft auf einmal auf: so trete ich sogleich gleichsam aus einer Bezauberung heraus. Ich sehe die Gegenstände vor Augen, denen ich meine Glückseligkeit zuschrieb; ich suche sie, und finde sie nicht wieder.

Aus dieser Erklärung erhellet, daß die Vergnügen der Einbildungskraft völlig so reell, und so physisch sind, als die andern Vergnügungen, wenn gleich gewöhnlich das Gegentheil behauptet wird. Ich will nur noch ein einziges Beyspiel anführen.

Man stelle sich einen Menschen vor, der von Gichtschmerzen verzehrt wird; er sieht in dem

Augenblick, da er am allerwenigſten daran dachte, einen Sohn wieder, den er für verloren hielt. Sein Schmerz wird deſto heftiger. Gleich darauf kömmt Feuer in ſeinem Hauſe aus. Er wird deſto ſchwächer. Er iſt ſchon außer aller Gefahr, wenn man erſt daran denkt, ihm zu Hülfe zu kommen. Denn ſeine plözlich und lebhaft gerührte Einbildungskraft wirkt auf alle Theile ſeines Körpers zurück, und ſie bringt in demſelben die Revolution hervor, die ihn rettet.

Dieſes ſind, wie ich glaube, die merkwürdigſten Effekte der Einbildungskraft. Ich will im nächſten Kapitel noch mit ein Paar Worten die Reize berühren, die ſie der Wahrheit gewähren kann.

Zehntes Kapitel.

Wo ſchöpft die Einbildungskraft die Reize, die ſie der Wahrheit giebt?

§. 89. Die Einbildungskraft zieht ihr Angenehmes aus ihrem Recht, die Natur ihrer ſchönſten und liebenswürdigſten Beſchaffenheiten zu berauben, um den Gegenſtand damit auszurüſten, den ſie bearbeitet. Nichts iſt ihr fremd; alles iſt ihr eigen, ſobald ſie ſich mit demſelben im gröſten Glanz zeigen kann. Sie iſt eine Biene, die ihren Schaz aus den ſchönſten Blumen eines Blumengartens zuſammenträgt. Sie iſt eine Koquette, die einzig der Begierde ſich gefällig zu machen, nachhängt, und daher mehr ihrem Eigenſinn, als der

Vernunft folgt. Beständig gleich willfährig bequemt sie sich nach unserm Geschmack, unsern Leidenschaften und unsern Schwachheiten. Den einen zieht sie durch ihr lebhaftes und reizendes Aussehn an sich; den andern setzt sie, durch ihre schöne und edle Manieren in Erstaunen. Bisweilen vergnügt sie durch ihre eigne Reize; bisweilen durch die Kühnheit ihrer Einfälle. Dort affizirt sie die Bequemlichkeit um zu interessiren; hier, die Traurigkeit, um zu rühren; und, wenn sie es nöthig findet, greift sie sogleich wieder nach der Maske, um Lachen zu erregen. Ihrer Herrschaft gewiß, übt sie überall ihre Kaprize aus. Bisweilen findet sie darinnen Vergnügen, daß sie den gemeinsten und alltäglichsten Dingen einen Anstrich von Grösse giebt; bisweilen aber sucht sie die ernsthaftesten und erhabensten Dinge lächerlich zu machen und herab zu stellen. Wenn sie gleich alles, was sie anfaßt, verändert: so glückt es ihr doch oft, sobald sie nämlich blos gefallen will; außerdem aber muß sie zu Schanden werden. Ihre Herrschaft hat da ein Ende, wo das Gebiet der Analyse angeht.

§. 90. Sie schöpft nicht blos aus der Natur, sondern auch aus den ungereimtesten und lächerlichsten Dingen; wofern ihr nur die Vorurtheile dabey zu Hülfe kommen. Daran ist nichts gelegen, daß sie falsch sind; wenn wir nur geneigt sind, sie als wahr zu glauben. Die Einbildungskraft hat überall das Angenehme zur Absicht; deswegen ist sie aber der Wahrheit doch nicht entgegen. Alle ihre Fiktionen sind gut, wenn sie der

Natur unſrer Erkenntniß und unſrer Vorurtheile analog ſind. Sobald ſie ſich aber hievon entfernt, erzeugt ſie lauter monſtröſe und ausſchweifende Ideen. Daher iſt Despreaux Gedanke ſo richtig: „Nichts iſt ſchön, als was wahr iſt. „Das Wahre allein iſt liebenswürdig. Ueberall, „ſogar in der Fabel muß die Wahrheit herrſchen.“

Das Wahre kömmt wirklich der Fabel zu: zwar nicht in der Bedeutung, daß die Dinge völlig ſo ausſehn ſollten, wie ſie ſie vorſtellt; ſondern deswegen, weil ſie ſie unter klaren, bekannten Bildern darſtellt, die uns folglich gefallen, ohne uns in Irrthum zu führen.

§. 91. Nichts iſt ſchön, als das Wahre. Nicht alles aber, was wahr iſt, iſt ſchön. Um die Schönheit zu erſezen, geſellet die Imagination ſolche Ideen zur Wahrheit, die zur Verſchönerung derſelben dienen; und durch dieſe Vereinigung bringt ſie ein Ganzes heraus, an welchem ſich zugleich Feſtigkeit und Annehmlichkeit findet. Die Dichtkunſt giebt hievon eine Menge Beyſpiele. Hier ſieht man, wie die Fiktion, die ohne das Wahre allemal lächerlich ſeyn würde, die Wahrheit verziert, die ohne die Fiktion oft ſehr trocken ſeyn würde. Dieſe Miſchung gefällt beſtändig, wenn anders die Verzierungen mit Geſchmack ausgewählt, und mit Klugheit vertheilt ſind. Was der Schmuck bey einem ſchönen Mädchen thut; das thut die Einbildungskraft bey der Wahrheit. Sie muß ihr alle Hülfe leiſten, damit ſie ſich ſo vortheilhaft, als möglich, zeigen möge.

Ich will mich nicht länger bey dieſem Stück der Imagination aufhalten. Hier wäre Stoff zu einem eignen Werk. Für meinen Plan reicht es zu, daß ich die Sache nicht ganz übergangen habe.

Eilftes Kapitel.

Von der Vernunft; — Vom Eſprit und deſſen verſchiedenen Arten.

§. 92. Aus allen Operationen, die wir beſchrieben haben, erwächſt eine einzige, die, ſo zu ſagen, die Krone des Verſtandes iſt, die Vernunft. Man mag ſich einen Begrif davon machen, welchen man will: ſo iſt man doch allgemein darüber einig, daß man nur durch die Vernunft bürgerliche Geſchäfte mit Klugheit ausführen, und nur durch ſie in der Unterſuchung der Wahrheit glücklich fortkommen kann. Daraus folgt, daß die Vernunft nichts weiter iſt, als die Kenntniß der Art, wie wir die Operationen unſrer Seele anzuordnen haben.

93. Ich glaube nicht, daß ich in dieſer Erklärung vom Sprachgebrauch abgehe. Ich beſtimme blos einen Begrif, der mir gar nicht beſtimmt zu ſeyn ſchien. Damit weiche ich zu gleicher Zeit allen Vorwürfen aus, die man der Vernunft blos deswegen macht, weil man den Ausdruck in einer zu ſchwankenden Bedeutung nimmt. Kann man nun wohl ſagen, die Natur habe uns ein ſtiefmütterliches Geſchenk gemacht, wie ſie uns

die Mittel an die Hand gab, wodurch wir die Operationen unſrer Seele mit Klugheit leiten könnten? Wem könnte ein ſolcher Gedanke wohl in den Sinn kommen? Wer wird behaupten, daß die Seele, wenn ſie nicht mit allen den Operationen begabt wäre, von denen wir gehandelt haben, deswegen glücklicher ſeyn würde; weil gerade dieſe Operationen die Quellen ihres Schmerzes werden, wenn ſie ſie mißbraucht? Warum tadeln wir denn die Natur nicht auch deswegen, daß ſie uns einen Mund, Hände und andre Organe gegeben hat, die ſehr oft die Inſtrumente unſers eignen Unglücks ſind? Vielleicht wollen wir nur ſo viel Leben haben, als zur Empfindung unſrer Exiſtenz erforderlich iſt; vielleicht wollen wir von freyen Stücken, alle Operationen ausziehn, die uns ſo ſehr über die Thiere erheben; um blos ihren Inſtinkt zu haben?

§. 94. Man möchte aber fragen: welches iſt der Gebrauch, den wir von den Operationen der Seele machen müſſen? Mit wie viel Anſtrengung, und mit wie wenig glücklichem Erfolg hat man dieſes nicht unterſucht? Kann man wohl hoffen, daß man heut zu Tage darinnen glücklicher ſeyn werde? Ich antworte: wir müßten uns alſo beklagen, daß uns die Vernunft nicht als Erbtheil zugefallen. Doch wir wollen lieber nichts übertreiben. Wir wollen die Operationen der Seele gehörig ſtudiren; ihren Umfang kennen lernen, ohne uns ihre Schwächen zu verhehlen; genau müſſen wir ſie unterſcheiden; ihre Beſchaffenheiten auffu-

chen; die Vortheile und die Nac
beobachten; wir wollen zusehn, w
einander wechselseitig leisten, end
sie nur bey Gegenständen anzuwen
sern Erkenntnißkreis gehören: un
finden am Ende, wie wir sie benuz
werden einsehn, daß uns so viel Ve
geworden, als unser Zustand erhei
wenn derjenige, von dem wir alles
erhalten haben, seine Wohlthaten
det, er sie doch mit Weisheit ausz

§. 95. Es giebt drey Operati
einander näher bringen müssen, un
denheiten um so viel deutlicher dar
Instinkt, die Narrheit und die Ve
Instinkt ist weiter nichts, als eine
deren Gebrauch nicht ganz in unsrer
die aber durch ihre Lebhaftigkeit z
unsers Wesens vollkommen mitwir
stinkt schließt das Gedächtniß, die
die übrigen Seelenoperationen aus
Narrheit findet hingegen die Ausübu
Operationen statt; nur ist es eine
Einbildungskraft, die sie leitet.
endlich entspringt aus allen wohlgeo
lenoperationen. Hätte sich Pope vo
lem deutliche Begriffe zu machen gesu
de er nicht so oft gegen die Vernunft
allerwenigsten würde er so geschlo
„Umsonst rühmt ihr die Vortreflichk
nunft: wie kann sie vor dem Instinkt
zug haben? Was findet zwischen d

Vermögen für eine Vergleichung statt? Gott ist es, der den Instinkt, und der Mensch, der die Vernunft lenkt."

§. 96. Leicht läßt sich hier übrigens auch der Unterschied auseinandersezen, den man sich unter den Redensarten, über die Vernunft, der Vernunft gemäs, und wider die Vernunft, denken muß. Eine jede Wahrheit ist über die Vernunft, die einige Ideen in sich faßt, die kein Gegenstand der Operationen unsrer Seele seyn können; weil man sie weder mittelst der Sinne erhalten, noch aus den Sensationen ableiten konnte. Eine Wahrheit ist der Vernunft gemäs, wenn sie nur solche Ideen in sich schließt, die unsre Seele bearbeiten kann. Ein jeder Saz endlich ist der Vernunft zuwider, der einer Idee widerspricht, die aus den richtig geleiteten Operationen der Seele entspringt.

§. 97. Jedermann hat leicht bemerken können, daß in die Notion der Vernunft, und in die neuen Zergliederungen der Einbildungskraft, die ich im vorhergehenden Kapitel angestellt habe, keine andre Ideen, als die Begriffe von den Operationen hineinkommen, die den Gegenstand der acht ersten Kapitel dieses Abschnitts ausmachten. Es war indessen zuträglich, daß wir diese Dinge einzeln, ein jedes für sich betrachteten, theils um beym Gewöhnlichen zu bleiben; theils um die verschiedenen Objekte der Operationen des menschlichen Verstandes desto genauer auszuzeichnen. Ich halte es für meine Pflicht der Gewohnheit der Philosophen auch darinnen zu folgen, daß ich den gesunden Menschenverstand, den Esprit, das Ver-

ſtändniß, den Scharfſinn, den Tiefſinn, die Sagacität, den Geſchmack, die Erfindungskraft, das Talent, das Genie und den Enthuſiaſm von einander unterſcheide. Mit wenigem will ich dieſes alles abthun.

§. 98. Der geſunde Menſchenverſtand und das Verſtändniß (Intelligence) ſind nichts anders, als das Begreifen oder das Imaginiren, und ſie ſind blos durch die Natur des Gegenſtandes, der ſie beſchäftigt, von einander unterſchieden: z. B. Begreifen, daß zweymal zwey vier ſind, oder einen ganzen mathematiſchen Kurſus begreifen, iſt beydes Begreifen, nur mit dem Unterſchied, daß man jenes den gemeinen Menſchenverſtand, dieſes aber das Verſtändniß, oder die Einſicht nennt. Eben ſo braucht man, um ſich gemeine Dinge, die einem alle Tage in die Augen fallen, zu imaginiren, weiter nichts, als den gemeinen Menſchenverſtand; um ſich hingegen neue Dinge, beſonders wenn ſie etwas ausgebreitet ſind, zu imaginiren, braucht man Verſtändniß, Einſicht. Das Objekt des gemeinen Menſchenverſtandes ſcheint alſo blos im Leichten und Gewöhnlichen zu liegen. Zum Begreifen und Imaginiren zuſammengeſetzterer, und neuerer Gegenſtände iſt hingegen das Verſtändniß erforderlich.

§. 99. Aus Mangel einer guten Methode, nach welcher wir unſre Ideen analyſiren könnten, begnügen wir uns oft damit, daß wir ſie ſo ohngefähr verſtehn. Davon iſt das Wort Eſprit ein Beyſpiel, mit welchem man gewöhnlich eine ſehr

ſchwankende Notion verknüpft, wenn es gleich jedermann im Mund führt. Die Bedeutung deſſelben mag indeſſen ſeyn, welche ſie will: ſo kann ſie ſich nicht weiter erſtrecken, als die Operationen gehn, die ich analyſirt habe. Nachdem man aber die Operationen einzeln betrachtet, und mehrere derſelben vereinigt; oder nachdem man ſie alle zuſammennimmt, bildet man ſich verſchiedene Notionen, die man gewöhnlich mit dem Namen Eſprit bezeichnet. Nur die Beſtimmung muß noch hinzukommen, daß wir die Operationen auf eine höhere Art leiten, ſo daß die Thätigkeit des Verſtandes dabey ſichtbar iſt. Diejenigen Operationen, über welche die Seele nicht eigenmächtig gebietet, verdienen dieſen Namen nicht. Daher machen das Gedächtniß und die Operationen, die vor demſelben vorhergehn, den Eſprit nicht aus. Auch dann, wenn die Wirkſamkeit der Seele nur gemeine Dinge zum Gegenſtand hat, iſt weiter nichts da, als der gemeine Menſchenverſtand, wie ich ſchon bemerkt habe. Geiſt folgt unmittelbar darauf, und er würde ſich in ſeinem höchſten Glanz bey einem Menſchen finden, der alle Operationen ſeines Verſtandes, bey allen Gelegenheiten, gehörig zu ordnen, und ſich derſelben mit der möglichſten Leichtigkeit zu bedienen wüßte. Zu dieſer Notion wird man nie das Modell finden. Man muß es aber annehmen, damit man einen feſten Punkt haben möge, von welchem man ſich von verſchiedenen Seiten mehr oder weniger entfernen, und ſich ſo einige Idee von den Unterarten machen

könne. Ich schränke mich auf diejenigen Unterarten ein, denen man Namen gegeben hat.

§. 100. Der Scharfsinn setzt voraus, daß man eines zureichenden Grades von Aufmerksamkeit, Reflexion und Analyse fähig sey, um in das Innere der Dinge eindringen zu können. Der Tiefsinn setzt voraus, daß man so weit eindringe, bis man alle Beschaffenheiten der Dinge entwickeln könne, daß man einsehe, wo sie herrühren, was sie sind, und was sie werden werden.

§. 101. Das Unterscheidungsvermögen und die Urtheilskraft vergleichen die Dinge; sie zeichnen ihre Verschiedenheit aus, und wiegen ihren Werth genau ab. Man braucht aber die erstere Benennung mehr bey Dingen, die die Spekulation betreffen; die zwote ist hingegen mehr da gewöhnlich, wo von Dingen die Rede ist, die die Praxis angehn. Unterscheidungskraft braucht man bey philosophischen Untersuchungen, und Urtheilsvermögen braucht man zum glücklichen Leben.

§. 102. Sagacität ist die Fertigkeit, sein Objekt auf die leichteste Art zu fassen, oder es andern auf die leichteste Art faßlich zu machen. Das läßt sich blos durch die mit der Reflexion und mit der Analyse verbundene Imagination bewerkstelligen.

§. 103. Der Geschmack ist eine so glückliche Art zu empfinden daß man den Werth der Dinge ohne Beyhülfe der Reflexion, oder besser, ohne daß man sich irgend einer Regel für das Urtheil über dieselben bedient, ausfündig macht. Der Ge-

ſchmack iſt der Effekt einer Imagination, die ſich die Gegenſtände ſtets gegenwärtig erhält, nachdem ſie früh an auserleſenen Gegenſtänden geübt worden, und die ſich Vergleichungsmodelle von denſelben macht. Daher kömmt es, daß der gute Geſchmack gemeiniglich das Eigenthum der Weltleute iſt.

§. 104. Eigentlich ſchaffen wir keine Ideen. Wir vergleichen blos diejenigen Ideen, die wir mittelſt der Sinne erhalten, durch Zuſammenſezung und durch Auseinanderlegung derſelben. Erfindung beſtehet darinnen, daß man neue Kombinationen zu machen weis. Es giebt davon zweyerley Arten; Talent und Genie.

Das Talent verbindet die Ideen einer Kunſt oder einer bekannten Wiſſenſchaft auf eine ſolche Art, daß die Wirkungen, die man davon natürlicher Weiſe erwarten kann, wirklich erfolgen. Bisweilen wird dazu mehr Imagination; bisweilen mehr Analyſe erfordert. Genie ſezt zum Talent noch die Idee von Eſprit hinzu, und iſt gewiſſermaaßen Schöpfer. Es erfindet neue Künſte, oder auch in derſelbigen Kunſt erfindet es neue Kogenera, oder bisweilen auch Gattungen, die weit höher ſtehn, als die ſchon bekannten Gattungen. Es ſieht die Gegenſtände aus Geſichtspunkten an, die ihm eigenthümlich ſind. Es giebt einer neuen Wiſſenſchaft ihr Daſeyn, oder bahnet in den Wiſſenſchaften, die man ſchon kultivirt, eine Bahn zu Wahrheiten, zu deren Erkenntniß man zu gelangen nicht gehoft haben würde. Es verbreitet über die bekannten Wahrheiten eine ſolche Klarheit

und Leichtigkeit, als man nie vermuthet hätte, daß sie derselben fähig seyen. Ein Mann mit Talenten hat einen Charakter, der auch andern Menschen zukommen kann. Er findet seines Gleichen, oder er wird auch bisweilen von andern übertroffen. Ein Mann von Genie hat einen originellen und unnachahmlichen Charakter. Schriftsteller, die ihn nachahmen, wagen es selten, sich in eben dem Fach hervorzuthun, in welchem er sich gezeigt hat. Corneille, Moliere und Quinault haben keine Nachahmer gehabt. Einige Schriftsteller unsers Zeitalters werden ebenfalls keine Nachahmer finden.

Man nennt das Genie ausgebreitet und fest. Als ausgebreitet thut es große Fortschritte in einer Art von Kenntnissen; als fest vereinigt es so viele Arten derselben in einem so hohen Grad, daß man Mühe hat, es sich als begränzt vorzustellen.

§. 105. Wenn man eben im Enthusiasm ist, kann man ihn nicht analysiren; weil man da nicht Herr über seine Reflexion ist. Wie will man ihn aber analysiren, wenn man ihn nicht mehr spürt? Antwort, dadurch, daß man die Wirkungen, die er erzeugt hat, betrachtet. Hier muß also die Kenntniß der Wirkungen zur Kenntniß der Ursachen führen; und diese Ursache kann keine andre seyn, als eine von den Operationen, die wir schon analysirt haben.

Wenn uns die Leidenschaften so sehr erschüttern, daß sie uns den Gebrauch der Reflexion rauben: so haben wir tausend verschiedene Em-

pfindungen. Nachdem nämlich die Imagination, durch die gröſsere oder mindere Lebhaftigkeit der Leidenſchaften mehr oder weniger gerührt wird; nachdem weckt ſie auch mit mehr oder mit weniger Kraft die Empfindungen auf, die auf ſie einige Beziehung haben, und die folglich auch mit unſerm gegenwärtigen Zuſtand in einiger Verbindung ſtehn.

Wir wollen ein Paar Menſchen ſezen, die ſich in denſelbigen Umſtänden befinden, und die dieſelbigen Leidenſchaften haben, aber in einem ungleichen Grad ihrer Stärke. Wir wollen uns auf der einen Seite den alten Horaz, ſo wie ihn Corneille ſchildert, mit der römiſchen Seele gedenken, die es ihm zur Pflicht machte, ſeine eignen Kinder, für das Wohl der Republik aufzuopfern. Der Eindruck bey der Nachricht von der Flucht ſeines Sohns iſt ein konfuſes Gemiſch aller Empfindungen, die die höchſte Liebe fürs Vaterland und die Ruhmbegierde erzeugen kann: ſo daß er den Verluſt ſeiner zwey Söhne nicht betrauern, ſondern blos wünſchen darf, daß auch der dritte gleichfalls ſein Leben eingebüßt hätte. Dies ſind die Empfindungen, die in ihm vorgehn; aber, wird er ſie wohl in ihrem ganzen Detail ausdrücken? Nein; denn das iſt nicht die Sprache heftiger Leidenſchaften. Eben ſo wenig wird er auch nur eine von den weniger lebhaften Empfindungen ausdrücken; ſondern er wird natürlicher Weiſe diejenige hervorziehn, die ihn mit der gröſsten Lebhaftigkeit erſchüttert; und bey dieſer wird er ſtehn bleiben; weil er die übrigen, durch die Ver-

knüpfung, in welcher jene heftige E
diesem steht, hinlänglich verberge
welches ist denn nun diese Emp
Wunsch, daß sein Sohn tod sey;
Empfindung sonst entweder nie in
Vaters vorhanden seyn kann, und
Seele, wenn sie einmal vorhanden
maaßen ganz ausfüllen muß. E
muß er auf die Frage: Was denn
gen drey Menschen hätte ausrichte
worten: er hätte sterben müssen.

Nun stelle man sich auf der an
nen Römer vor, der, wenn ihm gl
seiner Familie und das Wohl der
Herzen lag, doch weit schwächere E
als der alte Horatius dabey hatte.
vor, daß dieser sein kaltes Blut fast
behalten haben. Die durch den R
Liebe für sein Vaterland in ihm erze
dungen würden ihn ungleich schwäche
ben, und das vielleicht fast in ei
Grade. Dieser Mann würde keine
habt haben, lieber die eine, als die
pfindung auszudrücken. Er würde
natürlich in ihrem vollen Detail an
legt haben. Er würde etwa gesagt
sehr er beym Anblick des Ruins der
dem Schimpf seines Sohnes leide.
diesem verboten haben, daß er es nie
gen solle, ihm vor die Augen zu ko
statt ihm den Tod zu wünschen, wü
das Urtheil gefällt haben, daß es be

gewesen wäre, wenn er gleichfalls das Schicksaal seiner Brüder gehabt hätte.

Was man auch unter dem Enthusiasm verstehn mag: so ist es genug, daß man weis, er sey dem kalten Blut entgegengesezt, um einzusehn, daß man sich nur im Enthusiasm an die Stelle des alten Horaz beym Corneille versezen kann. Das braucht man nicht, um sich in die Stelle des Mannes, den ich mir ausgedacht habe, zu versezen. — Hier ist ein anderes Beyspiel.

Wäre Moses, wie er von der Schöpfung des Lichts handelte, weniger von der Größe Gottes durchdrungen gewesen: so würde er sich mehr über die Macht dieses höchsten Wesens ausgebreitet haben. Auf der einen Seite würde er das Lob der Vortreflichkeit des Lichts nicht versäumt, und auf der andern Seite würde er die Finsterniß als ein Chaos vorgestellt haben, in welchem die ganze Natur begraben lag. Er war aber zu sehr von den Empfindungen durchdrungen, die der Anblick der Herrschaft des höchsten Wesens und die Abhängigkeit der Geschöpfe erwecken kann, als daß er sich in diesen Detail hätte einlassen können. Da auf solche Weise die Ideen von Befehl und Gehorsam mit den Ideen von der Herrschaft und von Abhängigkeit mit einander verknüft waren: so mußten sie sich nothwendig in seiner Seele aufwecken, und er mußte bey ihnen stehn bleiben, gleich als wenn sie für den Ausdruck aller übrigen zureichten. Er sagt also weiter nichts, als: Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht.

Die Vielheit und die Schönheit der Ideen, die dieſe abgebrochene Ausdrücke in demſelbigen Augenblick aufwecken rührt die Seele auf eine bewundernswürdige Art, und die Ausdrücke ſind eben deswegen erhaben.

Dieſen Analyſen zu Folge hab' ich mir folgenden Begrif vom Enthuſiaſm gemacht. Es iſt der Zuſtand eines Menſchen, der bey einer angeſtrengten Betrachtung der Umſtände, in die er ſich verſezt, von allen Empfindungen, Die dieſe Umſtände erzeugen müſſen, lebhaft erſchüttert wird, und der, um dasjenige, was er empfindet, auszudrücken, natürlicher Weiſe die allerlebhafteſte Empfindung auswählt, die allen übrigen, durch die genaue Verbindung mit denſelben, das Gleichgewicht hält. Iſt dieſer Zuſtand blos übergehend: ſo veranlaßt er einen einzigen Zug; dauert er hingegen einige Zeitlang: ſo kann er ein ganzes Stück hervorbringen. Man könnte den Enthuſiaſm, bey kaltem Blut nachmachen, wenn man ſich in der Analyſe ſchöner Stücke, die die Dichter ihm zu verdanken haben, einige Fertigkeit erworben hätte. Allein würde auch wohl die Kopie dem Original allemal gleich ſeyn?

§. 106. Eigentlich iſt der Eſprit das Inſtrument, womit man zu Ideen gelangt, die von den gemeinen Begriffen abweichen. Eben deswegen ſind unſre Ideen, nach Maasgabe der Art von Operationen, die eigentlich den Geiſt des Menſchen ausmachen, von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Bey ein Paar Menſchen, von welchen der eine mehr Analyſe, aber weniger Einbildungskraft,

der andre hingegen mehr Einbildungskraft, aber weniger Analyse hat, können die Effekte nicht dieselbigen seyn. Schon die Imagination allein ist einer grossen Mannigfaltigkeit fähig, und sie allein kann schon viele Arten von Geistern verursachen. Wir haben in unsern Schriftstellern von einer jeden Art dergleichen Modelle; allein nicht alle Arten haben Namen. Es ist übrigens, wenn man den Esprit in allen seinen Wirkungen betrachten will, mit der Analyse der Operationen des Verstandes nicht genung. Man müßte noch auch die Analyse der Leidenschaften anstellen. Man müßte ferner bemerken, wie sich alle diese Dinge mit einander verbinden, und in eine einzige Ursache zurückfallen. Der Einfluß der Leidenschaften ist so beträchtlich, daß der Verstand ohne sie oft keine Uebung haben würde, und daß einem Menschen bisweilen, außer den Leidenschaften gar nichts abgeht, um auch Geist zu haben. Zu gewissen Talenten sind sie auch schlechterdings nothwendig. Doch eine Analyse der Leidenschaften würde mehr in ein Werk gehören, in welchem man von der Fortbildung unsrer Kenntnisse handelt als in einem Versuch über ihr n Ursprung.

§. 107. Der Hauptvortheil, der aus der Art, wie ich die Operationen der Seele betrachtet habe, erwächst, ist dieser, daß man so deutlich einsieht, wie Menschensinn, Geist, Vernunft und die entgegengesezten Beschaffenheiten aus demselbigen Prinzipium, nämlich der gegenseitigen Verknüpfung der Ideen entstehn, und daß man, wenn man noch weiter zurückgeht, findet, daß diese

Verknüpfung durch den Gebrauch der Zeichen erzeugt wird. Dies ist das Prinzivium. Ich will mit einer kurzen Wiederholung dessen schließen, was ich bisher vorgetragen habe.

Man ist in eben dem Verhältniß einer größern Reflexion fähig, in welchem man mehr Vernunft hat. Dieses leztere Vermögen bringt demnach die Vernunft hervor. Von der einen Seite macht uns die Reflexion zum Herrn über unsre Aufmerksamkeit, und sie schließt folglich die Aufmerksamkeit in sich. Von der andern Seite macht sie, daß wir unsre Ideen mit einander verbinden; sie erzeugt folglich das Gedächtniß. Aus diesem entspringt die Analyse; aus dieser die Erinnerung. Diese veranlaßt die Imagination: (ich nehme dieses Wort hier in der Bedeutung, die ich ihm gegeben habe).

Mittelst der Reflexion geräth die Imagination in unsre Gewalt; wir haben aber die Ausübung des Gedächtnisses noch lange nicht in unsrer Gewalt, wenn wir gleich schon Herr über unsre Einbildungskraft sind. Diese beyden Operationen bringen das Begreifen hervor.

Der Verstand ist von der Imagination eben so verschieden, wie die Operation, die im Begreifen besteht, von der Analyse verschieden ist. Was die Operationen betrift, die im Unterscheiden, Vergleichen, Zusammensezen, Auseinanderlegen, Urtheilen, Schließen bestehn: so entstehn sie wechselsweise aus einander, und sie sind unmittelbare

Wirkungen der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes. Dies iſt die Erzeugung der Seelenoperationen.

Es iſt viel daran gelegen, daß man alles dieſes richtig faſſe; daß man vorzüglich auf die Operationen achte, die den Verſtand ausmachen, (man weis, daß ich dieſes Wort nicht in der Bedeutung nehme, die es bey andern Schriftſtellern hat,) und daß man ihn von den Operationen unterſcheide, die er hervorbringt. Alles, was ich in dieſem Werk noch zu ſagen habe, läuft auf dieſen Unterſchied hinaus, der der Grund von allem folgenden iſt. Diejenigen, die ihn nicht gefaßt haben, werden nichts als Verwirrung in meinem Buch finden.

Dritter Abschnitt.

Von den einfachen und von den zusammengesezten Ideen.

§. 1.

Die Vereinigung, oder die Sammlung mehrerer Perzeptionen nenne ich eine komplexe Idee; eine einfache Idee ist eine einzige, als einzig betrachtete Perzeption.

„Wenn gleich die Beschaffenheiten der Dinge, sagt Loke, so sehr mit einander vereinigt, und so genau in den Dingen selbst untereinander gemischt sind, daß keine Trennung oder Entfernung unter ihnen statt findet: so ist doch so viel gewiß, daß die von diesen verschiedenen Beschaffenheiten der Dinge in der Seele erzeugten Ideen durch die Sinne auf eine ganz einfache und unvermischte Art zur Seele gelangen. Denn wenn schon der Anblick und das Befühlen desselbigen Gegenstandes bisweilen verschiedene Ideen hervorbringen, als z. B. wenn man die Bewegung und die Farbe zu gleicher Zeit sieht, und wenn die Hand die Weichheit und die Wärme eines Stückchen Wachs fühlt: so sind die einfachen Ideen, die auf eine solche Art in demselbigen Gegenstand vereinigt sind, demohngeachtet eben so von einander unterschieden, als die Ideen, die durch verschiedene Sinne in die Seele kommen. So sind z. B. Kälte und Härte, die man an einem Stückchen Eis fühlt, eben so ganz verschiedene Ideen in der Seele, als

der Geruch und die Weiße einer Lilie, oder als der Geruch des Zuckers, und der Geruch einer Roſe. Nichts iſt leichter zu erkennen, als die klare und deutliche Perzeption dieſer einfachen Ideen, wovon jede für ſich genommen, unzuſammengeſezt iſt, und folglich in der Seele nur eine ganz einförmige Vorſtellung verurſacht, die nicht in verſchiedene Ideen abgetheilt werden kann." *).

Wenn ſchon unſre Perzeptionen mehrerer oder minderer Lebhaftigkeit fähig ſind: ſo würde man ſich doch irren, wenn man ſich deswegen vorſtellen wollte, daß eine jede aus mehrern andern zuſammengeſezt ſey. Man miſche einmal Farben zuſammen, die blos darinnen unterſchieden ſind, daß ſie nicht gleich lebhaft ſind: ſie werden zuverläßig nur eine einzige Perzeption hervorbringen.

Wahr iſt's, man ſieht alle Perzeptionen, die weniger abweichende Aehnlichkeiten mit einander haben, als eben ſo viel verſchiedene Grade einer und eben derſelben Perzeption an. Das thut man aber deswegen, weil man nicht ſo viele Namen, als Perzeptionen hat, und weil man folglich genöthigt war, alle Perzeptionen unter gewiſſe Klaſſen zu bringen. Nimmt man eine jede einzeln für ſich: ſo ſind ſie alle einfach. Wie wollte man z. B. die von der Weiße des Schnees verurſachte Perzeption zerlegen? Wird man etwa mehrere Weißen

*) Buch II. Kap. 2. §. 1.

in derſelben unterſcheiden, woraus d
weiße und ihre Perzeption erwachſen?

§. 2. In ihrem Urſprung betrachte
Operationen der Seele gleich einfach; w
jede weiter nichts iſt, als eine Perzepti
der Folge hingegen verbinden ſie ſich, u
ſchaftlich zu wirken, und ſo entſtehn zuſ
ſetzte Operationen. Das iſt bey den Op
einleuchtend, die man Scharfſinn, Unterſ
kraft, Sagacität u. ſ. w. nennt.

§. 3. Außer den Ideen, die wirkli
ſind, ſieht man auch eine Sammlung
Perzeptionen als einfach an, wenn ma
einer noch größeren Sammlung vergleich
ſie einen Theil ausmachen. Es giebt a
Notion, ſie mag noch ſo ſehr zuſam
ſeyn, die man nicht als einfach betrachte
wenn man die Idee der Einheit an ſie an

§. 4. Unter den komplexen Ideen ſin
aus verſchiedenen Perzeptionen zuſamm
z. B. die Idee vom Körper. Andere
beſtehn aus einförmigen Perzeptionen, od
ſie ſind weiter nichts als eine und eben
mehrmals wiederholte Perzeption. Bisw
dieſe Zahl nicht beſtimmt. Das iſt der
der abſtrakten Idee von der Ausdehnung.
vielen aber iſt ſie beſtimmt; ſo iſt, z. B. d
die Perzeption eines zwölfmal genommenen

§. 5. Was die Notionen betrift, die a
ſchiedenen Perzeptionen gebildet werden: ſo
3 zweyerley Arten derſelben; nämlich die

nen von Subſtanzen und die Notionen, die aus einfachen Ideen zuſammengeſezt ſind, die man auf verſchiedene Handlungen der Menſchen bezieht. Sollen die erſtern brauchbar ſeyn: ſo müſſen ſie nach den Modellen der Subſtanzen gebildet ſeyn, und ſie dürfen nichts weiter vorſtellen, als die an den Subſtanzen befindlichen Eigenſchaften. Bey den Notionen der zweyten Art verhält man ſich ganz anders. Oft iſt es ſehr wichtig, daß man dieſe bildet, ehe man noch Beyſpiele davon geſehn hat. Dieſe Beyſpiele würden übrigens auch nichts fixes haben, was uns zur Regel dienen könnte. Eine auf eine ſolche Art gebildete Notion von Tugend oder von Gerechtigkeit würde ſich ſtets nach Maasgabe der beſondern Fälle verändern, nach dem dieſe gewiſſe Umſtände zulaſſen oder verſtoſſen würden. Die Verwirrung würde am Ende ſo groß werden, daß man den Gerechten und den Ungerechten nicht mehr würde unterſcheiden können. Ein bey den Philoſophen ſehr gemeiner Fehler. Wir müſſen demnach bey dieſer Art von Notionen nach unſerm Belieben mehrere einfache Ideen ſammlen, und dieſe einmal beſtimmten Sammlungen als das Modell anſehn, nach welchem wir von den Dingen urtheilen müſſen. Von dieſer Art ſind die mit den Wörtern, Ruhm, Ehre, Muth, verknüpften Ideen. Ich will ſie urbildliche (archetypes) Ideen nennen; da die neuern Metaphyſiker dieſen Ausdruck ſchon in den Gang gebracht haben.

§. 6. Weil nur unſre eignen Perzeptionen die einfachen Ideen ſind: ſo iſt die Reflexion über das,

was man bey den Gegenständen empfindet, das einzige Mittel, wodurch sie erkannt werden können.

§. 7. Eben so verhält es sich mit denen zusammengesetzten Ideen, die weiter nichts, als eine unbestimmte Wiederholung derselbigen Perzeption sind. Um z. B. die abgezogene Idee von Ausdehnung zu haben, ist es genug, daß man die Perzeption derselben betrachtet, ohne daß man auf irgend einen bestimmten Theil derselben in der Rücksicht sehn darf, daß er einigemal wiederholt worden.

§. 8. Da ich die Ideen nur in Ansehung der Art, wie sie zu unsrer Erkenntniß gelangen, zu betrachten habe: so will ich aus diesen beyden Gattungen nur eine einzige Klasse machen. Wenn ich also von komplexen Ideen rede: so muß man die Ideen darunter verstehn, die aus verschiedenen Perzeptionen oder auch aus derselbigen, auf eine bestimmte Art wiederholten Perzeption, gebildet werden.

§. 9. Nach der Bedeutung, worauf ich eben die komplexen Ideen eingeschränkt habe, kann man sie, ohne daß man sie analysirt, nicht gut kennen lernen; d. h. man muß sie auf einfache Ideen, aus denen sie zusammengesezt sind, zurückführen, und ihrer Fortbildung nachspüren. Auf diese Weise haben wir uns die Notion von Verstand gebildet. Kein Philosoph wußte bisher, daß diese Methode in der Metaphysik anwendbar sey. Die Mittel, deren sie sich bedient haben, um sie zu ersetzen, haben die Verwirrung nur vermehrt, und die Streitigkeiten vervielfältigt.

§. 10. Hieraus läßt sich die Unnützheit der
finitionen, d. h. der Sätze abnehmen, wodurch
an die Eigenschaften der Dinge mittelst eines
nus, und einer Differenz erklären will. Denn
es erste ist der Gebrauch derselben unmöglich,
enn von einfachen Ideen die Rede ist. Locke
t dieses bewiesen, (B. III. K. 11.) und es ist
erkwürdig genug, daß er der erste ist, der dieses
merkt hat. Da die Philosophen vor ihm die
deen, die man definiren muß, von den Ideen,
e nicht definirt werden dürfen, nicht zu unter-
cheiden wußten: so läßt sich schon zum voraus
e Verwirrung vermuthen, die in ihren Schriften
rrscht. Die Cartesianer wußten wohl, daß es
eit klärere Ideen giebt, als alle Definitionen
nd, die man von denselben geben kann. Sie
nuten aber den Grund nicht, so leicht er auch
finden war. Daher bemühen sie sich sehr,
nfache Ideen zu definiren, während daß sie es
ür unnütz halten, sehr zusammengesezte Ideen
ittelst einfacher zu definiren. Hieraus erhellet,
ie schwer der kleinste Schritt in der Philoso-
hie ist.

Die Definitionen taugen fürs zweyte dazu
icht sehr, daß sie uns von Dingen, die nicht sehr
usammengesezt sind, bestimmte Begriffe geben
ollten. Die besten sind nicht einmal so gut, als
ine unvollkommene Analyse, und zwar deswegen,
eil allemal etwas unbewiesenes in dieselben hin-
ein'dimmt, wenigstens hat man keine Regel, um
ich vom Gegentheil versichern zu können. Bey
er Analyse ist man gezwungen der Erzeugung des

Dings selbst nachzugehn. Wenn daher diese vollkommen ist: so muß sie zuverläßig alle Stimmen versammlen, und dadurch die Streitigkeiten endigen.

§. 11. Wenn die Meßkünstler gleich diese Methode gekannt haben: so haben sie sich doch gewisser Vorwürfe schuldig gemacht. Es trift sich bisweilen, daß sie die wahre Erzeugung der Dinge nicht fassen, und das zwar bey Gelegenheiten, wo sie leicht zu fassen war. Eine Probe davon findet man gleich zu Anfang der Geometrie. Sie sagen z. B. der Punkt begränze sich selbst auf allen Seiten, er habe keine andre Gränzen, als sich selbst, oder er sey etwas, was weder Länge, noch Breite, noch Dicke hat: und doch lassen sie ihn sich bewegen, um die Linie zu erzeugen. Sie lassen hierauf die Linie sich bewegen, um die Fläche, und die Fläche, um das Solidum zu erzeugen.

Ich merke hier fürs erste an, daß sie dadurch vollkommen in den Fehler der Philosophen fallen. Sie wollen nämlich etwas sehr einfaches definiren. Dieser Fehler ist eine von den Folgen der Synthese, die ihnen so nahe am Herzen liegt, und die es einem zur Pflicht macht, daß man alles definiren müsse.

Fürs zweyte: so zeigt der Ausdruck Gränze so nothwendig das Verhältniß zu einem ausgedehnten Ding an, daß man sich unmöglich ein Ding vorstellen kann, welches sich von allen Seiten terminirt, oder welches keine andre Gränzen hat, als sich selbst. Uebrigens ist auch die Beraubung aller Länge, Breite und Dicke keine so

leichte Notion, daß man ſie gleich vorn hinſtellen könnte.

Drittens kann man ſich die Bewegung eines Punkts ohne Ausdehnung nicht vorſtellen, und noch weniger läßt ſich die Spur gedenken, die er zurücklaſſen ſoll, um die Linie hervorzubringen. Was die Linie betrift: ſo kann man ſich dieſe zwar recht gut in der Bewegung vorſtellen, nämlich in ſo fern ſie eine Länge hat; nicht aber nach der Beſtimmung, wodurch ſie die Fläche erzeugen ſoll. Denn das iſt alsdenn derſelbige Fall, wie mit dem Punkt. Eben das läßt ſich auch gegen die bewegte Fläche erinnern, die das Solidum hervorbringen ſoll.

§. 12. Man ſieht hieraus leicht ein, daß die Meßkünſtler ſich an die Erzeugung der Dinge oder der Ideen halten wollten. Es hat ihnen aber nicht geglückt.

Man kann ſeine Sinne nicht gebrauchen, man habe denn ſogleich auch die Idee von der Ausdehnung nach allen ihren Dimenſionen. Der Begriff vom Solidum iſt demnach der erſte, den uns die Sinne zuführen. Nun nehme man ein Solidum, und betrachte an demſelben eine Extremität, ohne an ſeine Dicke zu denken, oder eine Ausdehnung nach der Länge und Breite, ohne Dicke; denn in der Reflexion iſt ja weiter nichts enthalten, als die Idee von dem Ding, mit dem man ſich beſchäftigt.

Hierauf nehme man dieſe Fläche, und denke an ihre Länge, ohne auf die Breite zu achten: ſo

wird man die Idee einer Linie, oder einer Ausdehnung haben, ohne Länge, Breite und Tiefe.

Endlich reflektirt man auf eine Extremität dieſer Linie, ohne auf ihre Länge zu merken; ſo wird man ſich die Idee von einem Punkt, oder von dem bilden, was man in der Geometrie als ſo etwas anſieht, was weder Länge, noch Breite noch Dicke hat.

Auf dieſem Weg wird man ohne Mühe zu den Ideen vom Punkt, von der Linie, und der Fläche gelangen. Es kömmt alles darauf an, daß man die Erfahrung ſtudire, um die Erzeugung der Ideen in eben der Ordnung zu finden, in welcher ſie ſich gebildet haben. Dieſe Methode iſt beſonders in den Fällen ſchlechterdings nothwendig, wo von abſtrakten Notionen die Rede iſt. Sie iſt das einzige Mittel, wodurch ſie deutlich erklärt werden können.

§. 13. Zwo weſentliche Verſchiedenheiten ſind unter den einfachen und unter den komplexen Ideen ſichtbar. 1) Bey den erſtern iſt die Seele durchaus blos leidend. Sie würde ſich die Idee von einer Farbe, die ſie nie geſehn hat, nie verſchaffen können. Bey der Erzeugung der zuſammengeſezten Ideen iſt ſie hingegen thätig. Sie iſt es, die die einfachen Ideen entweder nach Modellen, oder nach ihrem Belieben, vereinigt; kurz, ſie ſind das Werk einer reflektirten Erfahrung. Ich will ſie insbeſondre Notionen nennen. 2) Wir haben kein Maas, wornach wir den Ueberſchuß einer einfachen Idee über eine andre einfache Idee beurtheilen könnten; weil ſie untheilbar ſind. Ganz

verhält es ſich mit den kompleren Ideen. erkennt die Verſchiedenheit von ein Paar mit der ſchärfſten Genauigkeit; weil ihr , die Einheit beſtändig gleich bleibt. Man ſo gar diejenigen einfachen Ideen komplexer nen zehlen, die aus verſchiedenen Perzeptio- eſtehn, und kein ſo genaues Maas haben, ie Einheit iſt. Giebt es Beziehungen, die nicht ergründen kann: ſo ſind es einzig und die Beziehungen der einfachen Ideen. Man z. B. genau, was für Ideen man mehr mit Wort Geld als mit dem Ausdruck Tombak nden hat. Man kann aber die Verſchieden- der Farbe dieſer Metalle nicht abmeſſen; weil Perzeption derſelben einfach und untheilbar iſt.

§. 14. Die einfachen und die kompleren Ideen nen darinnen überein, daß man ſie beyde als lute und relative Ideen betrachten kann. Sie absolute Ideen, wenn man bey ihnen ſtehn t, und wenn man ſie zum Objekt ſeiner Re- on macht, ohne die Beziehungen auf andre Ideen nſchlag zu bringen. Betrachtet man ſie hin- n als Ideen, die einander untergeordnet ſind: ennt man ſie Relationen.

§. 15. Die urbildlichen Notionen haben einen oppelten Vortheil. Der erſte iſt dieſer, daß komplet ſind. Sie ſind feſte Modelle, von en ſich die Seele eine ſo vollkommene Kenntniß erben kann, daß nichts mehr übrig bleibt, was noch daran entdecken könnte. Dieſes erhellet aus, weil dieſe Notionen keine andre, als ſolche fache Ideen in ſich faſſen können, die die Seele

ſelbſt geſammlet hat. Der zweyte Vortheil iſt eine Folge aus dem erſten. Er beſteht darinnen, daß alle Beziehungen, die unter ihnen ſtatt finden, wahrgenommen werden können. Denn, da wir alle einfache Ideen, woraus ſie beſtehn, kennen: ſo können wir auch alle mögliche Analyſen mit ihnen vornehmen.

Die Notionen der Subſtanzen haben hingegen nicht dieſelbigen Vorzüge. Sie müſſen nothwendig unvollſtändig ſeyn; weil wir ſie auf Modelle beziehn, woran wir täglich neue Eigenſchaften entdecken können. Folglich können wir auch nicht alle Beziehungen kennen, die zwiſchen ein Paar Subſtanzen ſtatt finden. So lobenswürdig es iſt, nach der allmäligen Vermehrung unſrer Kenntniß in Anſehung dieſes Stücks, mit Hülfe der Erfahrung zu ſtreben: ſo lächerlich iſt es, wenn man ſich ſchmeichelt, daß dieſe Kenntniß doch einmal ganz vollkommen werden könne.

Man muß ſich indeſſen vor der gemeinen Vorſtellung wohl in Acht nehmen, daß dieſe Kenntniß dunkel und undeutlich ſey. Sie iſt blos eingeſchränkt. Es hängt von uns ab, daß wir von den Subſtanzen mit der ſchärfſten Beſtimmtheit denken können; wofern wir nur in unſre Ideen und Ausdrücke nichts einmiſchen, als was uns eine durchgängige Erfahrung lehrt.

§. 16. Die ſynonymiſchen Ausdrücke, Gedanke, Operation, Perzeption, Senſation, Bewußtſeyn, Idee, Notion werden ſo häufig in der Metaphyſik gebraucht, daß ich die Anzeige dieſes Unterſchieds für nothwendig halte. Gedanke

h alles, was die Seele empfindet, es mag
äuſſern Eindrücken, oder vom Gebrauch
eflexion herrühren. Operation iſt der Ge-
in ſo fern er einige Veränderung in der
ervorbringen, und in ſo fern er die Seele
aufklären und leiten kann. Perzeption
n uns bey der Gegenwart der Gegenſtände
ebrachte Eindruck. Senſation iſt eben
indruck, in ſo fern er durch die Sinne
. Bewußtſeyn iſt die Erkenntniß deſſel-
Idee iſt die Erkenntniß des Eindrucks, als
rachtet. Notion iſt eine jede Idee, die
gnes Werk iſt. Dieſes iſt die Bedeutung,
er ich mich dieſer Ausdrücke bediene. Man
Wort nicht ſtatt des andern gebrauchen,
enn man nur der Hauptidee bedarf, die
lich bezeichnen. Man kann die einfachen
hne Unterſchied Perzeptionen oder Ideen
man kann ſie hingegen nicht Notionen
weil ſie nicht ein eigenmächtiges Produkt
le ſind. Man kann nicht ſagen: die No-
s Weiſſen, ſondern die Perzeption des
. Die Notionen hingegen können als
betrachtet werden. Man kann ihnen folg-
n Namen Ideen; nie aber den Namen
tion geben. Denn dadurch würde man
n, ſie ſeyen nicht unſer Werk. Man kann
die Notion der Kühnheit; nicht aber, die
tion der Kühnheit; oder, wenn man die-
druck gebrauchen will, ſo muß es heiſſen:
rzeptionen, woraus die Notion von Kühn-
ſteht. Kurz, da wir uns der Impreſſio-

nen, die in der Seele vorgehn, blos als etwas einfaches und untheilbares bewußt sind: so muß der Name Perzepkon den einfachen, oder doch solchen Ideen vorbehalten werden, die man in Rücksicht auf zusammengesezte Notionen als einfach ansieht.

Noch muß ich über die Wörter Idee und Notion eine Anmerkung machen. Da der erstere Ausdruck eine Perzeption, als Bild betrachtet; der zweyte hingegen eine Idee, die die Seele selbst gebildet hat, bezeichnet: so können Ideen und Notionen nur solchen Wesen zukommen, die der Reflexion fähig sind. Was die übrigen Geschöpfe, z. B. die Thiere betrift: so haben sie nur Sensationen und Perzeptionen. Was für sie nur Perzeption ist, wird für uns Idee, und zwar durch die hinzukommende Reflexion, daß diese Perzeption etwas vorstellt.

Vierter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Von der Operation, mittelſt welcher wir unſern Ideen Zeichen geben.

Dieſe Operation entſpringt aus der Imagination, die der Seele Zeichen vorhält, deren man ſich vorher noch nicht bedient hatte, und aus der Aufmerkſamkeit, die dieſe Zeichen mit den Ideen verbindet. Sie iſt eine von den weſentlichſten Operationen der Seele bey der Unterſuchung der Wahrheit; allein ſie gehört zu denen, die am wenigſten bekannt ſind. Ich habe ſchon den Nutzen und die Nothwendigkeit der Zeichen, bey den Operationen der Seele gezeigt. Ich will nun eben dieſes dadurch zu beweiſen ſuchen, daß ich die Zeichen in Beziehung auf die verſchiedenen Arten von Ideen betrachte. Man kann dieſe Wahrheiten nicht von zu vielen verſchiedenen Seiten darſtellen.

§. 1. Die Arithmetik giebt uns ein deutliches Beyſpiel von der Nothwendigkeit der Zeichen. Wenn wir der Einheit einen Namen gegeben haben, und uns nun nicht für alle die Ideen Namen dächten, die wir aus der Multiplikation dieſer erſten herausbringen: ſo würden wir unmöglich auch nur einen einzigen Schritt in der Erkenntniß der Zahlen thun können. Wir unterſcheiden verſchiedene Mengen nur dadurch, daß wir Ziffern haben, die ſelbſt von einander ſehr verſchieden ſind. Man nehme die Ziffern; man nehme alle Zeichen

weg; so wird man finden, daß wir die Ideen derselben unmöglich behalten können. Kann man sich auch nur von der kleinsten Zahl einen Begriff machen, wenn man nicht mehrere Gegenstände betrachtet, wovon ein jeder als das Zeichen angesehen werden muß, woran man die Einheit knüpfet? Ich kann mir die Zahlen zwey und drey nicht denken, ausser ich muß mir zwey oder drey Gegenstände vorstellen. Geh' ich zur Zahl vier fort: so muß ich mir, um mehrerer Leichtigkeit willen, zwey Objekte auf der einen, und zwey auf der andern Seite denken. Bey der Zahl sechs muß ich schon die Gegenstände zu zweyen und zweyen, oder zu dreyen und dreyen zusammenstellen. Will ich noch weiter fortgehen: so werde ich mir bald mehrere Einheiten, als eine einzige denken, und sie folglich in ein einziges Objekt vereinigen müssen.

§. 2. Locke redet von einigen Amerikanern, die keine Idee von der Zahl, tausend, hatten; weil sie nur so viel Namen erfunden hatten, um bis auf zwanzig zehlen zu können *). Ich setze hinzu, daß sie Mühe würden gehabt haben, um sich von der Zahl ein und zwanzig einen Begriff zu machen, und zwar aus folgendem Grund:

Es ist uns, nach der Natur unsers Rechnens genug, wenn wir von den ersten Zahlen Ideen haben, um uns von allen Zahlen, die man bestimmen kann, einen Begriff machen zu können.

*) Buch II. Kap. 16. §. 6. Er erzehlt, er habe sie gesprochen.

Das rührt davon her, daß wir, nachdem uns die erſten Zeichen gegeben worden, Regeln kennen, wornach wir andre Zeichen finden können. Diejenigen, denen dieſe Methode unbekannt iſt, ſo daß ſie eine jede Menge an Zeichen knüpfen müſſen, die keine Analogie unter einander haben, haben auch keine Hülfe, wodurch ſie in der Erfindung der Zeichen geleitet werden könnten. Die Bildung neuer Ideen wird ihnen daher nicht ſo leicht, als ſie uns wird. In dem Fall waren wahrſcheinlich jene Amerikaner. Sie hatten folglich nicht allein keine Idee von der Zahl tauſend; ſondern ſie konnten ſich auch nicht leicht einen Begriff von einer Zahl machen, die um eine einzige Einheit größer war, als die Zahl zwanzig *)

§ 3. Die Fortſchritte unſrer Kenntniſſe der Zahlen rührt daher einzig und allein von der Genauigkeit, mit welcher wir die Einheit zur Einheit zugeſezt haben; indem wir einer jeden Progreſſion einen Namen geben, wodurch ſie von der unmittelbar vorhergehenden und von der unmittelbar auf ſie folgenden Zahl unterſchieden wird.

*) Seit dem uns H. de la Condamine die Sache berichtet hat, läßt ſich an dieſer meiner Behauptung nicht länger zweifeln. Er redet (S. 67.) von einem Volk, welches zum Ausdruck der Zahl drey kein ander Zeichen hat, als dieſes, poellarrarorincourse. Da gleich der Anfang des Zehlens bey dieſem Volk ſo äuſſerſt unbequem war: ſo konnte es nicht leicht über die Zahl drey hinausſehn. Es läßt ſich alſo leicht begreifen, daß dieſes die Gränzen ſeiner Arithmetik waren, welches uns auch von ihm berichtet wird.

Ich weiß, daß hundert um eine Einheit gröſſer als neun und neunzig, und um eine Einheit kleiner iſt, als hundert und eins; denn ich weiß, daß dieſes drey zur Bezeichnung dreyer unmittelbar auf einander folgender Zahlen dienliche Zeichen ſind.

§. 4. Man täuſche ſich nicht mit der Einbildung, daß die von ihren Zeichen abgeſonderten Ideen von Zahlen klar und beſtimmt ſeyen *). Nur der Name allein, woran man die mehrerern Einheiten geknüpft hat, verbindet ſie in der Seele zuſammen. Frägt mich jemand, was iſt Tauſend? ſo kann ich nichts anders darauf antworten, als dieſes, das Wort fixirt in meiner Seele eine gewiſſe Menge von Einheiten. Will er von dieſer Menge noch mehr wiſſen: ſo kann ich ſie ihm unmöglich nach allen ihren Theilen begreiflich machen. Ich habe kein anderes Mittel, als daß ich ihm mit nach und nach alle Namen vorhalte, die man zur Bezeichnung der vor der Zahl tauſend vorhergehender Progreſſionen erfunden hat. Ich muß ihn lehren, wie man eine Einheit zur andern hinzuſezt, und ſie mittelſt des Zeichens zwey vereiniget; wie man zu den vorigen noch eine Einheit beyfügt, und ſie dann ſämtlich an das Zeichen drey knüpfet, u. ſ. w. Auf dieſem Weg, und dieſes iſt der einzige, den man

*) Malebranche glaubte, die Zahlen, die ſich der reine Verſtand vorſtellt, ſeyen etwas Höheres, als die Zahlen, die in die Sinne fallen. Auguſtin, die Platoniker und alle Vertheidiger der angebohrnen Begriffe hegten daſſelbe Vorurtheil.

hier betreten kann, werde ich ihn von Zahlen zu Zahlen, bis auf tauſend hinaufführen.

Nun unterſuche man, was in ſeiner Seele klar iſt? da wird man drey Stücke finden. Die Idee der Einheit; die Idee der Operation, mittelſt welcher man mehrmalen die Einheit zur Einheit hinzugeſezt hat; endlich das Beſinnen, daß man das Zeichen tauſend nach den Zeichen neun und neunzig, acht und neunzig, u. ſ. w. gedacht habe. Dieſe Zahl iſt weder durch die Idee der Einheit, noch durch die Idee der Operation, wodurch die Einheit vermehrt wurde, determinirt worden; indem ſich dieſe Stücke auch bey allen übrigen Zahlen finden; ſondern weil das Zeichen tauſend dieſer einzigen Menge allein zukömmt: ſo wird die Zahl blos durch daſſelbe determinirt, und von andern unterſchieden.

§. 5. Es iſt demnach außer Zweifel, daß ein Menſch, der nur bey ſich ſelbſt rechnen wollte, eben ſo viel Zeichen erfinden müßte, als wenn er ſeine Rechnungen andern bekannt machen wollte. Warum ſollte nun das, was in der Arithmetik wahr iſt, nicht auch in den übrigen Wiſſenſchaften wahr ſeyn? Würden wir wohl je über Gegenſtände der Metaphyſik und der Moral nachdenken können, wenn wir nicht, zur Feſthaltung unſrer Ideen, Zeichen erfunden hätten, nachdem wir neue Sammlungen veranſtalteten? Müſſen die Wörter nicht für die Ideen aller Wiſſenſchaften das ſeyn, was die Ziffern für die Ideen der Arithmetik ſind? Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß

die Mißkenntniß dieſer Wahrheit eine von den Urſachen der Verwirrung iſt, die man in metaphyſiſchen und moraliſchen Schriften gewahr wird. Um dieſe Materie in einer gewiſſen Ordnung abzuhandeln, muß ich die Ideen nach der Reihe durchlaufen, die ein Gegenſtand unſrer Reflexion ſeyn können.

§. 6. Ich glaube zu dem, was ich von den einfachen Ideen geſagt habe, nichts zuſezen zu müſſen. Es iſt gewiß, daß wir oft über unſre Perzeptionen reflektiren, ohne daß wir uns etwas anders, als ihren Namen, oder auch die Umſtände zurückrufen, unter welchen wir ſie empfunden haben. Daß ſie unſre Imagination, nach unſerm Gefallen, wieder aufwecken kann, rührt blos von ihrer Verknüpfung mit dieſen Zeichen her.

Die Seele iſt ſo ſehr beſchränkt, daß ſie ſich nicht eine große Anzahl von Ideen zurückrufen kann, um ſie auf einmal zum Gegenſtand ihrer Reflexion zu machen. Es iſt indeſſen doch oft nothwendig, daß ſie mehrere derſelben zuſammen betrachtet. Das kann ſie mit Hülfe der Zeichen thun, die ſie, durch Vereinigung derſelben, ſo anſehn kann, als wenn ſie nur eine einzige Idee wären.

§. 7. Es giebt zwey Fälle, in welchen wir einfache Ideen unter ein einziges Zeichen zuſammenfaſſen können. Wir haben nämlich entweder dieſelbe vor uns, oder nicht.

Ich finde z. B. einen Körper, und ſehe, daß er ausgedehnt, figurirt, theilbar, ſolid, hart, der Bewegung und der Ruhe fähig, gelb, ſchmelz-

bar iſt, daß er breit geſchlagen, und gehämmert werden kann, daß er ſehr ſchwer, feſt, und in Königswaſſer auflösbar iſt, u. ſ. w. Könnte ich nun nicht einem auf einmal einen Begrif von allen dieſen Beſchaffenheiten geben: ſo würde ich mir ſie ſelbſt auf keine andre Weiſe zurückrufen können, außer ich müßte ſie meiner Seele einzeln darſtellen. Wenn ich ſie nun nicht alle zugleich faſſen könnte, und nur an eine einzige Beſchaffenheit, z. B. an die Farbe denken wollte: ſo würde mir eine ſo unvollſtändige Idee ganz unbrauchbar ſeyn, und ich würde dadurch dieſen Körper ſehr oft mit andern verwechſeln, die jenem in dem Stück ähnlich ſind. Um mir aus dieſer Verwirrung zu helfen, erfinde ich das Wort Gold, und ich gewöhne mich alle Ideen an daſſelbe zu knüpfen, die ich aufgezehlt habe. Wenn ich nun in der Folge an die Notion des Goldes gedenke: ſo werde ich blos den Schall, Gold wahrnehmen, nebſt der Erinnerung, daß ich an dieſes Wort eine gewiſſe Anzahl einfacher Ideen geknüpfet, die ich nicht alle auf einmal wieder aufwecken kann, die ich aber in einem und eben demſelben Subjekt habe koexiſtiren geſehn, und die ich mir nun, wenn ich will, alle nach einander zurückrufen werde.

Wir können demnach nur in ſo fern über Subſtanzen reflektiren, in wie fern wir Zeichen haben, die die Zahl und die Verſchiedenheit der Eigenſchaften determiniren, die wir an den Subſtanzen wahrgenommen haben, und die wir in komplexe Ideen ſo zuſammen vereinigen wollen, wie ſie ſich außer uns in den Gegenſtänden ſelbſt fin-

den. Man vergeſſe, auf einen Augenblick, alle dieſe Zeichen, und man verſuche ſich die Ideen derſelben zurückzurufen: ſo wird man finden, daß die Wörter oder andre gleichbedeutende Zeichen ſo äußerſt nothwendig ſind, daß ſie in unſrer Seele, ſo zu ſagen, die Stelle einnehmen, die die Gegenſtände außer uns ausfüllen. So wie die Beſchaffenheiten der Dinge außer uns, ohne Subjekt, in welchen ſie vereinigt ſind, nicht koexiſtiren würden: eben ſo würden auch ihre Ideen ohne Zeichen, wodurch, ſie gleichfalls vereinigt werden, nicht in unſrer Seele koexiſtiren können.

§. 8. Noch fühlbarer wird die Nothwendigkeit der Zeichen bey komplexen Ideen, die wir ohne Modelle bilden. Wenn wir Ideen verſammlet haben, die wir nirgends beyſammen finden, welches denn gewöhnlich der Fall mit den urbildlichen Notionen iſt; was wird wohl die Sammlungen derſelben feſthalten, wenn wir ſie nicht an Wörter knüpften, die gleichſam die Bande ſind, die ſie uns nicht entwiſchen laſſen? Glaubt einer die Namen ſeyen ihm unnüz: ſo tilge er ſie aus ſeinem Gedächtniß aus, und verſuche nun über die bürgerlichen und moraliſchen Geſeze, über Tugenden und Laſter, über alle menſchlichen Handlungen nachzudenken; und er wird gewiß bald einſehn, daß er ſich in ſeiner Meynung geirret habe; er wird eingeſtehn, daß, wenn er nicht bey jeder Kombination Zeichen hätte, wodurch er die Anzahl der Ideen, die er ſammlen wollte, beſtimmen könnte, er kaum einen Schritt würde haben thun können, bey welchem er etwas mehr, als

ein Chaos würde wahrgenommen haben. Er würde eben dieſelbigen Schwierigkeiten finden, die einer, der rechnen will, hat; wenn er mehrmalen eins, eins, eins ſagt, ohne ſich für eine jede Menge, Zeichen zu finden. Dieſer würde ſich nie eine Idee von zwanzig machen; weil ihm nichts zur Verſicherung dienen könnte, daß er alle Einheiten dieſer Zahl genau wiederholt habe.

§. 9. Hieraus folgt, daß wir uns, um Ideen zu haben, worüber wir reflektiren können, Zeichen erfinden müſſen, die zu Banden der verſchiedenen Sammlungen einfacher Ideen dienen; und daß unſre Notionen nicht beſtimmt ſind, wofern wir nicht, in einer gewiſſen Ordnung, Zeichen erfunden haben, wodurch ſie fixirt werden.

§. 10. Ein jeder, der auf ſich ſelbſt aufmerkſam ſeyn will, muß aus dieſer Wahrheit einſehn, um wie viel die Anzahl der Wörter, die wir in unſerm Gedächtniß haben, größer ſeyn muß, als die Anzahl der Ideen. Das muß nothwendig ſo ſeyn; theils, weil die Reflexion, die erſt nach dem Gedächtniß entſteht, nicht allemal die Ideen ſorgfältig genug hat unterſuchen können, denen man Namen gegeben hat; theils, weil wir einen großen Abſtand unter der Zeit, da man das Gedächtniß eines Kindes, durch Erlernung vieler Wörter übt, deren Ideen es noch nicht faſſen kann, und unter der Zeit wahrnehmen, da es fähig wird, ſeine Notionen zu analyſiren, um ſich von denſelben einigermaßen Rechenſchaft geben zu können. Wenn dieſe Operation angeht, ſind ihre Fortſchritte zu langſam, als daß ſie dem Ge-

dächtniß in gleichen Graden folgen könnte, welches durch eine lange Uebung schon eine gewisse Fertigkeit und Leichtigkeit erhalten hat. Was müßte das nicht für eine schwere Arbeit seyn, wenn die Analyse alle Zeichen des Gedächtnisses prüfen wollte? Man gebraucht daher die Zeichen, wie sie sich einem darbieten, und man begnügt sich gemeiniglich, wenn man ihre Bedeutung nur so ohngefähr gefaßt hat. Dies ist der Grund, warum die Analyse unter allen Operationen diejenige ist, deren Gebrauch man am wenigsten kennt. Wie viele Menschen giebt es nicht, die gar nie Gebrauch davon machen? Die Erfahrung lehrt wenigstens, daß sie in eben dem Verhältniß weniger, als das Gedächtniß und die Imagination mehr geübt wird. Ich wiederhole es daher noch einmal; alle diejenigen, die sich auf sich selbst zurückbeugen wollen, werden eine große Menge von Zeichen bey sich finden, woran sie nur sehr unvollkommene Ideen geknüpft haben: und noch eine größere Anzahl von Zeichen werden sie antreffen, mit welchen sie gar keine Idee verknüpfen. Daher das Chaos, in welchem die abstrakten Wissenschaften liegen, und welches die Philosophen nie haben in Ordnung bringen können, weil keiner von ihnen den ersten Grund davon gekannt hat. Loke ist der einzige, bey dem man in diesem Stück eine Ausnahme machen kann.

§ 11. Aus dieser Wahrheit erhellet ferner, wie einfach und bewundrungswürdig die Natur unsrer Kenntnisse ist. Wie wird die Seele eines Menschen, die mit Sensationen und Operationen

ausgerüſtet iſt, dieſe Materialien verarbeiten? Geberden, Töne, Ziffern, Buchſtaben; dies ſind die in Rückſicht auf unſre Ideen ſo fremde Inſtrumente, die wir gebrauchen, um uns zu den erhabenſten Kenntniſſen empor zu ſchwingen. Die Materialien ſind bey allen Menſchen die nämlichen: nur die Geſchicklichkeit, ſich der Zeichen zu bedienen, iſt verſchieden; und davon rührt die Verſchiedenheit der Menſchen, in dieſer Rückſicht, her.

Man nehme einem höhern menſchlichen Geiſt den Gebrauch der Zeichen; wie viele Kenntniſſe ſind ihm dadurch nicht verſagt, zu denen ein mittelmäſtiger Geiſt leicht gelangen kann? Man nehme ihm auch die Sprache: das Schickſal der Stummen wird es einen lehren, in was für enge Gränzen man ihn dadurch eingeſchränkt hat. Man nehme ihm endlich den Gebrauch aller Zeichen, ſo, daß er auch nicht den geringſten Geſtus machen kann, um mittelſt deſſelben die gemeinſten Gedanken auszudrücken; ſo wird man einen Blödſinnigen aus ihm gemacht haben.

§. 12. Zu wünſchen wär's, daß diejenigen, die ſich mit der Erziehung der Kinder abgeben, in Anſehung der erſten Getriebe der menſchlichen Seele, nicht unwiſſend wären. Wenn ein Lehrmeiſter, dem der Urſprung und die Fortbildung unſrer Ideen genau bekannt iſt, ſeinen Lehrling nur mit Dingen unterhielte, die auf ſeine Bedürfniſſe und auf ſein Alter die nächſte Beziehung haben; wenn er geſchickt genug wäre, ſeinen Lehrling allemal gerade in die vortheilhafteſten Umſtände zu verſezen, um ihn die Bildung beſtimm-

ter Begriffe, und die Fixirung derselben mittelst fester Zeichen zu lehren; wenn er auch bey scherzhaften Unterredungen allemal nur solche Wörter gebrauchte, deren Bedeutung ganz genau bestimmt ist; was für Deutlichkeit, und Ausbreitung würde er nicht in die Seele seines Zöglings bringen? Allein, wie wenig Eltern sind im Stand, ihren Kindern solche Lehrmeister zu verschaffen: und wie weit seltener sind diejenigen Erzieher, die zur Ausführung dieser Absichten geschickt wären? Gut ist es indessen, wenn man nur alles kennt, was zu einer guten Erziehung dienlich seyn kann. Wenn man dergleichen Vorschläge auch nicht ganz ausführen kann; so wird man doch vielleicht das vermeiden, was ihnen durchaus zuwider ist. So sollte man die Kinder z. B. nie mit Paralogismen, mit Sophismen und mit andern fehlerhaften Schlüssen verwirren. Man läuft mit dergleichen Possen Gefahr, ihrem Geist eine konfuse und falsche Wendung zu geben. Nur erst, wenn ihr Verstand schon viele Deutlichkeit und Bestimmtheit erlangt hat, könnte man ihnen, zur Uebung des Scharfsinns, dergleichen verfängliche Fragen vorlegen. Auch da müßte man sehr behutsam seyn, um allen möglichen nachtheiligen Folgen auszuweichen. — Doch dergleichen Bemerkungen möchten mich zu weit von meinem Gegenstand abführen. Im nächsten Kapitel werde ich dasjenige mit Thatsachen zu belegen suchen, was ich in diesem Kapitel demonstrirt habe. Ich werde dabey zu einer nähern Entwickelung meiner Meynung Gelegenheit haben.

Zweytes Kapitel.

ng der Säze aus Thatſachen, die im rhergehenden Kapitel bewieſen worden ſind.

„Zu Chartres fieng ein drey und bis vier und zwanzig jähriger Jüngling, nd ſtumm gebohren wurde, auf einmal, n Erſtaunen der ganzen Stadt, zu re- Es war der Sohn eines Künſtlers. ſo viel von ihm, daß er, drey bis vier orher, den Schall der Glocken gehört, er durch dieſe neue und ungewöhnliche in die äußerſte Verwunderung geſezt Bald darauf floß eine Art von Feuch- ſeinem linken Ohr aus, und er hörte ommen mit beyden Ohren. Drey bis nte giengen hin, daß er blos zuhörte, as zu ſagen. Während dieſer Zeit ge- ſich, die Wörter, die er hörte, heimlich zu en, um ſich in der Ausſprache und in den Wörtern verbundenen Ideen feſt zu ſezen. laubte er im Stand zu ſeyn, das Still- zu endigen, und er erklärte, er rede nun, ne Sprache gleich etwas unvollkommen eſchickte Theologen erkundigten ſich gleich um ſeinen vorigen Zuſtand, und ihre betrafen hauptſächlich die Gottheit, die ie moraliſche Güte und Bosheit der Hand- Er ſchien mit ſeinen Gedanken noch nicht ekommen zu ſeyn. Wenn er gleich von

katholiſchen Eltern gebohren war, der Meſſe be
gewohnt, das Kreuzmachen und Kniebeugen g
lernt hatte: ſo hatte er doch auf das alles nie ſein
Aufmerkſamkeit verwandt, noch hatte er das begri
fen, was andre dabey gedacht. Er wuſte nicht deu
lich, was der Tod ſey, und nie dachte er an ihn
Er lebte ein blos animaliſches Leben, welche
ſich ganz mit den ſinnlichen, gegenwärtigen Ge
genſtänden und mit den wenigen Ideen beſchäf
tigte, die ihm durch die Augen zugeführt wurden
Aus der Vergleichung ſeiner Ideen folgerte er auch
nicht, was er doch aus derſelben folgern zu kön
nen hätte ſcheinen ſollen. Das rührt nicht davon
her, daß er etwa keinen natürlichen Mutterwi
hatte: ſondern das iſt vielmehr der Grund, daß
die Seele eines auſſer der geſellſchaftlichen Ver
bindung mit andern herausgeſezten Menſchen ſo
ungeübt, und unausgebildet iſt, daß er nur in
ſo fern denkt, in ſo fern er von den äußern Objekten
dazu genöthigt wird. Der gröſte Fond der
menſchlichen Ideen liegt in ihren geſelligen Un
terhaltungen."

§. 14. Dieſes Faktum wird in den Jahrbü
chern der Akademie der Wiſſenſchaften, vom Jahr
1703. S. 18. erzehlt. Es wäre zu wünſchen
man hätte dieſen Jüngling über die wenigen Ideen
befragt, die er, wie er noch des Gebrauchs der
Sprache beraubt war, hatte; man hätte ihn ſo-
dann um die erſten Ideen fragen müſſen, die er
erhielt, wie er ſein Gehör bekam; ferner, um die
Beyhülfe zur Bildung neuer Ideen aus jenen, die
er entweder von den äußern Gegenſtänden, oder

von dem, was er von andern hörte, oder von seiner eignen Reflexion empfieng; mit einem Wort, man hätte alles aus ihm ausforschen müssen, was seiner Seele eine Gelegenheit, zur Ausbildung seyn konnte. Die Erfahrung wirkt so früh bey uns, daß man sich gar nicht wundern muß, wenn sie sich bisweilen für die Natur selbst ausgiebt. Bey diesem Menschen wirkte sie hingegen so langsam, daß man sich dabey nicht leicht hätte irren können. Die Theologen aber wollten die Natur an ihm erkennen lernen; und so geschickt sie auch waren, so erkannten sie weder das eine noch das andre. Wir können daher alles nur durch Muthmaßungen ersezen.

§. 15. Ich stelle mir vor, dieser junge Mensch befand sich drey und zwanzig Jahr hindurch ohngefähr in dem Zustand, in welchem ich die Seele vorgestellt habe, wenn sie noch nicht über ihre Aufmerksamkeit gebietet, und wenn sie sie daher den Gegenständen, nicht nach ihrem Belieben, sondern nach der Kraft, mit welcher sie auf sie wirken, widmen kann. Es ist wahr, da er unter Menschen aufgewachsen war: so erhielt er auch von den Menschen einige Beyhülfe, wodurch er einige von seinen Ideen an Zeichen knüpfen konnte. Ohne Zweifel konnte er seine Hauptbedürfnisse, nebst den Dingen, wodurch sie befriediget werden konnten, durch Geberden bezeichnen. Da ihm aber die Namen zur Bezeichnung solcher Dinge mangelten, die nicht eine so genaue Beziehung auf ihn hatten, daß er sie durch etwas anders ersezen mußte, und er auch von außen her keine Hülfe

erhielt: so dachte er an dergleichen Dinge nie, ausser wenn er wirklich eine Perzeption derselben hatte. Seine Imagination, die blos von sehr lebhaften Sensationen angezogen wurde, hörte sogleich mit diesen Sensationen auf. Damals wurde das Betrachten noch gar nicht geübt, desto mehr aber das Gedächtniß.

§. 16. Bisweilen ist unser Bewußtseyn, wenn es unter eine groſse Anzahl von Perzeptionen, die ohngefähr mit einer gleichen Kraft auf uns wirken, vertheilt wird, so schwach, daß uns keine Erinnerung dessen, was wir empfunden haben, übrig bleibt. Da empfinden wir kaum, daß wir existiren: Tage fließen dahin, wie Augenblicke, ohne daß wir ihre Verschiedenheit beobachten, und wir können in diesem Zustand tausendmal dieselbige Perzeption haben, ohne daß wir es bemerken, sie schon gehabt zu haben. Ein Mensch, der sich durch den Gebrauch der Zeichen viele Ideen erworben, und sie sich geläufig gemacht hat, kann nicht lange in dieser Art von Lethargie bleiben. Je gröſser der Vorrath seiner Begriffe ist, desto glaublicher ist es, daß einer von denselben aufgeweckt zu werden Gelegenheit bekommen, seine Aufmerksamkeit üben, und ihn aus diesem Schlummer wecken werde. Je weniger man folglich Ideen hat, desto gewöhnlicher muß dieser Seelenschlaf seyn. Hieraus läßt sich nun beurtheilen, ob die Seele dieses jungen Menschen, während der drey und zwanzig Jahre, da er stumm und taub war, von ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Re-

niſcenz und von ihrer Reflexion oft Gebrauch
rde haben machen können.

§. 17. Wenn die Ausübung dieſer erſten Ope-
tionen ſo eingeſchränkt war, wie viel mehr mußten
cht die übrigen Operationen beſchränkt ſeyn?
er unvermögend war, die Ideen, die er durch die
inne erhielt, genau zu fixiren und zu beſtimmen: ſo
nnte er ſich weder durch Zuſammenſezung, noch
rch Auseinanderlegung derſelben, nach ſeinem
efallen, Notionen bilden. Da er keine beque-
e Zeichen zur Vergleichung ſeiner geläufigſten
deen hatte: ſo machte er ſehr ſelten ein Urtheil.
s iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er während der
rſten drey und zwanzig Jahre ſeines Lebens nicht ei-
en einzigen Schluß gemacht hat. Schließen heißt,
ch Urtheile bilden, und ſie, durch die Bemer-
ung ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit, mit einan-
er verbinden. Das konnte dieſer junge Menſch
icht, da er keine Verbindungszeichen, d. h. Par-
ikeln, die die Beziehungen der verſchiedenen Re-
detheile bezeichnen, gebrauchen konnte. Es iſt
olglich natürlich, daß er aus der Vergleichung
ſeiner Ideen nicht alles folgerte, was er aus der-
ſelben zu folgern, ſcheinen konnte. Seine Refle-
xion, die keine andre, als ſehr lebhafte oder neue
Senſationen zum Gegenſtand hatte, hatte auf die
meiſten ſeiner Handlungen gar keinen und auf die
übrigen nur einen ſehr kleinen Einfluß. Er be-
trug ſich, beſonders bey Dingen, die auf ſeine Be-
dürfniſſe wenig Beziehung hatten, nur nach Ge-
wohnheit und Nachahmung. Auf ſolche Weiſe
machte er das nach, was die Devotion ſeiner El-

tern von ihm forderte: Nie aber dachte er dem Bewegungsgrund nach, um welches willen man so was verrichten könne, und er wußte nicht, daß man eine gewisse Absicht bey dergleichen Verrichtungen haben müsse. Vielleicht war die Nachahmung so gar um so viel genauer, je weniger Reflexion dabey statt fand; weil die Zerstreuungen bey einem Menschen, der nicht reflektiren kann, selten seyn müssen.

§. 18. Es scheint, als wenn es, um zu wissen, was das Leben sey, zureiche, daß man sey, und daß man sich fühle. Ich will es indessen wagen einen paradoxen Saz zu behaupten, daß nämlich dieser junge Mensch schwerlich eine Idee davon gehabt. Die Sensationen sind bey einem Wesen, welches nicht reflektirt, und bey uns selbst, in den Augenblicken, da wir bey wachendem Leib, so zu sagen, nur vegetiren, weiter gar nichts, als Sensationen, und sie werden nur alsdenn erst Ideen, wenn wir sie durch die Reflexion als Bilder von etwas ansehn. Wahr ist's, die Sensationen leiteten diesen jungen Menschen in der Untersuchung dessen, was zu seiner Erhaltung dienlich war, und in der Vermeidung dessen, was ihm schaden konnte; allein er folgte ihrem Eindruck, ohne darüber zu reflektiren, was das heiße, sich erhalten, oder sich schaden lassen. Ein Beweis von der Wahrheit, die ich behaupte, ist der Umstand, daß er nicht deutlich wußte, was der Tod sey. Hätte er gewußt, was das Leben ist; würde er denn nicht eben so deutlich, wie wir eingesehn haben,

d weiter nichts iſt, als die Beraubung
*)?

Einige ſchwache Züge von Seelenoper-
hmen wir an dieſem jungen Menſchen
an man aber die Perzeption, das Bewußt-
Reminiſcenz und die Einbildungskraft, ſo
e noch nicht in unſrer Gewalt haben,
: ſo wird man keine Spur von den übri-
tionen, bey einem Menſchen, antreffen,
nterhaltenden Umgangs mit Menſchen
und der mit geſunden und wohlgebau-
en z. B. unter Bären erzogen worden
ird oft, faſt ohne alle Erinnerung, den-
ſtand durchgehn, ohne einzuſehn, daß er
orher in eben dem Zuſtand befunden habe.
ächtniß wird er kein Zeichen zur Erſe-
Abweſenheit der Gegenſtände haben.
eine ſolche Imagination hat, worüber
rr iſt: ſo werden ſeine Perzeptionen ein-
t aufwecken, es müßte ihm denn der
n Gegenſtand darſtellen, an den ge-
ſtände jene Perzeptionen angeknüpft.
zion wird er endlich die Eindrücke der

kann den Tod auch durch den Ueber-
dieſem Leben in ein anderes beſchreiben.
aber nicht der Sinn, in welchem man den
hier nehmen muß. Herr von Fonte-
, dieſer junge Menſch habe noch keinen
on Gott und der Seele gehabt. Es iſt
nbar, daß er eben ſo wenig eine Idee vom
n konnte, wenn das Wort den Uebergang
m in ein anderes Leben bezeichnet.

Dinge auf seine Sinne aufnehmen, und ihnen instinktmäßig gehorsamen. Die Bären wird er in allen Stücken nachahmen; er wird eine ihrem Brummen ähnliche Stimme haben, auf Händen und Füßen fortkriechen. Wir sind zum Nachahmen so sehr geneigt, daß vielleicht auch ein Descartes es, an seiner Stelle, nicht versuchen würde, auf seinen Füßen zu gehn.

§. 20. Sollte aber, möchte man mir hier einwenden, nicht die Nothwendigkeit, für seine Bedürfnisse zu sorgen, und seine Leidenschaften zu befriedigen, zur Entwickelung aller seiner Seelenoperationen zureichen?

Ich antworte mit Nein: weil, so lang er außer dem Umgang mit den übrigen Menschen lebt, er keine Gelegenheit zur Verknüpfung seiner Ideen mit willkürlichen Zeichen haben kann. Er bleibt ohne Gedächtniß; und folglich bekömmt er auch keine Gewalt über seine Einbildungskraft; woraus denn auch folgt, daß er zur Reflexion durchaus unfähig seyn muß.

§. 21. Seine Imagination wird indessen vor der unsrigen einen Vorzug haben, der darinnen liegt, daß sie ihm die Dinge auf eine weit lebhaftere Weise wieder darstellen wird. Mit Hülfe des Gedächtnisses können wir uns unsre Ideen so bequem zurückrufen, daß wir selten unsre Imagination dazu brauchen. Da hingegen diese Operation, bey einem solchen Menschen, die Stelle aller übrigen vertritt: so wird die Uebung derselben eben so häufig seyn, wie seine Bedürfnisse, und sie wird die Perzeptionen mit ungleich größerer

Kraft aufwecken. Dieſes beſtätigt ſich am Beyſpiel der Blinden, die gemeiniglich einen weit feinern Takt, als wir, haben. Denn hier findet derſelbige Grund ſtatt.

§. 22. Nie wird aber dieſer Menſch eigenmächtig über die Operationen ſeiner Seele herrſchen. Um dieſes zu beweiſen, wollen wir zuſehn, unter was für Umſtänden ſie ausgeübt werden können.

Ich ſeze voraus, ein Ungeheuer kömmt auf ihn zu, welches er ſchon andre Thiere hat auffreſſen geſehn, oder wovon ihm doch diejenigen Thiere, unter denen er lebt, geſagt haben, daß er vor ihm fliehen müſſe. Dieſer Anblick zieht ſeine Aufmerkſamkeit an, weckt die Empfindungen des Schreckens auf, die mit der Idee des Monſtrums genau verknüpft ſind, und macht ihn die Flucht ergreifen. Er entkömmt dieſem Feind; das Zittern aber, welches ſeinen ganzen Körper erſchütterte, erhält die Idee einige Zeitlang in ihm gegenwärtig. Das iſt ſein Betrachten. Kurz darauf führt ihn der Zufall wieder an dieſen Ort. Die Idee des Orts weckt die Idee des Ungeheuers auf, womit ſie ſich vergeſellſchaftet hatte. Das iſt die Imagination. Weil er ſich endlich auch für daſſelbige Weſen hält, welches ſchon ehedem an dieſem Ort geweſen: ſo hat er auch die Reminiſcenz. Hieraus erhellet, daß die Ausübung dieſer Operationen von einem gewiſſen Zuſammenfluß von Umſtänden abhängt, die ihn auf eine eigene Art affiziren; und daß folglich dieſe Ausübung derſel-

ben aufhören muß, sobald diese Umstände
mehr da sind. Ist einmal dieses Schrecken
vorüber, (wenn man nämlich annimmt, daß
ser Mensch entweder gar nicht wieder an den
Ort zurückkehrt, oder daß er nur alsdenn
wieder an diesen Ort hinkömmt, wenn die
des Schreckens mit der Idee jenes Ungeheuers
mehr vergesellschaftet ist:) so werden wir n
mehr in ihm antreffen, was ihm das, was e
sehn hat, zurückrufen könnte. Denn wir
nen unsre Ideen nur in so fern wiederaufwe
in so fern sie an gewisse Zeichen geheftet
Die Ideen dieses Menschen aber sind nur a
Umstände geknüpft, durch die sie erzeugt wu
Daher kann er sie sich nicht wieder zurückrufe
befinde sich denn wieder unter denselbigen Um
den. Von diesen hängt die Ausübung der
rationen seiner Seele ab. Er ist, ich wieder
es noch einmal, nicht Herr über sie, so daß e
eigenmächtig leiten könnte. Er vermag nic
sondern muß dem Eindruck folgen, den die
genstände auf ihn machen: und man darf gar n
erwarten, daß er irgend ein Zeichen von Vern
von sich geben könne.

§. 23. Ich behaupte nicht bloße Muthmaß
gen. Im Jahr 1694 fand man in den an
thauen und Rußland angränzenden Wäldern ei
jungen Menschen von ohngefähr zehn Jahren,
unter den Wölfen lebte. Er ließ gar keine S
von Vernunft an sich bemerken; er kroch auf H
den und Füßen fort; hatte keine Sprache, u
bildete solche Töne, die den Tönen eines M

ſchen nicht im mindeſten ähnlich waren. Eine geraume Zeit gieng hin, eh' er einige Wörter ausſprechen konnte, und auch die ſprach er auf eine ziemlich barbariſche Art aus. Sobald er reden konnte, wurde er um die Beſchaffenheit ſeines vorigen Zuſtandes befragt. Allein er konnte ſich deſſelben eben ſo wenig erinnern, ſo wenig wir uns auf das beſinnen können, was in der Wiege mit uns vorgegangen iſt *)

§. 24. Dieſes Faktum beweiſet die Wahrheit deſſen vollkommen, was ich von der Fortbildung der Seelenoperationen geſagt habe. Das ließ ſich leicht vorherſehn, daß ſich dieſes Kind ſeinen vorigen Zuſtand nicht würde zurückrufen können. In dem Augenblick, da es aus dieſem Zuſtand herauskrat, konnte es noch einige Erinnerung deſſelben haben; dieſe Erinnerung, die nur durch eine äußerſt ſeltene Aufmerkſamkeit hervorgebracht wurde, die die Reflexion nie befeſtigte, war aber ſo ſchwach, daß die Spuren derſelben während des kurzen Zwiſchenraums ganz verloſchen, der vom Augenblick, da er ſich Ideen zu bilden anfieng, bis zum Augenblick dahinſtrich, in welchem man Fragen an ihn thun konnte. Wenn man, um alle Hypotheſen zu erſchöpfen, vorausſezt, er habe ſich noch der Zeit erinnert, da er in den Wäldern lebte: ſo würde er ſie ſich nicht anders, als durch die Perzeptionen haben vorſtellen können, die er ſich zurückgerufen haben würde. Dieſe Perzeptionen konnten nicht anders als ſehr klein an der Zahl

*) *Connor.* Evangel. Medic. *Art.* 15. *p.* 133. *ſeq.*

ſeyn. Da er ſich der vor ihnen vorhergehenden, auf ſie folgenden, oder von ihnen unterbrochenen Perzeptionen nicht erinnern konnte; ſo würde er ſich die Aufeinanderfolge der Theile dieſer Zeit nicht haben aufwecken können. Daher würde es gekommen ſeyn, daß er ſich es nie würde haben beyfallen laſſen, daß dieſe Zeit einen Anfang gehabt, und er würde ſie für einen einzigen Augenblick angeſehn haben. Kurz, die undeutliche Erinnerung auf ſeinen erſten Zuſtand würde ihn in die Verlegenheit geſezt haben, ſich einzubilden, er habe beſtändig exiſtirt, und ſie würde ihn genöthiget haben, ſich ſeine angebliche Ewigkeit, nur als einen Augenblick vorzuſtellen. Ich zweifle daher nicht, daß er ſich nicht ſehr würde verwundert haben, wenn man ihm geſagt hätte, er habe einſtens angefangen zu ſeyn; ſo wie ich zuverläßig glaube, daß er in eine ähnliche Verwunderung würde gerathen ſeyn, wenn man hinzugefügt hätte, er habe ſchon verſchiedene Stufen durchgegangen. Da er bis zu dieſer Zeit der Reflexion unfähig war: ſo würde er nie dergleichen unmerkliche Veränderungen bemerkt haben, und er würde natürlicher Weiſe zu glauben geneigt geweſen ſeyn, er ſey beſtändig ſo beſchaffen geweſen, wie er in dem Augenblick beſchaffen war, da man ihn über ſich ſelbſt reflektiren machte.

§. 25. Sehr richtig hat der berühmte Sekretair der Akademie der Wiſſenſchaften bemerkt, daß der gröſte Reichthum der menſchlichen Ideen in

dem geſellſchaftlichen Umgang der Menſchen zu ſuchen iſt. Durch die Entwickelung dieſer Wahrheit wird alles, was ich bisher geſagt habe, vollkommen beſtätigt werden.

Ich habe dreyerley Arten von Zeichen unterſchieden; die zufälligen, die natürlichen und die willkührlichen Zeichen. Ein unter den Bären aufgewachſenes Kind kann ſich nur mit der erſten Art helfen. Es iſt zwar wahr; man kann ihm die natürlichen Laute bey Gelegenheit einer jeden Leidenſchaft nicht abſprechen; allein wie würde es errathen können, daß dieſe Laute die Zeichen der Empfindungen ſeyen, die es eben hat? Lebte es unter Menſchen: ſo würde es ſo oft ähnliche Laute von andern ausſtoſſen hören, daß es früher oder ſpäter dieſe Laute an die Empfindungen knüpfen würde, die ſie wirklich ausdrücken ſollen. Zu dieſer Bemerkung können ihm die Bären nicht Gelegenheit geben. Ihr Brummen hat mit der menſchlichen Stimme nicht Aehnlichkeit genug. Dieſe Thiere verbinden wahrſcheinlich mit ihrem Geſchrey, durch ihren wechſelſeitigen Umgang, den ſie mit einander haben, gerade die Perzeptionen, deren Zeichen es iſt. Das aber würde dieſes Kind nicht thun können. Dieſe Thiere haben alſo, um ſich nach der Impreſſion der natürlichen Laute richten zu können, eine Beyhülfe, die das unter ihnen ſich befindende menſchliche Kind nicht haben kann; und es ſcheint auch, daß die Aufmerkſamkeit, die Erinnerung und die Einbildungskraft bey ihnen weit ſtärker geübt werden, als bey dem

Kind. Das ist es aber auch alles, worauf sich alle Operationen ihrer Seele beschränken *).

Weil sich die Menschen keine Zeichen machen können, wofern sie nicht beysammen leben: so folgt daraus, daß der Fond ihrer Ideen, beym Anfang der Ausbildung ihres Geistes einzig und allein in ihrem wechselseitigen Umgang liegt. Ich sage mit Fleis: beym Anfang der Ausbildung ihrer Seele; denn es ist ja einleuchtend, daß die Seele, wenn sie schon Fortschritte gethan hat, die Kunst sich Zeichen zu finden versteht, und daß sie, ohne irgend einen fremden Beystand, Ideen erlangen kann.

Man darf mir nicht einwerfen, daß die Seele schon vor diesem gesellschaftlichen Umgange Ideen habe; weil sie Perzeptionen hat. Denn Perzeptionen, die nie ein Gegenstand der Reflexion gewesen sind, sind eigentlich nicht Ideen. Es sind bloße in der Seele hervorgebrachte Impres-

*) Locke bemerkt mit Recht, (B. II. K. 11. §. 10. und 11.) daß die Thiere nicht abstrahiren können. Er spricht ihnen folglich auch das Vermögen aus allgemeinen Ideen zu schliessen ab; er hält es aber für ausgemacht, daß sie in gewissen Fällen aus partikulären Ideen räsonniren. Hätte dieser Weltweise eingesehn, daß man unmöglich reflektiren kann, wofern man nicht den Gebrauch der willkührlichen Zeichen kennt: so würde er auch zugegeben haben, daß die Thiere des Räsonnements durchaus unfähig, und daß folglich ihre Handlungen, die uns räsonnirt scheinen, bloße Effekte einer Imagination sind, über die sie nicht gebieten können.

ſionen, denen zur Ideenſchaft das abgeht, daß ſie nicht als Bilder betrachtet werden.

§. 26. Mir ſcheint es unnütz zu ſeyn, wenn ich zu dieſen Beyſpielen und zu den Erklärungen, die ich davon gegeben habe, noch etwas hinzuſetzen wollte. Beyde beſtätigen den Satz kräftig, daß ſich die Seelenoperationen in eben dem Maas mehr oder weniger entwickeln, in welchem man den Gebrauch der Zeichen hat.

Hier entſteht aber eine Schwierigkeit. Wenn nämlich unſer Geiſt ſeine Ideen blos durch Zeichen fixirt: ſo laufen ja unſre Räſonnements Gefahr, daß ſie oft blos auf Wörtern beruhn. Dadurch aber müſſen wir nothwendig in ſehr viele Irrthümer geſtürzt werden.

Ich antworte: die Gewißheit der Mathematik hebt dieſe Schwierigkeit. Wenn wir die an die einzelnen Zeichen geknüpften einfachen Ideen ſo beſtimmen, daß wir ſie, im Fall der Noth, analyſiren können: ſo dürfen wir nicht mehr befürchten, daß wir uns betrügen werden, als die Mathematiker, wenn ſie ſich ihrer Ziffern bedienen. Dieſer Einwurf lehrt in der That nur ſo viel, daß man ſehr vorſichtig verfahren müſſe, um ſich nicht, wie doch viele Philoſophen thun, in Wortſtreite und in unnütze und kindiſche Unterſuchungen zu verwickeln. Dadurch aber wird gerade das beſtätigt, was ich ſelbſt angemerkt habe.

§. 27. Hier läßt ſich auch die Bemerkung anbringen, wie langſam ſich die Seele zur Erkenntniß der Wahrheit erhebt. Locke giebt davon ein Beyſpiel, welches mir ſonderbar zu ſeyn ſcheint.

Wenn ihm gleich die Nothwendigkeit der Zeichen für die Ideen der Zahlen nicht entwischt ist: so redet er doch nicht mit völliger Ueberzeugung davon. Ohne Zeichen, sagt er, mittelst welcher wir eine jede Menge von Einheiten unterscheiden, können wir kaum von den Zahlen einen Gebrauch machen; besonders, wenn es auf sehr zusammengesezte Kombinationen ankömmt (Buch III. Kap. 16. §. 5).

Er sah ein, daß die Namen für die archetypischen Ideen nothwendig seyen; den richtigen Grund aber hat er nicht gefaßt. „Wenn die Seele, sagt er, (B. III. K. 5. §. 10.) die verschiedenen Theile dieser komplexen Ideen mit einander verbunden hat: so würde diese Vereinigung, die gar keinen Grund in der Natur hat, wegfallen, wenn nicht etwas da wäre, wodurch sie erhalten würde." — Dieses Räsonnements wegen konnte er die Nothwendigkeit der Zeichen für die Notionen der Substanzen nicht einsehn. Denn, da diese Notionen einen Grund in der Natur haben: so folgte daraus, daß sich die Vereinigung ihrer einfachen Ideen, ohne den Beystand der Wörter, in der Seele erhalte.

Es braucht nur sehr wenig, um die größten Genies in ihren Fortschritten aufzuhalten. Ein kleiner Irrthum, der ihnen selbst in dem Augenblick, da sie die Wahrheit vertheidigen, durchwischt, reicht dazu hin. Das sieht man an Locke's Beyspiel. Dieser einzige Satz hat ihn an der Untersuchung der Nothwendigkeit der Zeichen zur Ausübung der Seelenoperationen gehindert. Er

nimmt an, (B. III. K. 5. §. 3=5.) die Seele mache geiſtige Sätze, in welchen ſie, ohne Dazwiſchenkunft der Wörter, die Ideen verbindet, oder trennt. Er behauptet ſo gar, der beſte Weg zu Kenntniſſen zu gelangen, ſey dieſer, daß man die Ideen für ſich ſelbſt betrachte. Allein er bemerkt, daß man es nur äußerſt ſelten thut. So ſehr hat, ſagt er, (B. IV. K. 6. §. 1.) die Gewohnheit, Töne ſtatt der Ideen zu gebrauchen, unter uns überHand genommen. Ich habe nicht néthig mich, nach meinen bisherigen Anmerkungen, länger dabey aufzuhalten, daß ich zeige, wie wenig dieſes alles ſeine Richtigkeit habe.

Herr Wolf merkt an, es laſſe ſich ſchwer denken, daß die Vernunft von einem Menſchen gebraucht werden könne, der den Gebrauch willkührlicher Zeichen nicht kennt. Er führt die beyden Fakta, die ich erzählt habe, als Beyſpiele davon an; aber er erklärt ſie nicht *). Uebrigens hat er auch die unbedingte Nothwendigkeit der Zeichen eben ſo wenig eingeſehn, als er die Art gekannt hat, wie ſie zur Fortbildung der Seelenoperationen mitwirken.

Was die Carteſianer und die Malebranchiſten betrift: ſo ſind dieſe ſo weit als möglich von dieſer Bemerkung entfernt. Wie kann man ſich die Nothwendigkeit der Zeichen beyfallen laſſen, wenn man mit Descartes annimmt, daß uns die Ideen angebohren ſind, oder mit Malebranche, daß wir alles in Gott ſehn?

*) *Wolfii* Pſychol. Rational. §. 461.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Abſtraktionen.

§. 1.

Wir haben geſehn, daß die abſtrakten Notio
alsdenn entſtehen, wenn man an diejenigen Eig
ſchaften, wodurch die Dinge von einander un
ſchieden ſind, gar nicht, ſondern nur an ihre
meinſchaftlichen Beſchaffenheiten denkt. So
ben wir z. B. abſtrakte Ideen von der Ausdehnu
und vom Ganzen, wenn wir darauf, was e
Ausdehnung gerade zu dieſer Ausdehnung, u
was ein Ganzes gerade zu dieſem Ganzen mac
nicht ſehn *).

*) Locke erklärt die Fortbildung dieſer Ideenart
folgendermaaßen: »Die Ideen, die ſich die Kind
von den Perſonen, mit denen ſie umgehn, mache
ſind den Perſonen ſelbſt ähnlich, und ſie ſind bl
partikulair. Die Ideen, die ſie von ihrer Amm
und Mutter haben, ſind in ihrer Seele ſehr g
nau gezeichnet, und ſie ſtellen ihnen, als laut
getreue Gemälde, einzig und allein dieſe Indiv
duen vor. Die Namen, die ſie ihnen anfängli
geben, gehn auch blos auf dieſe Individuen, z. B
Mama. Wenn ſie nach einiger Zeit, durch ein
größere Bekanntſchaft mit der Welt bemerken, da
es mehrere Dinge giebt, die ihrem Vater, ihre
Mutter, und den übrigen Perſonen, die ſie zu
ſehn gewohnt waren, in gewiſſen gemeinſchaf
lichen Beziehungen der Figur, und anderer Eigen
ſchaften ähnlich ſind: ſo bilden ſie ſich eine Idee,
an welcher alle dieſe einzelnen Dinge Theil nehmen,

Dieſe Arten von Ideen ſind demnach bloße Benennungen, die wir den Dingen geben, wenn wir ſie in den Stücken betrachten, wodurch ſie einander ähnlich ſind. Eben deswegen werden ſie allgemeine Begriffe genannt. Die Kenntniß ihrer Entſtehungsart reicht indeſſen nicht zu. Wir müſſen noch einige wichtige Anmerkungen über ihre Nothwendigkeit und über die mit ihnen vergeſellſchafteten Nachtheile machen.

§. 2. Sie ſind, ohne Zweifel, ſchlechterdings nothwendig. Da die Menſchen gezwungen waren von den Dingen, in ſo fern ſie von einander unterſchieden oder in ſo fern ſie mit einander übereinkamen, zu reden: ſo mußten ſie ſie nothwendig unter gewiſſe durch Zeichen unterſchiedene Klaſſen bringen können. Hiedurch faßten ſie in ein einziges Wort ſo viel zuſammen, was man, ohne Verwirrung, in weitläuftigen Reden nicht würde haben vortragen können. Ein Beyſpiel hievon hat man am Gebrauch der Ausdrücke Subſtanz, Geiſt, Körper, Thier. Wenn man nur in der Rückſicht von Dingen reden will, in welcher man ſich an jedem ein Subjekt denkt, welches die noth-

und ſie geben ihnen den Namen Menſch. So gelangen ſie zu einem allgemeinen Namen und zu einem allgemeinen Begriff. Sie machen dabey im Grund keine neue Idee, ſondern ſie räumen blos aus der kompleren Idee, die ſie vom Peter, Jakob, Maria und Eliſabeth hatten, dasjenige weg, was einer jeden von dieſen Perſonen eigenthümlich zugehört, und nur das behalten ſie übrig, was ihnen allen gemeinſchaftlich zukömmt. " B. III. K. 3. §. 7.

wendigen und zufälligen Eigenschaften deſſelben trägt: ſo braucht man nur das Wort Subſtanz. Will man noch näher die Art der nothwendigen und zufälligen Eigenſchaften der Dinge anzeigen: ſo bedienet man ſich der Ausdrücke Geiſt und Körper. Verbindet man endlich dieſe beyden Ideen in der Abſicht um von einem lebendigen Ganzen zu reden, welches ſich von ſelbſt und durch einen Inſtinkt bewegt: ſo hat man das Wort Thier. Nachdem man endlich zu dieſer lezten Notion die Ideen hinzufügt, wodurch die verſchiedenen Gattungen von Thieren unterſchieden werden; nachdem findet man auch gemeiniglich ſolche Wörter in der Sprache, wodurch wir unſre Gedanken kurz anzeigen können.

§. 3. Man muß aber wohl merken, daß wir die Genera und Spezies der Dinge nicht ſo ſehr in Anſehung ihrer Natur, als vielmehr in Anſehung der Art, wie wir ſie erkennen, beſtimmen; oder um mich der gemeinen Sprache zu bedienen, daß wir ſie in Klaſſen abtheilen, die einander untergeordnet ſind. Hätten wir einen tiefer eindringenden Blick, ſo daß wir eine gröſſre Anzahl von Eigenſchaften an den Gegenſtänden entdecken könnten: ſo würden wir bald Verſchiedenheiten unter ihnen gewahr werden, die uns jezt Aehnlichkeiten zu ſeyn ſcheinen, und wir würden ſie daher wieder in neue Klaſſen unterabtheilen können. Obſchon verſchiedene Theile eines Metalls z. B. einander in Anſehung der Eigenſchaften, die wir an denſelben wahrnehmen, ähnlich ſind: ſo folgt doch nicht, daß ſie auch durch die andern Eigenſchaften,

wir nicht erkennen, unterschieden sind. Könn-
wir die lezte Analyse mit denselben vornehmen:
würden wir vielleicht eine eben so grose Ver-
denheit unter ihnen finden, als wir jezt unter
allen bemerken, die zu verschiedenen Arten
ören.

§. 4. Die Eingeschränktheit unsers Verstandes
es, die die allgemeinen Ideen so nothwendig
cht. Gott bedarf ihrer gar nicht. Seine un-
liche Erkenntniß umfaßt alle Individua, und
wird ihm nicht schwerer zu derselbigen Zeit an
, als an ein einziges zu denken. Bey uns
gegen ist schon unsre ganze Seele ausgefüllt,
ht allein, wenn wir nur an einen einzigen Ge-
nstand denken, sondern sogar, wenn wir ihn
r in einer Rücksicht betrachten. Um also
dnung in unsre Gedanken hineinzubringen,
üssen wir die Dinge in verschiedene Klassen
theilen.

§. 5. Notionen, die auf eine solche Weise ent-
hn, können nicht anders als mangelhaft seyn;
nd wahrscheinlich würde uns der Gebrauch der-
lben gefährlich werden, wenn wir ihn nicht mit
ehutsamkeit machen sollten. Die Philosophen
nd in diesem Stück in einen Irrthum verfallen,
er wichtige Folgen gehabt hat. Sie haben alle
hre Abstraktionen realisirt, oder sie haben sie als
Wesen angesehn, die von der Existenz der Dinge
nabhängig eine reelle Existenz haben *). Fol-

*) Im Anfang des zwölften Jahrhunderts theilten sich die Peripathetiker in zwo Sekten, in die Sekte der Nominalisten und der Realisten. Die Lezteren

gendes hat, wie ich glaube, zu dieſer ungereimten Meinung, Gelegenheit gegeben.

§. 6. Alle unſre erſten Ideen waren partikulair. Es waren gewiſſe Senſationen des Lichts, der Farbe u. ſ. w., oder gewiſſe Operationen der Seele. Alle dieſe Ideen aber ſtellen uns eine wirkliche Realität dar; weil ſie eigentlich weiter nichts ſind, als unſer verſchiedentlich modifizirtes Weſen. Denn wir können nichts in uns wahrnehmen, was wir nicht ſo anſehen ſollten, als wenn es zu uns, zu unſerm Weſen gehörte, oder als wenn es unſer ſo oder anders modifizirte Weſen ſey, z. B. durchs Sehen, Fühlen u. ſ. w. So ſind alle unſre Ideen in ihrem Urſprung beſchaffen.

behaupteten, die allgemeinen Notionen, die in der Schule, allgemeine Naturen, Relationen, Formalitäten u. ſ. w. genannt wurden, ſeyen wirkliche von den Dingen verſchiedene Realitäten. Jene hingegen nahmen an, dieſe Notionen ſeyen bloße Namen, wodurch man die verſchiedenen Vorſtellungsarten ausdrücke. Sie beriefen ſich dabey auf das Prinzipium: die Natur thut nichts umſonſt. Sie behaupteten alſo einen richtigen Satz aus einem ſchlechten Grund. Denn ſie gaben dadurch zu, dieſe Realitäten ſeyen möglich, und man dürfe daher, um ſie wirklich zu machen, nur einigen Nutzen derſelben auffinden. Dieſes Prinzipium wurde das Scheermeſſer der Nominaliſten genannt. Der Streit unter dieſen beyden Sekten wurde indeſſen ſo heftig, daß es in Deutſchland unter den Streitern zu Schlägen kam, und daß Ludwig XI. in Frankreich das Leſen der Nominaliſtiſchen Bücher verbieten mußte.

Da unsre Seele zu sehr eingeschränkt ist, als daß sie zu derselbigen Zeit über alle die Modifikationen reflektiren könnte, die sie haben kann; so muß sie sie von einander unterscheiden, damit sie eine nach der andern möge betrachten können. Der Grund von dieser Distinktion liegt darinnen, daß ihre Modifikationen abwechseln, und unaufhörlich in ihrem Wesen auf einander folgen, welches ihr aber selbst ein gewisser Fond zu seyn scheint, der beständig derselbige bleibt.

Es ist gewiß, daß diese Modifikationen, wenn sie von dem Wesen, welches das Subjekt derselben ist, abgesondert werden, keine weitere Realität haben. Die Seele kann indessen doch über Nichts nicht reflektiren; denn das hieße eigentlich gar nicht reflektiren. Wie können denn diese Modifikationen in Abstracto, oder von dem Wesen, dem sie zugehören, abgesondert betrachtet, — da sie ihnen nur in so fern zu kommen, in so fern sie in demselben enthalten sind, — das Objekt der Seele werden? Antwort: weil sie die Seele als wirkliche Dinge zu betrachten fortfährt. Da sie sich gewöhnt hat, sie allemal, wenn sie sie als ihr zugehörig betrachtet, mit der Realität ihres Wesens wahrzunehmen, von welcher sie zu dieser Zeit nicht unterschieden sind: so behält sie auch diese Realität so gut, als sie nur immer kann, auch zu der Zeit bey, da sie sie von ihrem Wesen unterscheidet. Sie widerspricht sich; denn von der einen Seite betrachtet sie ihre Modifikationen ohne Rücksicht auf ihr Wesen, und da sind sie nun nichts mehr; von der andern Seite aber sieht sie sie,

da das Nichts nicht empfunden werden kann, als etwas an, und sie fährt fort, ihnen dieselbige Realität zuzuschreiben, mit welcher sie sie anfänglich wahrgenommen hat, wenn sie ihnen gleich nicht mehr zukommen kann. Kurz, diese Abstraktionen haben sich, wie sie noch bloße partikulaire Ideen waren, mit der Idee des Seyns verknüpft, und diese Verknüpfung dauert nun fort.

So fehlerhaft dieser Widerspruch ist: so ist er demohngeachtet nothwendig. Denn, da die Seele zu eingeschränkt ist, als daß sie auf einmal ihr Wesen und auch seine Modifikationen umfassen könnte; so müßte sie beydes nothwendig wohl von einander unterscheiden, wenn sie abgezogene Begriffe bildet; und wenn nun gleich die Modifikationen dadurch alle Realität einbüssen, die sie hatten: so muß sie demohngeachtet dieselbe voraussetzen; weil sie sonst nie einen Gegenstand ihrer Reflexion aus ihnen machen könnte.

Diese Nothwendigkeit ist der Grund, warum viele Philosophen nicht daran gedacht haben, daß die Realität der abstrakten Ideen das Werk der Einbildungskraft ist. Sie sahen, daß wir schlechterdings verbunden waren, diese Ideen, als etwas Reelles anzusehn. Dabey blieben sie stehn; und da sie nicht auf den Grund zurückgiengen, um welches Willen wir sie in diesem falschen Licht betrachten: so machten sie den Schluß, daß sie wirkliche Wesen seyen.

Man hat also alle die Notionen realisirt; freylich mehr oder weniger, nachdem die Dinge,

wovon sie partielle Ideen sind, mehr oder weniger Realität zu haben scheinen. Die Ideen von den Modifikationen haben ein minderes Seyn erhalten, als die Ideen von den Substanzen, und die Ideen von endlichen Substanzen haben wiederum ein minderes Seyn, als die Idee vom unendlichen Wesen *).

§. 7. Nachdem diese Ideen auf eine solche Weise realisirt waren; sind sie äusserst fruchtbar geworden. Ihnen haben wir die glückliche Erfindung der verborgenen Qualitäten, der substantiellen Formen, und der intentionellen Arten zu verdanken; oder auch, um bey dem zu bleiben, was man noch bey den heutigen Philosophen findet, ihnen haben wir diejenigen Genera, Spezies, Essenzen und Differenzen zu verdanken, die alle eben so viel Wesen und Dinge sind, die sich in eine jede Substanz hineinsetzen, um sie das zu seyn zu bestimmen, was sie wirklich ist. Wenn sich die Philosophen dieser Ausdrücke, Wesen, Substanz, Essenz, Genus und Spezies bedienen: so darf man sich nicht vorstellen, daß sie darunter etwa nur gewisse Sammlungen einfacher Ideen verstehn, die wir durch die Sensation und Reflexion erhalten; nein, sie wollen tiefer hineindringen: sie wollen in einem jeden von diesen Wörtern spezifike Realitäten wahrnehmen. Wenn wir uns auch in einen nähern Detail einlassen,

*) Descartes selbst räsonnirt in seinen Meditationen auf diese Weise.

und die Namen der Subſtanzen, Körper, Thier, Menſch, Metall, Gold, Silber muſtern wollen: ſo werden wir bemerken, daß alle dieſe Ausdrücke den Augen der Philoſophen Weſen darſtellen, die den übrigen Menſchen unbemerkbar ſind.

Ein Beweiß davon, daß ſie dieſe Wörter als Zeichen einer Realität anſehn, iſt dieſes, daß ſie, wenn eine Subſtanz ſchon eine Veränderung erlitten hat, doch noch fragen, ob denn dieſe Subſtanz noch immer zu derſelbigen Art gehört, zu welcher ſie, ehe die Veränderung vorgieng, gehörte. Eine Frage, die ganz überflüßig ſeyn würde, wenn ſie die Notionen der Subſtanzen und die Notionen ihrer Arten in verſchiedenen Sammlungen einfacher Ideen ſuchten. Wenn ſie fragen: Iſt Eis und Schnee Waſſer? Iſt ein monſtröſer Fötus ein Menſch? Sind Gott, die Geiſter, die Körper, oder gar auch der leere Raum Subſtanzen? ſo iſt es ja offenbar, daß die Frage nicht ſo viel heißen kann: ob dieſe Dinge mit den einfachen Ideen übereinſtimmen, die unter den Wörtern: Waſſer, Menſch, Subſtanz gefaßt ſind; denn da würde ſich die Frage ſelbſt beantworten. Sondern, ſie wollen eigentlich wiſſen: ob dieſe Dinge gewiſſe Eſſenzen, gewiſſe Realitäten in ſich ſchließen, von denen man annimmt, daß ſie dieſe Ausdrücke, Waſſer, Menſch, Subſtanz bezeichnen.

§. 8. Wegen dieſes Vorurtheils haben ſich alle Philoſophen eingebildet, man müſſe die Subſtanzen durch die nächſte und zur Erklärung ihrer Natur ſchicklichſte Differenz definiren. Wir ha-

ben aber noch immer ein Beyspiel dieser Art von Definitionen von ihnen zu hoffen. Sie werden, wegen ihres Unvermögens, das Wesen der Dinge zu erkennen, beständig mangelhaft seyn. Aus diesem Unvermögen machen sie sich aber nichts; weil sie sich in abstrakte Ideen verlieben, die sie realisiren, und die sie hernach für das Wesen der Dinge selbst halten.

§. 9. Der Mißbrauch der realisirten abgezogenen Notionen wird darinnen noch sichtbarer, wenn die Philosophen, die sich, nach ihrer Art, nicht begnügten, die Natur desjenigen zu erklären, was ist, auch die Natur dessen, was nicht ist, erklären wollten. Man hat sie von blos möglichen Geschöpfen handeln gesehn; und zwar redeten sie von ihnen völlig so, wie von den existirenden Kreaturen. Alles haben sie realisirt, so gar das Nichts, aus dem sie hervorgegangen sind. Man hat gefragt: Wo waren die Kreaturen, ehe Gott sie schuf? Die Antwort ist leicht; denn die Frage ist ja mit der andern einerley; wo waren sie, ehe sie waren? Hierauf dienet zur Antwort: Sie waren nirgends.

Die Idee von möglichen Kreaturen ist weiter nichts, als eine realisirte Abstraktion, zu welcher wir durchs Abziehn unsrer Gedanken von der Existenz der Dinge und durchs bloße Denken an die übrigen Beschaffenheiten, die wir an ihnen erkennen, gelangten. Wir haben an die Ausdehnung, an die Figur, an die Bewegung und an die Ruhe der Körper gedacht, an ihre Existenz aber haben wir zu denken aufgehört. So haben

wir uns die Idee von möglichen Körpern gebildet; eine Idee, die ihnen alle Realität abnimmt, weil sie sie ins Nichts versezt, und die ihnen die Realität durch einen offenbaren Widerspruch, wieder zuschreibt, weil wir uns sie als eine ausgedehnte, figurirte Sache denken.

Die Philosophen haben diese Idee nur von der lezten Seite betrachtet und angenommen, weil sie diesen Widerspruch nicht bemerkten. Sie haben dem zu Folge dem, was nicht ist, die Realitäten dessen, was existirt, beygelegt, und einige haben dadurch die schwierigsten Fragen über die Schöpfung auf eine einleuchtende Art zu lösen geglaubt.

§. 10. „Ich befürchte, sagt Locke, die Art, wie man von den Seelenkräften redet, möchte vielen die konfuse Idee von eben so vielen verschiedenen wirkenden Dingen in uns eingegeben haben, die verschiedene Verrichtungen und verschiedene Vermögen haben, die befehlen, gehorchen und verschiedenes, als eben so viel verschiedene Wesen, ausführen. Hieraus ist eine Menge unnützer Streitigkeiten, dunkler und ungewisser Antworten auf Fragen erwachsen, die sich auf diese verschiedenen Seelenvermögen beziehn.“

Diese Furcht ist eines weisen Weltweisen würdig; denn, warum würde man sonst folgende Fragen für sehr wichtig halten: Ob die Urtheilskraft dem Verstand, oder dem Willen zugehöre? Ob sie beyde gleich thätig und gleich frey sind? Ob der Wille der Erkenntniß fähig, oder ob er ein blos blindes Vermögen ist? Ob er endlich dem Verstand gebietet; oder ob dieser jenen lei-

tet und bestimmt? Wenn die Philosophen durch Verstand und Willen weiter nichts bezeichnen wollten, als die Seele, in Rücksicht auf gewisse Akte, die sie erzeugt oder erzeugen kann, betrachtet: so ist es offenbar, daß Urtheilskraft, Thätigkeit und Freyheit dem Verstand zukommen müssen; daß sie ihm aber nicht zukommen würden, wenn man bey der Untersuchung dieses Vermögens mehr oder weniger von diesen Akten betrachtet. So verhält es sich auch mit dem Willen. In dergleichen Fällen ist es genug, wenn man die Ausdrücke erkläret, und zwar dadurch, daß man mittelst genauer Analysen die Notionen bestimmt, die man sich von den Dingen macht. Da aber die Philosophen genöthigt waren, sich die Seele durch Abstraktionen vorzustellen: so haben sie das Wesen derselben vermehrt, und der Verstand und der Wille haben das Schicksal aller abstrakten Notionen gehabt. Selbst diejenigen, die ausdrücklich bemerkt haben, die Seelenkräfte seyen nicht verschiedene Wesen der Seele, z. B. die Cartesianer, haben doch alle die angeführten Fragen abgehandelt. Sie haben also, gegen ihre Absicht, alle diese abstrakte Notionen realisirt. Der Grund davon war dieser: Sie kannten die Art, sie zu analysiren, nicht, und sie waren daher auch unvermögend die Fehler derselben einzusehn; und folglich auch unvermögend, dieselben mit der erforderlichen Behutsamkeit zu gebrauchen.

§. 11. Diese Arten von Abstraktionen haben alles, was über die Freyheit geschrieben worden

ist, unendlich verfinstert. Es ist dieses eine Untersuchung, die viele nur deswegen angestellt zu haben scheinen, damit sie sie nur desto mehr verwirren möchten. Einige Weltweisen sagen, der Verstand ist ein Vermögen, welches die Ideen aufnimmt, und der Wille ist ein für sich blindes Vermögen, welches sich nur zu Folge der Ideen bestimmt, die ihm der Verstand vorhält. Es hängt nicht vom Verstand ab, die Ideen und die Verhältnisse der Wahrheit oder der Wahrscheinlichkeiten zu apperzipiren oder nicht zu apperzipiren. Er ist nicht frey; er ist auch nicht thätig; weil er die Ideen von Weis und Schwarz nicht selbst bey sich hervorbringt, und weil er nothwendig einsieht, daß eines nicht das andre ist. Wahr ist's, der Wille ist thätig; da er aber für sich blind ist: so folgt er den Aussprüchen des Verstandes, d. h. er bestimmt sich zu Folge dessen, was ihm eine nothwendige Ursache vorschreibt. Folglich ist auch der Wille nothwendig. Wäre nun der Mensch frey; so müßt' es durch die eine oder durch die andre von diesen Vermögen geschehn. Folglich ist der Mensch nicht frey.

Folgende Bemerkung reicht zur Widerlegung dieses ganzen Räsonnements zu, daß sich nämlich diese Philosophen vom Verstand so wohl als vom Willen Phantome ersinnen, die blos in ihrer Einbildungskraft vorhanden sind. Wären diese Vermögen so beschaffen, wie sie sich dieselben vorstellen: so würde freylich die Freyheit nicht statt haben. Allein ich rathe ihnen, daß sie auf sich

ſelbſt Acht geben, und ich bin ihnen gut dafür, ſie werden die Sache ganz anders finden, wenn ſie dieſe abſtrakte Realitäten aufgeben, und ihre Gedanken analyſiren wollen. Es iſt z. B. gar nicht wahr, daß der Verſtand weder frey noch thätig iſt. Die Analyſen, die wir bisher darüber angeſtellt haben, beweiſen das Gegentheil. Man muß aber geſtehn, daß dieſe Schwierigkeit bey der Hypotheſe der angebornen Ideen groß, wenn ſie nicht etwa ganz unauflösbar iſt.

§. 12. Ich weis nicht, ob man, nach dem, was ich bisher geſagt habe, nicht endlich alle dieſe realiſirte Abſtraktionen wegwerfen ſoll? Ich befürchte aus mehreren Urſachen das Gegentheil. Man erinnere ſich, daß ich im vierten Abſchnitt geſagt habe, die Namen von Subſtanzen nehmen in unſrer Seele den Plaz ein, den die Gegenſtände außer uns ausfüllen. Sie ſind in der Seele das Band und die Stüze der einfachen Ideen, ſo wie die Subjekte außer uns die Behälter der Eigenſchaften ſind. Das iſt der Grund, warum wir ſie beſtändig zu dieſem Subjekt ziehn und uns einbilden möchten, ſie drücken die Realität deſſelben ſelbſt aus.

Ich habe ferner im dritten Abſchnitt angemerkt, daß wir alle einfache Ideen erkennen können, deren archetypſche Notionen gebildet ſind. Da nun die Eſſenz eines Dinges, nach der Behauptung der Philoſophen, das iſt, was das Ding zu dieſem Ding macht: ſo folgt daraus, daß wir, bey ſolchen Gelegenheiten, Ideen von Eſſenzen

haben können. Daher haben wir ihnen auch I
men gegeben. So bedeutet z. B. der Ausdr
Gerechtigkeit, die Essenz des Gerechten; der A
druck Weisheit, das Wesen des Weisen, u. s.
Dieses mag vielleicht einer von den Gründen se
der die Scholastiker glauben machte, man dür
um Namen zur Bezeichnung der Wesen der Su
stanzen zu haben, nur der Analogie der Spra
folgen. So haben sie die Wörter Körperlichke
Animalität und Menschheit gemacht, um die E
senz, von Körper, Thier und Mensch zu bezei
nen. Da ihnen diese Ausdrücke einmal geläu
worden waren: so ließen sie sich schwer überzeug
daß sie sinnlos seyen.

Es giebt drittens nur zwey Mittel, sich d
Wörter zu bedienen. Man bedienet sich derselb
entweder, nachdem man in seiner Seele schon al
einfache Ideen fixirt hat, die sie bezeichnen sollen
oder nachdem man blos voraussezt, daß sie Zeiche
von der Realität der Dinge selbst sind. Der ers
Weg ist gewöhnlich schwierig: weil der Sprach
gebrauch nicht allemal entschieden ist. Da di
Menschen die Dinge, nach Maasgabe ihrer Er
fahrung, verschiedentlich ansehn: so können si
sich über die Anzahl und über die Beschaffenhei
der Ideen vieler Wörter schwer vereinigen. Wenn
aber auch diese Einigkeit einmal da ist: so ist
es nicht allemal leicht die Bedeutung eines Aus-
drucks in seinem ganzen Umfang zu fassen. Es
braucht zu so was Zeit, Erfahrung und Reflexion.
Weit bequemer ist es, daß man in den Dingen

eine Realität voraussezt, und die Namen als die wahren Zeichen dieser Dinge betrachtet. Bequemer ist es, z. B. daß man unter den Namen Mensch, Thier eine Entität versteht, wodurch diese Dinge unterschieden werden, als daß man auf alle einfache Ideen aufmerksam ist, die ihnen zugehören können. Dieses Mittel befriedigt zu gleicher Zeit unsre Ungeduld und unsre Wißbegierde. Es giebt vielleicht selbst unter den Personen, die an der Ausrottung ihrer Vorurtheile am meisten gearbeitet haben, nur sehr wenige, die nicht einigermaaßen geneigt seyn sollten, alle Namen der Substanzen auf unbekannte Realitäten hinzuziehn. Das bemerkt man selbst in den Fällen, wo die Vermeidung des Irrthums leicht ist; weil wir es sehr wohl wissen, daß die Ideen, die wir realisiren, nicht wirkliche Wesen sind. Ich ziele hier auf die moralischen Wesen, z. B. Ehre, Krieg, Berühmtheit. Diesen haben wir den Namen Wesen blos deswegen gegeben, weil wir sie uns bey den ernsthaftesten Unterredungen sowohl, als bey den gemeinsten Gesprächen unter dieser Idee vorstellen.

§. 13. Dieses ist gewiß eine der ergiebigsten Quellen unsrer Irrthümer. Denn man darf nur annehmen, daß die Wörter der Realität der Dinge entsprechen, um sie mit den Dingen selbst zu verwechseln und um den Schluß zu machen, daß sie die Natur derselben vollständig erklären. Daher rührt es, daß derjenige, der die Frage thut, was ist dieser oder jener Körper, wie Loke bemerkt,

etwas mehr als um den Namen zu fragen glaub
und daß derjenige, der ihm antwortet; es ist E
sen, ihm wiederum etwas mehr zu antworte
glaubt. In einer solchen Sprache aber läßt sic
keine Hypothese denken, die, so unsinnig sie auc
seyn mag, sich nicht sollte durchsezen lasse
Man darf sich daher über das Aufkommen un
den Ruhm der verschiedenen Sekten nicht länge
wundern.

§. 14. Es liegt demnach sehr viel daran, da
man die Abstraktionen nicht realisire. Ich kenn
nur ein einziges Mittel, wie man diesen Fehle
vermeiden kann. Man muß nämlich den Ursprun
und die Erzeugung aller unsrer abstrakten Notio
nen entwickeln können. Dieses Mittel aber is
den Philosophen unbekannt gewesen; und man ha
sich vergeblich bemühet, dasselbe mittelst der De
finitionen zu ersezen. Ihre Unwissenheit in diesem
Stück hat das Vorurtheil zum Grund, welche
sie beständig verblendet hat, daß man nämlich
mit allgemeinen Ideen anfangen müsse. Denn
wenn man sich den Weg, mit partikulären Ideen
anzufangen, verhauen hat: so kann man ja die
abstraktesten Begriffe, die aus diesen erwachsen,
unmöglich erklären. Hier ist ein Beyspiel.

Nachdem man das Unmögliche durch das,
was einen Widerspruch, das Mögliche durch das,
was keinen Widerspruch in sich faßt, und das Ding
durch das, was existiren kann, erklärt hat: so
hat man von der Existenz keine andre, als diese

Definition geben können, sie sey das Komplement der Möglichkeit. Allein ich frage; giebt einem diese Definition wohl einigen Begrif, und hat man nicht das Recht, sie eben so lächerlich zu machen, wie man einige aristotelische Definitionen lächerlich gemacht hat?

Wenn das Mögliche, das ist, was keinen Widerspruch in sich schließt: so ist die Möglichkeit das Nichteinschließen des Widerspruchs. Die Existenz ist demnach das Komplement des Nichteinschließens eines Widerspruchs. Was ist das für eine Sprache? Hätte man die natürliche Ordnung der Ideen besser beobachtet: so würde man gefunden haben, daß die Notion der Möglichkeit erst nach der Notion der Existenz gebildet wird.

Ich halte dafür, man nimmt dergleichen Definitionen nur deswegen an, weil man die definirte Sache schon anders woher kennt, und sie daher nicht ganz aus der Nähe ansehn will. Die Seele, die sie einigermaaßen klar denkt, schreibt den Definitionen diese Klarheit zu, und sie merkt nicht, wie unsinnig sie sind. Man sieht auch aus diesem Beyspiel, wie wichtig es ist, daß man sich an meine Methode halte, d. h. daß man beständig Analysen für die Definitionen hinsetze. Ich halte es sogar für rathsam, seine Bedenklichkeit so weit zu treiben, daß man sogar den Gebrauch der Ausdrücke vermeide, auf die sie sich am meisten zu gut thun. Der Mißbrauch derselben ist

ſchon ſo allgemein, daß ſie, bey aller Sorgfalt, den gemeinen Leſer, den Gedanken unrichtig faſſen machen. Loke dient hier zum Beyſpiel. Wahr iſt's, er gebraucht dieſe Ausdrücke gewöhnlich ſehr richtig; allein man würde ihn doch, in vielen Stellen leichter verſtehn, wenn er ſie ganz aus ſeiner Schreibart verbannt hätte. Dieſes Urtheil ſtüzt ſich übrigens blos auf die Ueberſezung ſeines Werks.

Aus dieſen Betrachtungen erhellet der Einfluß der abſtrakten Ideen. Wofern die ganze Metaphyſik, durch Mißkenntniß ihrer Nachtheile, in Dunkelheit geſtürzt worden iſt: ſo liegt es blos an uns, daß wir dem Uebel abhelfen, da wir nun ihre Mängel kennen.

Sechster Abschnitt.

Von einigen Urtheilen, die man der Seele ohne Grund zugeschrieben hat; oder Lösung eines metaphysischen Problems.

§. 1.

Ich glaube der Seele bisher keine Operation zugeschrieben zu haben, die nicht ein jeder bey sich selbst wahrnehmen kann. Die Philosophen aber haben, um von einigen Phänomenen beym Sehen Grund angeben zu können, angenommen, daß wir gewisse Urtheile abfassen, deren wir uns gar nicht bewußt sind. Diese Meynung ist so allgemein, daß sie auch Loke, der vorsichtigste unter allen Weltweisen, angenommen hat. Er sagt:

„Bey der Perzeption läßt sich noch die Bemerkung machen, daß Ideen, die wir mittelst der Sensation überkommen, oft durch das Urtheil des Verstandes erwachsener Personen verändert werden, ohne daß sie es merken. Wenn wir einen einfarbigten runden Körper, z. B. von Gold, Albaster, Agat ansehn: so ist es gewiß, daß die, beym Anblick dieser Kugel unsrer Seele sich eindrückende Idee einen platten verschiedentlich schattirten Zirkel unter verschiedenen Graden des Lichts vorstellt, von welchen unsre Augen oft gerührt werden. Da wir aber aus öfterer Gewohnheit wissen, was für eine Art von Bildern konvexe Körper gewöhnlich in uns hervorbringen, und was für Veränderungen bey der Reflexion des Lichts,

nach Maasgabe der scheinbaren Verschiedenheit der Körper, vorgehn: so sezen wir sogleich an die Stelle dessen, was uns scheint, die Ursache des Bildes selbst, und zwar mittelst eines Urtheils, welches uns die Gewohnheit geläufig gemacht hat. Auf solche Weise bilden wir uns, durch Hinzufügung eines Urtheils zum Sehen, welches wir mit dem Sehen verwechseln, die Idee einer konvexen Figur und einer gleichartigen Farbe: wenn uns gleich unsre Augen im Grund blos ein schattirtes und verschiedentlich kolorirtes Planum vorstellen. Bey dieser Gelegenheit will ich das Problem des berühmten Herrn Molineux einstreuen. — — — Man stelle sich einen blindgebornen, erwachsenen Menschen vor, den man einen Würfel und eine Kugel, die beyde aus demselbigen Metall gebildet worden, und ohngefähr gleich groß sind, durchs Befühlen von einander unterscheiden gelehrt hat; so daß er, wenn er beyde anfühlt, sagen kann, dies ist der Würfel, und jenes ist die Kugel. Nun nehme man an, der Würfel und die Kugel werden auf einen Tisch hingelegt, und der Blindgeborne erhalte sein Gesicht: so frägt es sich: ob er, wenn er sie sieht, ohne sie zu berühren, sie von einander werde unterscheiden, und ob er werde sagen können, welches die Kugel und welches der Würfel ist? — Der scharfsinnige Verfasser dieser Anfrage antwortet mit Nein. Denn, sezt er hinzu, wenn dieser Blinde gleich aus der Erfahrung gelernt hat, wie die Kugel und der Würfel sein Gefühl affiziren: so weis er ja doch noch nicht, daß das, was sein

f dieſe oder jene Weiſe rühret, ſeine Au-
ieſe oder auf jene Weiſe rühren müſſe;
ch noch nicht wiſſen, daß der am Wür-
ſtehende Winkel, der auf ſeine Hand auf
eiche Art wirkt, ſeinen Augen ſo er-
üſſe, wie er am Würfel erſcheint. —
anz der Meynung dieſes gelehrten Man-
glaube, dieſer Blinde würde beym er-
ck gar nicht im Stand ſeyn mit Gewiß-
gen, welches von beyden die Kugel, und
er Würfel ſey, wenn er blos beym An-
lben ſtehn bleiben wollte; wenn er ſie
chs Berühren benennen, und ſie durch
iedenheit ihrer Figuren, die er durchs
wahrnehmen könnte, zuverläßig von ein-
terſcheiden würde.“ *).

Bey dieſem ganzen Räſonnement wird
ſezt, daß das Bild, welches ſich beym
ner Kugel im Auge mahlt, ein platter,
er und verſchiedentlich kolorirter Kreis
hes denn allerdings wahr iſt. Allein es
h außerdem vorausgeſezt, und dieſes
ir falſch zu ſeyn, daß der durch das Se-
rſachte Eindruck in der Seele uns nur
otion dieſes Kreiſes verſchaft; daß ferner,
das Kugelförmige einer konvexen Figur
eſes deswegen geſchieht, weil wir, mit-
Erfahrung durch das Gefühl, die Idee
gur erlangt, und uns, da wir nun ein-
n, was für eine Art von Bild ſie in uns

durch das Gesicht hervorbringt; angewöhn
ben, sie, der Aussage dieses Bildes zuwide
konvex zu halten. Dieses Urtheil verändert
mich des Ausdrucks, den Loke kurz darauf br
zu bedienen, die Idee von der Sensation,
es stellt uns dieselbe anders vor, als sie a
selbst beschaffen ist.

§. 3. Unter diesen Voraussezungen beha
Loke, ohne Beweis, daß die Sensation der
nichts weiter darstellt, als das Bild, von
wir wissen, daß es im Auge gezeichnet
Was mich betrift: so seh' ich, wenn ich ein
gel ansehe, etwas anders, als einen pl
Kreis. Es scheint mir natürlich, mich hiebe
die Erfahrung zu berufen. Es giebt übri
noch Gründe genug, um welcher willen ma
Urtheile verwerfen muß, zu denen dieser P
soph seine Zuflucht nimmt. Er sezt zuerst
aus, daß wir wissen, was für Arten von
dern die konvexen Körper in uns hervorbrin
und was für Veränderungen, bey der Refle
des Lichts, nach Maasgabe der sichtbaren F
ren der Körper vorgehn; dieses aber sind Ke
nisse, die der gröste Theil der Menschen gar
hat, wenn sie gleich die Figuren auf eben die
sehn, wie die Philosophen. Zweytens, wir m
den diese Urtheile vergebens zum Sehen zug
len: wir würden sie doch nie, wie Loke annim
mit demselben vermengen; sondern wir wür
auf eine gewisse Weise sehn, und auf eine an
Art urtheilen.

Ich ſehe ein Baskrelief; ich weis zuverläſſig, daß es auf einer platten Ebene angebracht iſt. Ich hab' es auch angefühlt; und doch hindert mich dieſe Kenntniß, die wiederholte Erfahrung und alle mögliche Urtheile nicht, daß ich nicht konvexe Figuren ſehn ſollte. Warum dauert dieſer Schein fort? Warum ſollte ein Urtheil, welches die Kraft hat, mich die Dinge ganz anders ſehn zu machen, als ſie in der Idee ſind, die mir meine Senſationen verſchaffen, nicht die Kraft haben, mich ſie dieſer Idee gemäs ſehn zu machen? Das läßt ſich auch vom Schein der Ründe ſagen, unter welchem wir ein entferntes Gebäude ſehn, von welchem wir doch wiſſen und auch ſo urtheilen, daß es viereckigt iſt; und ſo tauſend andre ähnliche Beyſpiele.

§. 4. Ein neuer Grund, der ſchon allein' zur Vernichtung der Lokeſchen Meynung zureichen würde, iſt drittens dieſer, daß man uns unmöglich das Bewußtſeyn dieſer Art von Urtheilen beybringen kann. Vergebens ſtüzt man ſich auf den Saz, daß ſehr vieles in unſrer Seele vorzugehn ſcheint, was gar nicht zu unſrer Erkenntniß gelangt. Aus dem, was ich im erſten Kapitel des zweyten Abſchnitts geſagt habe, iſt zwar ſo viel gewiß, daß wir dieſe Urtheile gleich im erſten Augenblick nachher vergeſſen könnten, da wir ſie gebildet haben. Allein das Bewußtſeyn derſelben würde, wenn wir ſie zum Objekt unſrer Reflexion machen ſollten, ſo lebhaft werden, daß wir ihr Daſeyn nicht mehr in Zweifel ziehn würden.

§. 5. Wenn man der Meynung des H
Loke in allen ihren Folgen nachgeht: so m
man über die Distanzen, Lagen, Größen,
über die Ausdehnung eben so urtheilen, w
von den Figuren geurtheilt hat. Man würde
sagen: „Wenn wir ein weites Feld erblicken
ist es gewiß, daß die Idee, die sich unsrer Seele
diesem Anblick eindrückt, eine platte, schat
und verschiedentlich kolorirte Fläche vorst
nebst den verschiedenen Graden des Lichts, wo
unsre Augen gerührt werden. Da wir aber
Gewohnheit wissen, was für eine Art von
die verschiedentlich gelegenen, verschiedentlich
fernten, verschiedentlich großen und verschied
lich ausgedehnten Körper gewöhnlich in uns
vorbringen, und was für Veränderungen in
Reflexion des Lichts, nach der Verschiedenheit
Entfernungen, der Lagen, der Größen und
Ausdehnung vorgehn: so sezen wir sogleich an
Stelle dessen, was uns erscheint, die Bil
selbst, die wir sehn: und das zu Folge eines
theils, welches uns durch die Gewohnheit gel
fig geworden; dergestalt, daß wir uns, du
Beyfügung eines Urtheils zum Sehen, welch
wir mit dem Sehen vermengen, Ideen von versch
denen Lagen, Entfernungen, Größen und Au
dehnungen bilden; wenn uns gleich unsre Aug
im Grunde weiter nichts vorstellen, als ein v
schiedentlich schattirtes und kolorirtes Planum."

Diese Anwendung des Lokeschen Räsonnement
ist um so viel richtiger, da alle Ideen von Lag
Entfernung, Größe und Ausdehnung, die uns d

Anblick eines Feldes verschaft, im Kleinen in der Perzeption der verschiedenen Theile einer Kugel enthalten sind. Dieser Weltweise hat diese Folgerungen indessen nicht angenommen. Indem er in seinem Problem verlangt, daß die Kugel und der Würfel ohngefähr von gleicher Größe seyen: so giebt er stillschweigend zu erkennen, daß uns das Gesicht, ohne Beyhülfe irgend eines Urtheils verschiedene Ideen von der Größe verschaffen kann. Das ist aber ein Widerspruch; weil sich nicht begreifen läßt, wie man von den Größen Ideen haben könne, wofern man keine Ideen von den Figuren hat.

§. 6. Andre haben diese Folgerungen ohne Bedenken zugegeben. Der Herr von Voltaire erzählt und billigt die Meynung des Doktor Berkley. Dieser behauptete, ein Blindgeborner, dessen Augen plözlich das Licht erblicken, würde weder die Lagen, noch die Entfernungen, noch die Größen, noch die Figuren unterscheiden können *).

§. 7. Ich erblicke, sagt er, durch eine kleine Oefnung, aus einer großen Entfernung, einen auf einem Dach stehenden Menschen. Die große Entfernung und die wenigen Stralen hindern mich anfänglich daran, daß ich nicht unterscheiden kann, ob es ein Mensch ist? Der Gegenstand kömmt mir sehr klein vor. Ich glaube höchstens eine zweybeinigte Statue zu sehn. Der Gegenstand bewegt sich. Ich urtheile, es ist ein Mensch, und

*) *Elemens de la Philosophie de Newton.* Kap. VI.

von diesem Augenblick an scheint mir dieser Mensch die gewöhnliche Menschengröße zu haben.

§. 8. Ich gebe, wenn man es so haben will, dieses Urtheil und die Wirkung, die man ihm zuschreibt, zu. Allein es fehlt noch viel daran, daß es den Berkleyschen Saz beweisen sollte. Es findet sich hiebey ein zu plözlicher Uebergang von einem Urtheil zu einem zweyten ganz entgegengesezten Saz. Dadurch wird der Gegenstand mit größerer Aufmerksamkeit fixirt, um die gewöhnliche Taille eines Menschen daran zu finden. Diese gewaltsame Aufmerksamkeit bringt wahrscheinlich im Gehirn, und von da aus auch in den Augen einige Veränderung hervor. Dadurch sieht man nun einen Menschen von ohngefähr fünf Schuh vor sich. Dieses ist ein besonderer Fall, und das dadurch veranlaßte Urtheil ist so beschaffen, daß man das Bewußtseyn desselben gar nicht läugnen kann. Warum sollte sich die Sache nicht bey allen übrigen Gelegenheiten so verhalten, wenn wir, nach der Voraussezung, allemal ähnliche Urtheile bilden?

Ein Mensch, der nur vier Schritte von mir entfernt war, entferne sich nun auf acht Schritte von mir: so wird das Bild, welches sich am Boden meiner Augen mahlt, um die Hälfte kleiner werden. Warum fahre ich denn fort, ihn ohngefähr völlig in der nämlichen Größe zu sehn? Hier wird man antworten: Sie werden ihn anfänglich um die Hälfte kleiner sehn; die Verbindung aber, die die Erfahrung unter der Idee eines Menschen und unter der Idee einer Größe von fünf bis sechs Fuß in Ihrem Ge-

hirn veranſtaltet hat, wird machen, daß Sie ſich durch ein plözliches Urtheil einen Menſchen von dieſer Größe einbilden, und daß Sie auch wirklich eine ſolche Höhe ſehn werden. Ich kann dieſes aber, aus meiner eignen Erfahrung, nicht unterſchreiben. Sollte wohl eine Perzeption ſo plözlich verſchwinden und ein Urtheil ſo ſchleunig an ihre Stelle kommen, daß man den Uebergang von jener zu dieſem nicht ſollte bemerken können, wenn man alle Aufmerkſamkeit anwenden wollte? Dieſer Menſch entferne ſich weiter auf ſechzehn, zwey und dreyßig, vier und ſechzig Fuß. u. ſ. f. warum würde er mir denn nun immer kleiner und kleiner vorkommen, ſo daß ich ihn am Ende gar nicht weiter ſehn kann? Wenn die Perzeption des Geſichts der Effekt eines Urtheils iſt, wodurch ich die Idee eines Menſchen an die Idee einer Höhe von fünf bis ſechs Fuß geknüpft habe; ſo müßte ja dieſer Menſch auf einmal vor meinen Augen verſchwinden, oder ich müßte ihn in einer jeden Entfernung gleich groß ſehn. Warum ſoll er denn nun meinen Augen ſchneller als klein erſcheinen, als den Augen eines andern, wenn wir gleich dieſelbige Erfahrung haben? Endlich beſtimme man mir einmal, bey welchem Punkt der Entfernung dieſes Urtheil ſeine ganze Stärke einzubüßen anfangen ſoll?

§. 9. Diejenigen, die ich jezt beſtreite, vergleichen den Sinn des Geſichts mit dem Sinn des Gehörs, und ſie machen den Schluß von einem auf den andern. Das Ohr wird, ſagen ſie, vom Schall gerührt; man hört Töne und weiter nichts.

Das Auge wird beym Sehen erschüttert; man sieht Farben und weiter nichts. Derjenige, der zum erstenmal in seinem Leben einen Kanonenschuß hört, würde nicht beurtheilen können, ob die Kanone eine Meile, oder dreyßig Schritte weit von ihm gelöset wird. Nur durch die Erfahrung kann er sich gewöhnen, von der Entfernung zwischen ihm, und der Stelle, wo der Schall ausgeht, zu urtheilen. Gerade so verhält es sich mit den Lichtstralen, die von einem Gegenstand ausgehn. Sie sagen uns gar nicht, wo sich dieses Objekt befindet.

§. 10. Das Ohr ist an sich selbst nicht dazu gemacht, daß es uns die Idee von der Distanz geben solle; und selbst wenn man die Erfahrung dazunimmt: so ist die Idee, die es einem zuführt, die unvollkommenste unter allen. Es giebt Fälle, wo sich die Sache mit dem Gesicht ohngefähr eben so verhält. Wenn ich durch ein enges Löchelchen einen fernen Gegenstand sehe, ohne die Gegenstände wahr zu nehmen, die dazwischen liegen: so erkenne ich die Entfernung desselben nur sehr unvollkommen. Alsdenn rufe ich mir die Kenntnisse zurück, die ich der Erfahrung zu verdanken habe, und nun halte ich diesen Gegenstand für weiter oder für näher, nachdem er mir, mehr oder weniger kleiner, als gewöhnlich vorkömmt. Dieses ist also ein Fall, in welchem die Zugesellung eines Urtheils zum Sinn des Gesichts eben so nothwendig ist, wie zum Sinn des Gehörs: aber man merke sich wohl, man hat ein Bewußtseyn davon, und wir erkennen, vor wie nach, die Distanzen nur sehr unvollkommen.

fne mein Fenſter, und werde am Ende
e einen Menſchen gewahr. Ich ſehe,
it von mir entfernt iſt, eh ich noch ir-
Urtheil gefällt habe. Wahr iſt's,
Lichtſtralen, die von ihm zurückfallen,
ie mir ganz genau ſagen, wie weit er
ntfernt iſt; ſondern dies machen mir die
kund, die von den zwiſchen uns lie-
genſtänden ausfahren. Nun iſt es na-
daß der Anblick dieſer Gegenſtände mir
e von der Entfernung dieſes Menſchen
ebt; es iſt ſogar unmöglich, daß ich
nicht allemal haben ſollte, wenn ich
nſtände ſehe.

Sie irren ſich, wird man mir ſagen. Die
und faſt einförmigen Urtheile, die ihre
inem gewiſſen Alter von den Entfernun-
gen, Lagen fället, machen ſie glauben,
nur die Augen aufthun müſſe, um zu
Sie ſehen. Das iſt aber nicht ſo; man
en übrigen Sinnen ſeine Zuflucht neh-
ätten ſie nur den Sinn des Geſichts: ſo
e kein Mittel zur Erkenntniß der Aus-
haben.

. Was würde ich denn wahrnehmen?
n mathematiſchen Punkt? Gewiß nicht;
Licht und Farben ſehn. Wecken aber
Schatten nicht nothwendig verſchiedene
, Größen und Lagen auf? Ich ſehe vor
wärts, niederwärts, links, rechts. Ich
berall verbreitetes Licht, und viele Far-
gewiß nicht in einen Punkt gemeinſchaft-

lich verſammlet ſind. Hier finde ich vo
Erfahrung unabhängig, und ohne Beyhül
übrigen Sinne die Idee von der Ausdehnun
allen ihren Dimenſionen.

Man erlaube mir einmal die Vorausſ
eines beſeelten Auges, ſo ſonderbar ſie auch
nen möchte. Nach Berkley's Meinung
dieſes Auge ein farbigtes Licht ſehn; es
aber weder Ausdehnung, noch Größen, noch
fernungen, noch Situationen, noch Figuren
nehmen. Es würde ſich alſo an das Urthe
gewöhnen, die ganze Natur ſey weiter nichts
ein mathematiſcher Punkt. Dieſes Auge
nun mit einem menſchlichen Körper verei
nachdem ſich ſeine Seele ſchon ſeit langer Zei
Fertigkeit in der Bildung dieſes Urtheils erwo
Man wird ohne Zweifel glauben, dieſe Seele
ſich nur der neuen Sinne, die ſie jezt erhält
dienen; um ſich Begriffe von den Größen,
fernungen, Situationen und Figuren zu ma
Nein, das iſt nicht; ſondern die habituellen,
lichen und einförmigen Urtheile, die ſie ſeit
ger Zeit gebildet hat, werden die Ideen d
neuen Senſationen verändern; ſo, daß ſie K
befühlen und doch behaupten wird, ſie haben
der Ausdehnung, noch Lage, noch Größe,
Figuren.

§. 13. Artig wäre die Aufſuchung der Ge
die Gott befolgt, wenn er uns mit den verſc
denen Senſationen des Geſichts begabt; da d
Senſationen uns nicht nur beſſer, als alle ü
gen von den Verhältniſſen der Dinge zu un

Bedürfnissen und zur Erhaltung unsers Wesens belehren; sondern, da sie uns auch die Ordnung, Schönheit und Pracht des Universums auf die einleuchtendeste Art bekannt machen. So wichtig diese Untersuchung ist: so überlasse ich sie doch andern. Mir ist es genug, wenn diejenigen, die ihre Augen aufthun wollen, eingestehn, daß sie Licht, Farben, Ausdehnung, Größen u. s. w. wahrnehmen. Höher brauche ich nicht hinauf zu gehn; denn dies ist schon der Punkt, wo ich eine evidente Kenntniß erlange.

§. 14. Wir wollen hingegen nur selbst untersuchen, was bey einem Blindgebohrnen, dem man den Sinn des Gesichts ertheilt, vorgehn werde?

Dieser Blinde hat sich Ideen von Ausdehnung, Größen u. s. w. erworben, indem er über die verschiedenen Sensationen, beym Befühlen der Körper, reflektirte. Er ergreift einen Stock, wovon er weiß, daß alle Theile auf dieselbige Weise bestimmt sind. Dadurch gelangt er zum Begriff von einer geraden Linie. Er befühlt einen andern Stock, dessen Theile verschiedene Bestimmungen haben: so, daß wenn sie verlängert würden, sie sich in verschiedenen Punkten endigen würden. Das giebt ihm die Idee von einer krummen Linie. Nun geht er zu den Ideen vom Winkel, vom Würfel, von der Kugel, und von den übrigen Arten von Figuren fort. So ist der Ursprung seiner Ideen von der Ausdehnung beschaffen. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß er in dem Augenblick da er seine Augen öfnet, schon alles genießen wird was die wunderbare Mischung des Lichts und der Farben in der ganzen Natur hervorbringt. Di

ses ist ein Schatz, der in den neuen Sensationen, die er empfindet, enthalten ist. Die Reflexion allein kann ihm ihn zeigen, und ihm den wahren Genuß desselben verschaffen. Selbst, wenn wir unsern Blick auf ein sehr zusammengesetztes Gemälde werfen, und wenn wir das Gemälde auch ganz übersehn, machen wir uns doch noch keinen bestimmten Begriff von demselben. Um es so zu betrachten, wie man es betrachten muß, müssen wir alle Theile desselben einzeln nach einander ansehn. Und, was für ein ungeheures Gemälde ist nun nicht das Universum für die Augen eines Menschen, die zum erstenmal das Licht erblicken!

Ich gehe nun zu dem Moment fort, in welchem dieser Mensch über das, was sein Gesicht gerührt hat, nachdenken kann. Das Ganze kömmt ihm gewiß nicht wie ein Punkt vor. Er nimmt also eine Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe wahr. Wenn er diese Ausdehnung analysiret: so bildet er sich die Ideen von Fläche, Linien, Punkt, und den übrigen Arten von Figuren. Diese Ideen werden den andern ähnlich seyn, die er mittelst des Gefühls erworben hat. Denn wir mögen die Idee von Ausdehnung durch einen Sinn erhalten, durch welchen wir wollen: so können wir uns sie doch nicht auf zwo verschiedene Arten vorstellen. Ich mag einen Kreis oder ein gerades Holz sehn: so kann die Idee von jenem mir nie was anders als eine krumme, und die Idee von diesem, nie was anders, als eine gerade Linie vorstellen. Dieser Blindgebohrne wird demnach durch den Anblick des Würfels und der Kugel, beyde von einander unterscheiden; weil er

dieſelbigen Ideen wieder erkennen wird, die er ſich durch das Gefühl davon gemacht hatte.

Man könnte ihn indeſſen zwingen, daß er ſein Urtheil aufſchieben müſſe, wenn man ihm Folgendes vorhielte. Dieſer Körper, müßte man zu ihm ſagen, ſcheint Ihnen, beym Anblick deſſelben, eine Kugel, und jener ein Würfel zu ſeyn; aber woher wiſſen Sie, daß der erſte Körper gerade derſelbige iſt, der ihnen, beym Befühlen, die Idee der Kugel; und daß der zweyte wiederum derſelbige Körper iſt, der Ihnen die Idee vom Würfel gegeben hat? Wer hat Ihnen geſagt, daß dieſe Körper, beym Befühlen dieſelbige Figur haben müſſen, die ſie beym Anſehn derſelben haben? Wo wiſſen Sie, daß der Körper, der Ihren Augen eine Kugel zu ſeyn ſcheint, nicht der Würfel ſeyn mögte, wenn Sie ihn anfühlen ſollten? Wer kann Ihnen ſogar dafür gut ſtehn, daß wirklich etwas da ſey, was den Körpern, die Sie, durchs Befühlen für einen Würfel und für eine Kugel halten, ähnlich wäre? — Dieſes Argument könnte ihn unſtreitig ſehr verwirren; und ich kenne keine andre Antwort auf daſſelbe, als die Erfahrung. Doch dieſes iſt auch weder Locke's noch Berkley's Satz.

§. 15. Noch hab' ich eine Schwierigkeit zu löſen, die eben nicht gering iſt. Es iſt nämlich eine Erfahrung da, die demjenigen, was ich behauptet habe, in allen Stücken durchaus entgegen iſt. Ich will ſie mit Voltair's Worten erzehlen. Sie würde viel verlieren, wenn ich ſie anders einkleiden wollte.

„Herr Cheſelden, einer von den berühmten Wundärzten, die die Fertigkeit der Handgriffe mit den tiefſten Einſichten des Verſtandes verbinden,

glaubte, man könne einem Blindgebohrnen das Geſicht dadurch verſchaffen, daß man das dicke Fell niederdrücke, wovon er glaubte, daß es im Augenblick ſeiner Geburt in den Augen entſtanden. Er nahm die Operation im Jahr 1729 wirklich vor. Der Blinde wollte ſchwer einwilligen. Er konnte ſich nicht überreden, daß der Sinn des Geſichts ſein Vergnügen eben ſehr vermehren könne. Er hätte gar nicht zu ſehn gewünſcht, wenn man ihm nicht die Luſt beygebracht hätte, daß er alsdenn würde leſen und ſchreiben lernen. — — Genug, die Operation wurde gemacht, und ſie fiel glücklich aus. Dieſer junge Menſch wahr ohngefähr vierzehn Jahre alt, wie er das Licht zum erſtenmal erblickte. Die Erfahrung beſtätigte alles an ihm, was Locke und Berkley vorhergeſehn hatten. Lange unterſchied er weder Größen, noch Diſtanzen, noch Situationen, noch Figuren. Ein daumgroßes Objekt, wenn es vor ſein Auge gehalten, und wenn ihm damit ein Haus verdeckt wurde, ſchien ihm ſo groß zu ſeyn, wie das Haus ſelbſt. Alles, was er ſah', ſchien ihm anfänglich auf ſeinen Augen zu liegen, und ſie ſo zu berühren, wie die Objekte des Gefühls die Haut berühren. Das, was er mit Hülfe ſeiner Hände für rund gehalten hatte, konnte er von dem, was er als eckigt ausgefühlt hatte, mittelſt ſeiner Augen nicht unterſcheiden; noch konnte er auskennen, ob das, was ſeine Hände aufwärts, oder unterwärts geſtellt zu ſeyn, fühlten, wirklich aufwärts oder niederwärts daſtehe. Es fehlte daran, daß er die Größen hätte erkennen ſollen, ſo viel, daß, wie er endlich begriff, daß ſein Haus größer ſey, als ſeine Kammer, er

doch nicht einsehn konnte, wie ihm das Gesicht diese Idee verschaffen könne. Nur nach zwey monatlicher Erfahrung konnte er wahrnehmen, daß die Gemälde feste Körper vorstellen; und wie er nach diesem langen ungewissen Wanken dieses neuen Sinnes, endlich fand, daß die Körper, und nicht blos ihre Oberflächen auf die Gemälde gezeichnet waren: so befühlte er sie mit der Hand, und erstaunte, daß er nicht die soliden Körper mit seinen Händen fand, deren Vorstellungen er wahrgenommen hatte. Er fragte: Welcher von beyden Sinnen betrügt uns nun? Ist es der Sinn des Gefühls, oder ist es das Gesicht?" *)

§. 16. Aus einigen Reflexionen über das, was im Auge bey der Gegenwart des Lichts vorgeht, wird sich diese Erfahrung erklären lassen.

Wenn wir gleich den Mechanism des Auges noch bey weitem nicht ganz kennen: so wissen wir doch, daß die Hornhaut des Auges mehr oder weniger konvex ist; daß sich die Pupille in eben dem Maas, in welchem die Gegenstände mehr oder weniger Licht zurückwerfen verengert oder erweitert, um den Lichtstralen entweder den Weg mehr zu verschließen, oder, um ihn ihnen mehr zu öfnen. Auch vermuthet man, daß das Behältniß der wässerigten Feuchtigkeit von Zeit zu Zeit verschiedene Formen bekömmt. Gewiß ist es, daß sich die Krystallinse vorwärts und rückwärts im Auge bewegt, damit die Lichtstralen sich genau auf der

*) Elemens de la Philosophie de Newton, im angeführten Kapitel.

Retina vereinigen *); gewiß iſt es, daß die empfindlichen Fibern der Retina höchſt verſchiedentlich bewegt und erſchüttert werden; daß ſich dieſe Erſchütterung andern noch feinern Theilen im Gehirn mittheilt, deren Beſchaffenheit weit wunderbarer ſeyn muß. Endlich drücken auch die Muſkeln, die zur Richtung der Augen nach den Gegenſtänden, die man betrachten will, dienen, den Globus des Auges zuſammen, und durch dieſen Druck wird die Form deſſelben auch mehr oder weniger verändert.

Das Auge und alle ſeine Theile müſſen ſich nicht blos, mit einer Geſchwindigkeit, die ſich kaum gedenken läßt, nach allen dieſen Bewegungen, nach allen dieſen Formen, und nach tauſend andern Veränderungen, die wir nicht kennen, richten; ſondern alle dieſe Revolutionen müſſen auch in einer vollkommenen Harmonie vorgehn, damit alles zur Erzeugung deſſelbigen Effekts mitwirken möge. Wäre z. B. die Hornhaut in Rückſicht auf die Lage und Form der übrigen Theile des Auges zu ſehr, oder zu wenig konvex: ſo würden uns alle Gegenſtände konfus und verdreht erſcheinen, und wir würden nicht unterſcheiden können, ob dasjenige, was unſre Hände als aufwärts, oder als unterwärts geſtellt fühlten, auch wirklich aufwärts oder unterwärts ſtehe? Man kann ſich davon überzeugen, wenn man eine Brille nimmt, deren Form mit der Form des Auges nicht zuſammenſtimt.

Wenn ſich nun die verſchiedenen Theile des Auges, um ſich nach der Wirkung des Lichts zu

*) Oder auf der Choroide; denn man weiß nicht genau, ob die Impreßion des Lichts mittelſt der Fibern der Retina oder der Choroide der Seele überliefert wird.

richten, unaufhörlich, nach einer so erstaunlichen Verschiedenheit und mit einer so großen Geschwindigkeit modifiziren: so kann der Grund davon nur darinnen liegen, daß die dabey wirkenden Kräfte durch eine lange Uebung zu einer großen Fertigkeit gelangt sind. Dies war nun nicht der Fall jenes jungen Menschen, dem der Staar gestochen wurde. Seine Augen, die innerhalb vierzehn Jahren fortgewachsen waren, ohne daß er sie gebrauchen konnte, widerstanden der Einwirkung der Gegenstände. Seine Hornhaut war, in Ansehung der Lage der andern Theile des Auges, entweder zu stark oder zu wenig konvex. Seine Krystallinse, die fast unbeweglich geworden war, vereinigte die Stralen entweder jenseits oder diesseits der Retina; oder wenn sie sich auch bewegte: so kam sie doch nicht auf den Punkt, in welchem sie hätte stehn müssen. Er mußte sich also einige Tage lang üben, um die verschiedenen verrosteten Kräfte zum gleichzeitigen Wirken zu bringen. Eben deswegen tappte er ein Paar Monate so herum. Wenn ihm dabey das Gefühl in etwas zu Hülfe kam: so lag der Grund darinnen, daß ihm seine Anstrengung, um in den Objekten die Ideen zu sehn, die er sich durch ihr Befühlen verschafte, Gelegenheit gab, den Sinn des Gesichts mehr zu üben. Man nehme an, der Gebrauch seiner Hände habe jedesmal, da er die Augen öfnete, aufgehört: so läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß er nicht dieselbigen Ideen mittelst des Gesichts sollte erlangt haben, wenn er gleich langsamer damit würde zu Stande gekommen seyn.

Diejenigen, die diesen Blindgebohrnen in dem Augenblick, da ihm der Staar gestochen wurde, beobachteten, hofften die Bestätigung einer Meinung zu finden, für sie die schon eingenommen waren. Wie sie bemerkten, daß er die Gegenstände auf eine so unvollkommene Weise wahrnahm: so hatten sie gar kei en Argwohn mehr, daß man nicht andre Gründe davon sollte angeben können, als die Locke und Berkley schon erfunden hatten. Sie hielten also diese Entscheidung für ganz unwidersprechlich, daß die Augen ohne den Beystand der übrigen Sinne uns die Ideen von Ausdehnung, Figur, Größe, u. s. w. nicht würden verschaffen können.

Dem Aufkommen dieser Meinung, die ohne Zweifel vielen Lesern außerordentlich wird geschienen haben, hat auf der einen Seite unser Hang, von allem Grund anzugeben; auf der andern, die Unzulänglichkeit der optischen Regeln geholfen. Umsonst mißt man die Winkel, die die Lichtstrahlen auf dem Boden unsers Auges bilden; man bemerkt gar nicht, daß sie mit der Art, wie wir die Gegenstände sehn, in einigem Verhältniß stehn. Demohngeachtet glaubte ich nicht berechtiget zu yn, zu Urtheilen meine Zuflucht zu nehmen, deren ch kein Mensch bewußt seyn kann. Ich glaubte elmehr, daß ich mir es, bey einem Werk, in elchem ich die Untersuchung der Materialien unrer rkenntniß zur Absicht hatte, zum Gesetz machen ässe, nichts zu behaupten, was nicht unläugbar re, und was nicht jedermann, bey der geringn Reflexion, an sich selbst wahrnehmen könnte.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Vom Ursprung und von der Fortbildung der Sprache.

Adam und Eva hatten die Ausübung der Operationen ihrer Seele nicht der Erfahrung zu verdanken. Sie waren, wie sie aus der Hand des Schöpfers kamen, durch einen außerordentlichen Beystand, in den Stand gesezt, zu reflektiren, und einander ihre Gedanken mitzutheilen. Ich nehme aber an, es verirrten sich, einige Zeit nach der großen Ueberschwemmung ein Paar Kinder, das eine männlichen, das andre weiblichen Geschlechts, in die Wüsten, ehe sie noch den Gebrauch irgend eines Zeichens kannten. Ich bin durch das Faktum, welches ich angeführt habe, zu dieser Voraussetzung berechtiget. Wer weiß, ob nicht so gar irgend ein Volk seinen Ursprung einem solchen Zufall zu verdanken hat? Doch man erlaube mir, daß ich dieses voraussetzen darf: Nun entsteht die Frage: Wie hat sich diese werdende Nation eine Sprache gebildet? *)

*) „Man würde, sagt H. Warburton, (S. 48 seines Versuchs über die Hieroglyphen:) wenn man blos nach der Natur der Sache und unabhängig von der Offenbarung, die eine weit zuverläßigere Quelle ist, urtheilen wollte, die Meinung Diodors von Sici-

Erstes Kapitel.

Die Geberdensprache, und die Sprache artikulirter Töne in ihrem Ursprung betrachtet.

§. 1.

So lang die Kinder, von welchen ich eben geredet habe, einzeln und abgesondert lebten, war die Ausübung ihrer Seelenoperationen auf die Perzeption und auf das Bewusstseyn eingeschränkt, welches, so lang man wacht, nie schwindet; ferner auf die Aufmerksamkeit, die jedesmal statt hatte, wenn sie von gewissen Perzeptionen auf eine

lien und Vitruvs, ohne Bedenken, zugeben; daß nämlich die ersten Menschen eine Zeitlang in den Hölen und Wäldern, wie das Vieh gelebt, und blos konfuse und unbestimmte Töne artikulirt haben, bis sie sich, um einander gegenseitig Hülfe zu leisten, in Gesellschaften zusammenthaten, und stufenweise zur Bildung deutlicher Töne mittelst willkührlicher oder verabredeter Zeichen gelangten; so daß derjenige, der sie aussprach die Ideen, die er andern mitzutheilen wünschte, ausdrücken konnte. Dadurch sind die verschiedenen Sprachen entstanden; denn alle Welt gesteht ein, daß die Sprache nicht angebohren ist.«

»Dieser Ursprung der Sprache ist so natürlich, daß ein Kirchenvater, Gregorius Nissenus, und der Pater Richard Simon ihn zu beweisen gesucht haben. Allein sie hätten sich besser belehren können, da aus der heiligen Schrift nichts deutlicher erhellet, als daß die Sprache einen ganz andern Ursprung gehabt. Diese sagt uns, Gott habe den ersten Menschen die Religion gelehrt, und da bleibt nun gar kein Zweifel übrig, daß er ihn nicht auch zu gleicher Zeit reden sollte gelehrt haben.« (Die Kenntniß der Re-

stärkere und besondere Art affizirt wurden; sodann auf die Reminiscenz, wenn solche Umstände, die sie heftig gerührt hatten, sich ihnen wieder darstellten, ehe noch die Verknüpfungen ausgelöscht waren, die sie angestellt hatten; endlich auf eine sehr beschränkte Uebung der Imagination. Die Perzeption eines Bedürfnisses z. B. verband sich mit der Perzeption eines Gegenstandes, der ihnen zur Befriedigung jenes Bedürfnisses gedient hatte. Allein diese Arten von Verknüpfungen, die blos durch den Zufall veranlaßt, und nicht durch die Reflexion unterhalten wurden, erhielten sich nicht lang. Die Empfindung des Hungers rief diesen

liaion setzt in der That viele Ideen und eine große Uebung der Seelenoperationen voraus. Dies aber war ohne die Hulfe der Zeichen nicht möglich. Ich hab' es im ersten Theil dieses Werks bewiesen.) — — — Herr Warburton setzt weiter unten hinzu; „Wenn gleich Gott die ersten Menschen die Sprache gelehrt hat: so wurde die Voraussezung doch nicht gegründet seyn, daß diese Sprache ausgebreiteter sollte gewesen seyn, als die damaligen Bedürfnisse des Menschen wirklich giengen, und daß er nicht selbst das Vermogen, sie zu vervollkommnen und zu bereichern, sollte gehabt haben. Die erste Sprache war demnach nothwendig arm und eingeschränkt.“ — Dieses alles scheint mir sehr richtig zu seyn. Wenn ich ein Paar Kinder voraussetze, die sich in der Nothwendigkeit fanden, sich sogar die ersten Zeichen einer Sprache auszusinnen: so geschieht es nur deswegen, weil ich glaubte, ein Philosoph könne sich damit nicht befriedigen, daß etwas auf eine außerordentliche Art hervorgebracht sey; sondern er müsse erklären, wie es durch natürliche Mittel habe geschehn können.

Kindern einen Fruchtbaum, den sie gestern gesehn hatten, heute ins Gedächtniß zurück; den folgenden Tag war dieser Baum schon vergessen, und dieselbige Empfindung weckte ihnen einen andern Gegenstand auf. Der Gebrauch der Imagination stand folglich nicht in ihrer Gewalt. Es war blos der Effekt der Umstände, unter denen sie sich befanden *).

§. 2. Nur erst wenn diese Kinder beysammen lebten, hatten sie Gelegenheit diese ersten Operationen mehr auszuüben. Denn ihr wechselseitiger Umgang machte, daß sie, mit den Lauten einer jeden Leidenschaft, die Perzeptionen verbanden, deren natürliche Zeichen die Laute waren. Sie begleiteten diese Laute gewöhnlich mit einiger Bewegung, mit einem gewissen Gestus, oder mit einer gewissen Handlung, deren Ausdruck noch weit fühlbarer war. Derjenige z. B., der wegen der Beraubung eines Gegenstandes, den ihm seine Bedürfnisse nothwendig machten, litte, begnügte sich nicht mit der Hervorbringung der Laute; er bemühte sich auch den Gegenstand zu erhalten; er bewegte seinen Kopf, seine Arme und alle Theile seines Körpers. Der andre von diesen Menschen wurde durch diesen Anblick erschüttert. Er heftete die Augen auf denselbigen Gegenstand, und indem er in seiner Seele Empfindungen fühlte, von denen

*) Was ich hier von den Seelenoperationen dieser Kinder behaupte, läßt sich, nach den Beweisen, die ich im ersten Theil dieses Versuchs, (Abschnitt II. Kap. 1-5 und Abschnitt IV.) mitgetheilt habe, gar nicht bezweifeln.

einen Grund angeben konnte, litte er
nblick der Leiden dieſes Unglücklichen.
Augenblick an fühlt er ſich gedrungen,
n zu helfen, und er folgt dieſem Ein-
nämlich dabey in ſeiner Gewalt ſteht.
Menſchen baten einander demnach,
ßen Inſtinkt, um Hülfe, und ſie lei-
er, aus bloßem Inſtinkt Hülfe. Ich
loßem Inſtinkt; denn die Reflexion
einen Theil daran nehmen. Der eine
ſich ſelbſt: „Ich muß mich ſo an-
dem andern meine Bedürfniſſe zu er-
ben, und um ihn zu bewegen, daß er
komme;“ und der Andre ſagte auch
ſehe an ſeinen Bewegungen, daß er
jenes haben will; ich will ihm dazu
ſondern beyde handelten aus Bedürf-
ſie drängte.

Nicht oft konnten indeſſen dieſelbigen
ieder kommen, daß dieſe Menſchen ſich
gewöhnen ſollten, Leidenſchaften mit
und mit den verſchiedenen Bewegun-
pers, Perzeptionen zu verbinden, die
uf eine ſo deutliche Art ausgedruckt
e mehr ſie ſich mit dieſen Zeichen be-
en, deſto mehr waren ſie im Stand,
ihrem Belieben wieder zurückzurufen.
an, ihr Gedächtniß einigermaßen zu
konnten über ihre Einbildungskraft
gebieten, und unvermerkt fiengen ſie
t Reflexion zu verrichten, was ſie nur

aus Instinkt gethan hatten *). Beyde erwarben sich zuerst eine Fertigkeit, an diesen Zeichen die Empfindungen zu erkennen, die der andre in demselbigen Augenblick hatte. Hierauf bedienten sie sich derselben, um einander die Empfindungen mitzutheilen, die sie gehabt hatten. Derjenige z. B., der einen Ort sah, an welchem er ein Schrecken empfunden hatte, machte die Laute und die Bewegungen nach, die die Zeichen des Schreckens waren, um dem andern zu verstehn zu geben, daß er sich nicht in die Gefahr stürzen möge, der er daselbst ausgesezt gewesen.

§. 4. Durch den Gebrauch dieser Zeichen wurde die Ausübung der Seelenoperationen mit nach und nach erweitert; und durch die stärkere Uebung der Seelenoperationen wurden wiederum die Zeichen vervollkommnet, und der Gebrauch der leztern wurde durch jene gemeiner. Unsre Erfahrung lehret uns, daß sich diese beyden Dinge gegenseitig zu Hülfe kommen. Ehe die algebraischen Zeichen erfunden wurden, waren die Operationen der Seele schon hinlänglich geübt worden, um diese Erfindung möglich zu machen; allein nur seit dem Gebrauch dieser Zeichen haben die Seelenoperationen die erforderliche Uebung gehabt, um die mathematischen Wissenschaften auf den Punkt der Vollkommenheit empor zu bringen, wo wir sie jezt erblicken.

§. 5. Hieraus erhellet, wie die Laute der Leidenschaften, zur Entwickelung der Seelenopera-

*) Dieses stimmt mit dem Einwurf überein, den ich wir im ersten Theil dieses Werks, (Abschnitt II. Kap. 5.) machte.

tionen, durch Veranlassung der Geberdensprache, mitwirkten; einer Sprache, die, bey ihrer Entstehung, im Verhältniß zu den geringen Einsichten dieses Paares, wahrscheinlich nur in Zuckungen und heftigen Bewegungen bestand.

§. 6. Nachdem sich nun diese Menschen die Fertigkeit erworben hatten, einige Ideen an willkührliche Zeichen anzuknüpfen: so dienten ihnen die natürlichen Zeichen zum Modell, wornach sie sich eine neue Sprache bildeten. Sie artikulirten neue Töne, und nachdem sie sie mehrmals wiederholten und mit irgend einem Gestus begleiteten, der die Gegenstände, die sie anzeigen wollten, bezeichnete: gewöhnten sie sich endlich den Dingen Namen zu geben. Die ersten Fortschritte dieser Sprache geschahen nichts desto weniger sehr langsam. Das Organ der Sprache war so unbeugsam, daß es nur wenige sehr einfache Töne leicht artikuliren konnte. Die Schwierigkeiten, andre Töne auszusprechen, waren so gar ein Hinderniß, daß diese Menschen nicht einmal argwöhnten, ihre Stimme sey mehrerer Abänderungen fähig, als bey der kleinen Anzahl von Wörtern, die man erfunden hatte, vorkamen.

§. 7. Man nehme nun ferner an, daß dieses Paar ein Kind zeugte, welches unter dem Druck von Bedürfnissen, die es nur äusserst schwer zu erkennen geben konnte, alle Theile seines Körpers bewegte. Seine sehr bewegliche Zunge beugte sich auf eine ausserordentliche Art und sie sprach ein ganz neues Wort aus. Das fortdaurende Bedürfniß veranlaßte dieselbigen Wirkungen; das

Kind bewegte die Zunge wie zum vorigen mal, und es artikulirte denselbigen Ton. Die dadurch in Verwunderung gesezten Eltern erriethen endlich, was ihr Kind damit haben wolle, und sie versuchten, indem sie ihm sein Verlangen stilleten, daſſelbige Wort zu wiederholen. Aus der Mühe, die sie bei der Aussprache deſſelben hatten, erhellet, daß sie selbst nicht im Stand gewesen wären, dieſes Wort zu erfinden.

Durch ein solches Mittel aber wird diese neue Sprache nicht sehr bereichert. Das Organ der Stimme verliert beim Kind sehr bald seine ganze Beweglichkeit; weil es keine Uebung hat. Seine Eltern lehren es, seine Gedanken durch Geberden zu erkennen zu geben, folglich durch die Art des Ausdrucks, deren sichtbare Bilder ihm verständlicher waren, als artikulirte Töne. Nur durch den Zufall läßt sich hier die Entstehung eines neuen Worts erwarten; und es würden, zu einer ansehnlichen Vermehrung der Wörter auf einem solchen Weg, ohne Zweifel mehrere Generationen erfordert werden. Die damals so natürliche Geberdensprache war ein beträchtliches Hinderniß, welches aus dem Weg geräumt werden muste. Allein konnte man wohl die Geberdensprache, um einer andern Sprache willen, aufgeben, deren Vortheile man noch nicht vorhersah, deren Schwierigkeiten hingegen so fühlbar waren?

§ 8. In eben dem Verhältniß, in welchem die Sprache der artikulirten Töne reicher wurde, wurde sie auch zur frühen Uebung des Organs der Stimme, und zur Erhaltung seiner ursprünglichen Flexi-

bilität tauglicher. Nun erst schien sie auch eben so bequem zu seyn, wie die Geberdensprache. Man bediente sich noch beider. Endlich aber wurde der Gebrauch der artikulirten Töne so leicht, daß er über den Gebrauch der Geberdensprache die Oberhand erhielt.

§. 9. Es hat demnach eine Zeit gegeben, da die Unterredung in einer aus Wörtern und Handlung vermischten Sprache geführt wurde. „In der Folge änderte Gebrauch und Gewohnheit dasjenige in Zierrath um, was man der Nothwendigkeit schuldig war. Die Praxis aber dauerte noch lange fort, nachdem die Nothwendigkeit aufgehört hatte, vorzüglich bey den Morgenländern, deren Charakter sich von Natur zu einer Form in der Unterredung bequemte, wodurch ihre Lebhaftigkeit, durch die Bewegung so gut geübt, aber auch durch eine beständige Vorstellung der sinnlichen Bilder so sehr im Zaum gehalten wurde."

„Die heilige Schrift giebt uns unendlich viele Beyspiele von dieser Art von Unterredung an die Hand. Hier sind ein Paar: Wenn der falsche Prophet seine eiserne Hörner bewegt, um den gänzlichen Untergang der Syrier zu bezeichnen (1 B. Reg. XXII. 11.); wenn Jeremias, auf Gottes Befehl, seinen leinernen Gürtel in eine Steinritze am Euphrat versteckt (Kap. XIII.); wenn er im Angesicht des Volks einen irdenen Krug zerbricht (Kap. XIX); wenn er ein eisernes Joch auf seinen Hals legt (Kap. XXVIII.); und wenn er ein Buch in den Euphrat wirft (Kap. LI.); Wenn Ezechiel die Belagerung von Jerusalem, auf Got-

tes Befehl, auf einen Ziegel zeichnet (Kap. IV.); wenn er die Haare seines Haupts und Barts auf einer Wage abwäget (Kap. V.); wenn er sein Hausgeräth wegführt (Kap. XII.); und wenn er zwey Stäbe für Juda und für Israel zusammen bindet (Kap. XXXVIII, 16.): so wurde das Volk, durch dergleichen Handlungen vom Willen Gottes unterrichtet, und die Propheten unterredeten sich durch Zeichen." *)

Einige Personen, die es nicht wußten, daß diese handelnde Sprache bey den Juden eine sehr gemeine und gewöhnliche Art, sich zu unterreden, war, haben diese Verrichtungen der Propheten für ungereimt und fanatisch gehalten. Herr Warburton widerlegt diese Beschuldigung vollkommen. „Die Ungereimtheit einer Beschuldigung, sagt er, liegt darinnen, wenn sie sonderbar ist, und doch nichts sagt. Sitte und Gewohnheit machten die Handlungen der Propheten zu weisen und vernünftigen Verrichtungen. Der Fanatismus einer Handlung drückt sich eigentlich durch eine solche Wendung des Geistes aus, daß er ein Vergnügen an der Verrichtung solcher Sachen findet, die keinen Nuzen haben, und daß er sich gern einer ungewöhnlichen Sprache bedienet. Den Propheten kann man eine solche Schwärmerey nicht mehr zuschreiben, sobald es erwiesen ist, daß ihre Verrichtungen gewöhnlich, und daß ihre Reden der Sprache ihres Landes gemäs waren. Die heilige Schrift ist nicht das einzige Buch, worin-

*) Essai sur les Hierogl. §. 8, 9.

ben wir Beyspiele von Reden finden, die durch Handlungen ausgedruckt werden. Das profane Alterthum ist voll von dergleichen Beyspielen. — — Auf diese Weise redeten die ersten Orakel, wie uns ein alter Schriftsteller Heraklit berichtet: der König, dessen Orakel zu Delph ist, redet weder, noch schweigt er, sondern er drückt sich durch Zeichen aus. Ein gewisser Beweis, daß die Substitution der Handlungen für die Wörter im Alterthum eine gewöhnliche Art war, wie man seine Gedanken zu erkennen gab."

§. 10. Es scheint fast, als wenn diese Sprache vorzüglich zum Unterricht des Volks in solchen Dingen gebraucht worden, die dasselbe mehr interessirten; z. B. von Politik und Religion. Denn da hiedurch etwas lebhafter auf die Einbildungskraft gewirkt wurde: so war auch der Eindruck dauerhafter. Der Ausdruck in dieser Sprache hatte auch etwas starkes und grosses, woran die noch armen Sprachen gar nicht reichen konnten. Die Alten nennten diese Sprache den Tanz. Darum wird auch gesagt: David habe vor der Bundeslade getanzt.

§. 11. Sobald die Menschen ihren Geschmack vervollkommneten, brachten sie in diesen Tanz mehr Verschiedenheit, mehr Grazie und Ausdruck. Man unterwarf nicht blos die Bewegungen der Arme, und die Attituden des Körpers gewissen Regeln; sondern man zeichnete auch die Schritte für die Füße ab. Dadurch theilte sich der Tanz natürlicher Weise in ein Paar Künste, die ihm untergeordnet waren. Die eine war der Tanz der

Geberden oder der Geſtus; (man erlaube mir den Gebrauch eines Ausdrucks, der der Sprache des Alterthums angemeſſen iſt); dieſer wurde erhalten, damit er bey der gegenſeitigen Mittheilung der Gedanken der Menſchen mitwirken möchte. Die andre war der Tanz der Schritte. Man bediente ſich deſſelben zum Ausdruck gewiſſer Situationen der Seele, und beſonders der Freude; man machte bey freudigen Vorfällen Gebrauch davon, und ſein Hauptgegenſtand war das Vergnügen.

Der Schrittetanz fließt alſo aus dem Geberdentanz, deſſen Charakter er auch noch erhält. Bey den Italiänern, die eine lebhaftere und mannigfaltigere Geſtikulation haben, iſt es die Pantomime. Bey den Franzoſen hingegen iſt er geſetzter und einfacher. Iſt dieſes ein Vorzug: ſo ſcheint er mir der Grund zu ſeyn, daß die Sprache dieſes Tanzes ärmer und weniger ausgebreitet iſt. Sollte wohl z. B. ein Tänzer, der blos darauf ausgeht, ſeinen Bewegungen Grazie, und ſeinen Attitüden Anſtand zu verſchaffen, ſollte dieſer wohl, wenn er mit andern tanzt, mit dem nämlichen Erfolg tanzen, als wenn er allein tanzt? Muß man nicht befürchten, daß ſein Tanz, wegen ſeiner Einfachheit, in ſeinem Ausdruck zu ſehr beſchränkt ſeyn möchte, als daß er ihm Zeichen genug zur Sprache eines figurirten Tanzes hergeben könne? Verhält ſich die Sache ſo: ſo wird man den Ausdruck dieſer Sprache deſto mehr einſchränken, je mehr man ſie vereinfachet.

§. 12. Der Tanz hat verschiedene Arten, vom einfachsten, bis zum zusammengesetzesten. Sie sind alle gut, wenn sie nur etwas ausdrücken, und sie sind um so viel vollkommener, je mannigfaltiger und ausgebreiteter ihr Ausdruck ist. Der Tanz, der die Grazie und den Anstand abbildet, ist gut; der andre, der eine Art von Unterredung oder von Dialog ausmacht, scheint mir besser. Der unvollkommenste ist derjenige, wobey nur Stärke, Geschicklichkeit und Beweglichkeit erforderlich ist; denn das Objekt desselben ist nicht interessant genug. Er ist indessen doch nicht ganz zu verachten; weil er eine angenehme Veränderung bewirkt. Darinnen fehlen die Franzosen sehr, daß sie die Künste einschränken, indem sie sie einfach machen wollen. Dadurch berauben sie sich zuweilen des Bessern, um nur das Gute zu erhalten. Die Musik wird uns hievon noch ein anderes Beyspiel geben.

Zweytes Kapitel.

Von der Prosodie der ersten Sprachen.

§. 13. Wie die Wortsprache auf die handelnde oder auf die Geberdensprache folgte: so behielt sie den Charakter der leztern bey. Diese neue Art sich seine Gedanken mitzutheilen, konnte nicht anders, als nach dem Modell der Geberdensprache erfunden werden. Damit also die Stimme die Stelle der heftigen Bewegungen des Körpers ver-

treten möchte, stieg sie bald, durch sehr merkliche Zwischenräume, bald fiel sie wieder herab.

Diese Sprachen folgten nicht ganz plözlich aufeinander. Lange waren sie mit einander vermischt, und die Wortsprache erhielt nur spät das Uebergewicht. Nun kann ja iedermann an sich selbst bemerken, daß es der Stimme natürlich ist, ihre Inflexionen in eben dem Verhältniß zu verändern, in welchem die Gestus abwechseln. Viele andre Gründe bestätigen noch außerdem meine Vermuthung.

Erstlich: wie die ersten Menschen anfiengen, Töne zu artikuliren, konnten sie es wegen der Rohheit ihrer Organen nicht mittelst so schwacher Bewegungen der Stimme verrichten, als die unsrigen sind.

Zweytens können wir die Nothwendigkeit der Inflexionen auch daraus abnehmen, daß wir einen andern, der uns immer in demselbigen Ton etwas vorliefet, kaum verstehn können. Wenn wir mit einer ganz schwachen Veränderung der Stimme genug haben, so liegt der Grund darinnen, daß sich unser Verstand, durch die große Anzahl von erlangten Ideen und durch die Fertigkeit, sie an Töne zu knüpfen, schon sehr geübt hat. Dieses fand sich aber bey denen Menschen nicht, die zum erstenmal den Gebrauch der Wortsprache überkamen. Ihre Seele lag wahrscheinlich noch in einer dicken Finsterniß eingehüllet; die Notionen, die einem heut zu Tage am geläufigsten sind, waren ihnen alle neu. Sie konnten einander also

nicht verstehn,
sehr von eina
Wir finden es
uns eine Spra
drer mit uns
der Sylbe glei
deutliche Art v

Drittens;
Sprache zu vi
Wörter fanden
Empfindungen
türliche Zeichen
führlichen Zei
natürliche Ge
gen nothwend
dungen denfel
derten Schall
drückt, nachd
derung, Sc
Freude, Furc
dungen der S

Endlich k
sten Namen d
gen ihres Ge
geht auch auf
Flüssen, und
nigen Schall
fenbar sezt d
Töne durch
folgten.

§. 14. D
in einem unei

wofern ſie ihre Stimme nicht durch
nder verſchiedene Grade beugten.
ja noch an uns, daß je weniger
ache geläufig iſt, in welcher ein an-
redet, deſto mehr müſſen wir bey je-
chſam ſtehn bleiben, und ſie auf eine
on einander unterſcheiden.

Die Menſchen, die beym Urſprung der
ele Hinderniſſe in der Erfindung neuer
, hatten, für den Ausdruck der innern
der Seele lange keine andre als na-
n, denen ſie den Charakter der will-
chen gaben. Nun aber machte das
ſchrey den Gebrauch ſtarker Beugun-
ig; weil die verſchiedenen Empfin-
bigen, in verſchiedene Töne abgeän-
, zum Zeichen haben. Ach, z. B.
em es ausgeſprochen wird, Verwun-
hmerz, Vergnügen, Traurigkeit,
cht, Abſcheu und faſt alle Empfin-
eele aus.

ann ich noch hinzuſezen, daß die er-
er Thiere wahrſcheinlich Nachahmun-
ſchreyes waren. Dieſe Bemerkung
die Namen, die den Winden; den
allen übrigen Gegenſtänden, die ei-
erzeugen, beygelegt wurden. Of-
ieſe Nachahmung voraus, daß die
ſehr merkliche Abfälle auf einander

ieſer Art der Ausſprache könnte man,
gentlichen Verſtand, den Namen des

Gesangs geben: so wie der Sprachgebrauch allen Aussprachen diesen Namen beylegt, die viel Accent haben. Ich will indessen den Ausdruck nicht in dieser Bedeutung gebrauchen, weil ich Gelegenheit haben werde, mich desselben in seiner eigentlichen Bedeutung bedienen zu müssen. Es ist zum Gesang nicht genug, daß die Tone in sehr bemerkbaren Abfällen auf einander folgen; sie müssen auch lang genug ausgehalten werden, damit ihre Harmonie gehört werde, und die Zwischenräume, oder die Abfälle derselben mögen bemerkt werden können. Unmöglich konnte sich dieser Charakter gewöhnlich bey Tönen finden, wodurch sich die Stimme beym Ursprung der Sprache veränderte; allein sehr verschieden konnte doch ihr Charakter von jenem auch nicht seyn. Ein Paar auf einander folgende Töne mögen so wenig Aehnlichkeit mit einander haben, als sie nur immer wollen: so kann man, wenn man einen von beyden nur um etwas erhöhet oder erniedrigt, einen Absaz unter beyden wahrnehmen, den die Harmonie erfordert. Die Art der Aussprache machte demnach, beym Ursprung der Sprache, solche bemerkbare Beugungen der Stimme nothwendig, daß sie ein Tonkünstler, bey ganz leichten Abänderungen, hätte notiren können. Und so läßt sich behaupten, daß die erste Aussprache an der Natur des Gesangs Theil nahm.

§. 15. Diese Prosodie war den ersten Menschen so natürlich, daß es Menschen gegeben hat, denen der Ausdruck verschiedener Ideen, mittelst desselbigen in verschiedenen Tönen ausgesprochenen Worts, leichter geschienen hat, als die im Ver-

hältniß zur
Wörter. D
che der Sine
Wörter, dat
nen ausgespr
heraus. Ma
Sprachen nie
wahrscheinlic
erhielten, er
sodie wich n
nachdem nän
cher willen s
es gieng eine
wurde, wie
das gemeins
bräuche. S
dürfnisse die
ich behaupte
der Römer
möchte man
worauf ich
nen mir aber
sten Kapitel

Von der Pr
nischen S
d

§. 16.
und die Röm
Condillac.

ahl, der Ideen vervielfältigte Zahl der
ieſes iſt noch heut zu Tage die Spra-
ſen. Sie haben nur 328 einſylbigte
von jedes in fünferley Arten von To-
ochen wird, und ſo kommen 1640 Töne
n hat die Bemerkung gemacht, daß unſre
ht viel reicher ſind. Andre Völker, die
h eine fruchtbarere Einbildungskraft
fanden lieber neue Wörter. Die Pro-
nit nach und nach vom Geſang ab,
nlich die Gründe wegfielen, um wel-
le ſich dieſem genähert hatte. Allein
langе Zeit hin, ehe ſie ſo einfach
ſie heut zu Tage iſt. Doch das iſt
chaftliche Schickſal eingewurzelter Ge-
bie erhalten ſich auch, wenn die Be-
ſie erzeugt, aufgehört haben. Wenn
, daß die Proſodie der Griechen und
noch am Geſang Theil nahmen: ſo
vielleicht die Gründe ſchwer errathen,
dieſe Vermuthung baue. Sie ſchei-
überzeugend. Ich will ſie im näch-
vortragen.

Drittes Kapitel.

roſodie der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache; und gelegentlich auch von der Deklamation der Alten.

Ausgemacht iſt es, daß die Griechen
ber ihre Deklamation notirten, und

ſie mit einem Inſtrument begleiteten *). Es war alſo ein wahrer Geſang. Dieſe Folgerung muß allen einleuchten, die einige Kenntniß von den Prinzipien der Harmonie haben. Dieſe wiſſen 1) daß man keinen Ton notiren kann, außer in ſo fern man ihn ſchäzen kann. 2) Daß bey der Harmonie nichts geſchäzt werden kann, als die Reſonanz der tönenden Körper; 3) Daß endlich dieſe Reſonnanz keine andre Töne noch Intervalle giebt, als die in den Geſang hineinkommen.

Es iſt ferner ausgemacht, daß dieſe ſingende Deklamation die Alten nicht beleidigte. Wir finden nirgends, daß ſie ſich darüber beſchwert hätten, ſie ſey unnatürlich; dies möchte denn in einzelnen Fällen geſchehn ſeyn; welches wir denn auch thun, wenn uns die Rolle eines Schauſpielers übertrieben zu ſeyn ſcheint. Sie glaubten vielmehr, der Geſang ſey zur Poeſie weſentlich nothwendig. Die Verſifikation der beſten lyriſchen Dichter, ſagt Cicero, ſcheint eine bloße Proſe zu ſeyn, wenn ſie nicht vom Geſang unterſtüzt wird **). Iſt dieſes nicht ein Beweis, daß die Ausſprache, die damals bey gemeinen Unterredungen gewöhnlich war, ſo ſehr am Ge-

*) Ich gebe hievon keinen Beweis. Man wird ihn im dritten Band der *Reflexions critiques ſur la Poeſie et ſur la Peinture* finden. Ich verweiſe zur Beſtätigung der meiſten Thatſachen, die ich anführen werde, auf dieſes Werk. Der Abbe' du Bos, der Verfaſſer dieſes Werkes, iſt ein glaubwürdiger Zeuge. Seine Gelehrſamkeit iſt bekannt.

**) *Cicero*, de Oratore.

fang Theil nahm, daß man ein solches Mittelding, wie unsre Deklamation ist, gar nicht ersinnen konnte?

Wenn wir deklamiren: so ist das ja in der That unser einziges Objekt, daß wir unsre Gedanken auf eine bemerkbarere Art an den Tag legen, ohne uns hingegen von der Art sehr zu entfernen, die wir für natürlich halten. Wäre die Aussprache der Alten der unsrigen ähnlich gewesen: so würden sie sich, wie wir, mit einer simplen Deklamation begnügt haben. Sie muß aber nothwendig von der unsrigen sehr verschieden gewesen seyn; weil sie den Nachdruck derselben nur mit Beyhülfe der Harmonie verstärken konnten.

§. 17. Es ist übrigens bekannt, daß es sowohl in der griechischen als auch in der lateinischen Sprache Accente gab, die die Stimme bestimmten, daß sie, unabhängig vom Sinn eines Worts oder von der Bedeutung einer ganzen Redensart bey gewissen Sylben nachlassen, bey andern hingegen sich wieder erheben mußte. Ob diese Accente nie mit dem Nachdruck der Rede in Widerspruch geriethen, läßt sich nicht bestimmen. Man muß nothwendig mit mir annehmen, daß die Inflexionen, die den Gedanken anzeigten, in der Aussprache der Alten so sehr verschieden und so sehr bemerkbar waren, daß ihnen die Beugungen, die die Accente erforderten, nicht entgegen seyn konnten.

§. 18. Diejenigen, die sich an die Stelle der Griechen und der Römer versezen, werden sich darüber gar nicht wundern, daß ihre Deklama-

tion ein wirklicher Gesang war. Daß wir
Gesang für so wenig natürlich halten, rührt n
davon her, daß die Töne in demselben nach
Verhältnissen auf einander folgen, die die H
monie erfordert, sondern davon, daß uns die
lerschwächsten Inflexionen gewöhnlich zum A
druck unsrer Gedanken zuzureichen scheinen.
tionen, die gewohnt sind, ihre Stimme du
sehr bemerkbare Abfälle zu beugen, würden un
Aussprache für todte Monotonie halten; da h
gegen, nach ihrem Bedünken, ein Gesang,
diese Abfälle nur in so fern modifizirte, in so f
die Modifikation zur Fassung der Töne erforderl
ist, den Nachdruck der Rede verstärken, und
nen gar nicht außerordentlich vorkommen würd

§. 19. Aus Mangel der Kenntniß des Ch
rakters der Aussprache der griechischen und der
teinischen Sprache hat man oft Mühe gehabt,
Nachrichten der Alten von ihren Schauspielen
verstehn. Hier ist ein Beyspiel:

„Wofern die Tragödie, sagt ein Komment
tor über den Aristoteles, ohne Verse möglich is
so kann sie um so mehr ohne Musik statt finde
Man muß so gar eingestehn, daß wir nicht gu
begreifen können, wie die Musik je gewissermaaße
als ein Theil des Trauerspiels hat angesehn wer
den können. Denn wenn irgend etwas in de
Welt einer tragischen Handlung zuwider seyn kann
so ist es der Gesang. Die Erfinder der musikalischen
Trauerspiele mögen mir dieses verzeihen; diese Art
von Gedichten ist eben so lächerlich, als sie neu ist,

und sie würden ganz unerträglich seyn, wenn man den mindesten Geschmack an Theaterstücken hätte, oder wenn man nicht von einem der grösten Tonkünstler, die je existirt haben, verführt und hingerissen worden wäre. Denn die Opern sind wenn ich es sagen darf, das Groteske der Poesie, welches um so viel unausstehlicher ist, da man sie für ordentliche Stücke ausgeben will. Aristoteles hätte uns also einen grosen Dienst geleistet, wenn er es uns gesagt hätte, wie die Musik als ein nothwendiges Stück der Tragödie angesehn werden konnte. So aber sagt er blos schlechtweg, die Kraft der Musik sey bekannt gewesen. Das beweiset nur so viel, daß man durchgängig von ihrer Nothwendigkeit überzeugt war, und daß man die wunderbare Wirkungen durchgängig empfand, die der Gesang bey den Gedichten hervorbrachte, bey denen er blos in Zwischenzeiten angebracht wurde. Ich habe mehrmals nach den Gründen geforscht, wodurch die so ausgebildeten und delikaten Athenienser wohl mögen bewogen worden seyn, Musik und Tanz zu den tragischen Vorstellungen zuzugesellen; nachdem ich viele Untersuchungen darüber angestellt, wie sie das für natürlich und wahrscheinlich halten konnten, wenn ein Chor, welches die Zuschauer eines Stücks vorstellte, bey dergleichen außerordentlichen Begebenheiten tanzte und sang: so hab' ich endlich gefunden, daß sie in dem Stück ihrem Naturel folgten, und daß sie dadurch ihren Aberglauben zu befriedigen suchten. Die Griechen waren die allerabergläubischsten Leute von der Welt; zum

Tanz und zur Musik waren sie sehr geneigt, und diese natürliche Neigung wurde durch die Erziehung noch mehr gestärkt." *).

„Ich zweifle sehr, sagt der Abbe' du Bos, daß der Geschmack der Athenienser, durch dieses Räsonnement entschuldigt werden möchte: vorausgesezt nämlich, daß die Musik und der Tanz, der in den Alten als eine nothwendige Schönheit bey der Aufführung der Tragödien vorgestellt wird, ein Tanz und eine Musik war, die der unsrigen ähnlich gewesen. Diese Musik aber war, wie wir gesehn haben, weiter nichts, als eine bloße Deklamation, und dieser Tanz war, wie wir unten sehn werden, weiter nichts, als ein studirter und mäßiger Gestus."

Diese beyden Erklärungen scheinen mir gleich falsch zu seyn. Dacier stellt sich die Art der griechischen Aussprache nach der französischen vor, und die Musik bey ihren Trauerspielen gedenkt er sich unter der Beschaffenheit unsrer Opernmusik. Sehr natürlich ist es daher, daß er sich über den Geschmack der Athenienser wundert. Er thut aber unrecht, daß er sich über den Aristoteles aufhält. Denn dieser Philosoph konnte die künftigen Veränderungen in der Aussprache und der Musik nicht vorhersehn, und er rechnete also darauf, daß er von der Nachwelt eben so werde verstanden werden, wie ihn seine Zeitgenossen verstanden. Wenn er uns dunkel vorkömmt: so müssen wir es unsrer Art, nach welcher wir von den Werken des A-

*) *Dacier* Poëtique *d' Aristote.* p. 82.

terthums nach Maasgabe der unsrigen urtheilen, zuschreiben.

Aus eben dieser Quelle fließt auch der Irrthum des Abbe' du Bos. Da er sich nicht vorstellen konnte, wie die Alten eine unsern Opern ähnliche Musik, als etwas ganz natürliches auf ihr Theater bringen konnten: so sagt er lieber, es sey keine Musik, sondern nur eine notirte Deklamation gewesen.

§. 20. Es scheint mir aber, er thue dadurch erstlich vielen Stellen der Alten Gewalt an. Das erhellet vorzüglich aus dem Zwang, mit welchem er die Stellen, die die Chöre betreffen, erklären muß. Hätte zweytens dieser gelehrte Mann die Grundsäze der Erzeugung der Harmonie kennen können: so würde er eingesehn haben, daß eine notirte Deklamation etwas unmögliches ist. Zur Widerlegung des Systems, welches er sich bey dieser Gelegenheit macht, ist es genug, wenn ich erzehle, wie er es festzusezen sucht.

„Ich habe, sagt er, mehrere Tonkünstler darüber befragt, ob die Erfindung von Charakteren, mit welchen man die auf unserm Theater gewöhnliche Deklamation, in Noten schreiben könne, sehr schwer seyn möchte? — — Ich erhielt zur Antwort, es sey allerdings möglich, und man könne sagen die Deklamation mit Notenschreiben, wenn man sich des *ut re mi fa* u. s. w. unserer Musik dabey bediente; man dürfe den Noten nur die Hälfte von der gewöhnlichen Intervallen geben. Noten, die einen halben Ton von Intonation in der Musik haben, müßten nur einen Viertelton in der Deklamation ha-

ben. Auf solche Weise würde man die allerkleinsten Erhebungen der Stimme, die wenigstens unsern Ohren bemerkbar sind, bezeichnen können."

„Unsre Verse führen ihr Maas nicht wie die metrischen Verse der Griechen und der Römer mit sich. Man hat mir aber gesagt, man könne sich desselben bey der Deklamation zur Anzeige des Werths der Noten und auch der Intonation bedienen. Man dürfe einer weißen Note nur den Werth einer schwarzen oder halben, und einer schwarzen dürfe man nur den Werth einer geschwänzten Note geben, und den Werth der übrigen in eben diesem Verhältniß bestimmen."

„Ich sehe wohl ein, daß diese Art von Musik anfänglich nicht ein jeder fertig werde weglesen und die Noten richtig werde anstimmen können. Allein, wenn man Kinder von funfzehn Jahren ohngefähr sechs Monate hindurch diese Intonation lehrte: so würde man seine Absicht erreichen. Ihre Organen würden sich nach dieser Intonation, nach dieser Aussprache der Noten, die nicht, um gesungen zu werden, da sind, eben so beugen, wie sie sich zur Intonation unsrer gewöhnlichen Musik gewöhnen. Uebung und Fertigkeit, die auf die Uebung folgt, sind bey der Stimme eben das, was der Bogen eines Musikers beym Violon ist. Kann man wohl glauben, diese Intonation möchte Schwierigkeit haben? Die Stimme dürfte ja nur angewöhnt werden, daß sie dasjenige methodisch verrichte, was sie alle Tage bey Unterredungen thut. Man redet bisweilen schnell, bisweilen langsam. Man gebraucht

dabey alle Arten von Tönen; man macht ordentliche Progreßionen, sowohl durch Erhebung, als durch Nachlassung der Stimme, durch alle mögliche Intervalle. Die notirte Deklamation würde nichts anders seyn, als mit Noten geschriebene Töne und Bewegungen der Aussprache. Die Schwierigkeit in der Aussprache einer solchen Note würde zuverläßig nicht an die Schwierigkeit reichen, mit welcher man auf einmal Wörter wegliefet, die man noch nie gelesen hat, und mit welcher man diese Wörter singt, und sie mit dem Klavier, nach Maaßgabe der Noten begleitet, die man nicht studirt hat. Und doch lernen auch sogar Frauenzimmer durch Uebung diese drey Operationen zu derselbigen Zeit verrichten."

„Was das Schreiben der Deklamation in Noten betrift, es mag nun nach der Art, die wir angezeigt haben, oder nach einer andern Art geschehn: so würde man es eben so leicht auf gewisse Regeln zurückbringen und die Methode desselben in der Praxis ausführen können; so leicht die Erfindung war, daß man die Schritte und Figuren eines von acht Personen aufgeführten Ballets mit Noten schrieb, besonders, wenn die Schritte so sehr verschieden, und die Figuren so sehr verflochten waren, wie sie heut zu Tage wirklich beschaffen sind. Feuillee hat indessen diese Kunst zu Stand gebracht, und seine Note lehrt die Tänzer so gar, wie sie ihre Arme führen sollen."

§. 21. Ein sehr einleuchtendes Beyspiel, wie man in Irrthümer und schwankende Räsonnements verfallen muß, wenn man von einer Kunst redet,

deren Prinzipien man nicht kennt! Man könnte diese Stelle mit Recht von Anfang bis zu Ende kritisiren. Ich habe sie hier ganz angeführt, damit man aus den Irrthümern eines sonst so vortreflichen Schriftstellers, wie Du Bos ist, lernen möge, daß wir allemal Gefahr laufen, uns in unsern Muthmaßungen zu irren, wenn wir unbestimmte Begriffe zum Grund legen.

Keiner, der die Entstehungsart der Töne, und die künstliche Art, wie die Intonation derselben uns natürlich wird, kennt, wird je annehmen, man könne sie in Viertelstöne abtheilen, und das ut re u. s. w. derselben könne einem so bald geläufig werden, wie die Modulationszeichen in der Musik. Die Musiker, auf welche sich Du Bos beruft, konnten sehr vortrefliche Praktiker seyn; es scheint aber, daß sie die Kunst, deren wahre Prinzipien Herr Rameau zuerst festgesezt hat: gar nicht gekannt haben.

§. 22. Es ist in der Entstehungsart der Harmonie bewiesen: 1) daß man einen Ton nur in so fern schäzen kann, in so fern er hinlänglich genug ausgehalten wird, um seine Harmonie verständlich zu machen. 2) Daß die Stimme nach einander nicht mehrere Töne anstimmen kann, die bestimmte Intervalle unter einander ausmachen; wofern sie nicht durch einen Fundamentalbaß geleitet wird. 3) Daß es keinen Fundamentalbaß giebt, der eine Folge von Viertelstönen geben könnte. Nun aber werden die Töne bey unsrer Deklamation größtentheils nur wenig ausgehalten. Sie folgen in Viertelstönen oder auch in noch kleinern

Intervallen auf einander. Das Projekt, sie zu notiren, ist folglich unthulich.

§. 23. Es ist wahr, die Fundamentalfolge mittelst einer Terzie giebt einen kleinen Halbenton, der um einen Viertelton höher ist, als der Halbton der Maior. Allein sie findet nur bey Abänderungen der musikalischen Arten statt. Es kann folglich nie eine Skale von Viertelthönen daraus entstehn. Uebrigens ist dieser kleine Halbton nicht natürlich, und das Ohr kann ihn so wenig fassen, daß man ihn auf dem Klavier vom grossen Halbton gar nicht unterscheidet; denn man greift ihn auf dieselbige Art *). Die Alten kannten sehr wahrscheinlich die Verschiedenheit dieser beyden Halbthöne. Aus diesem Grund haben der Abbé Du Bos und andre geglaubt, daß sie ihre Skale in Viertelthöne abgetheilt hätten.

§. 24. Aus der Choreographie, oder aus der Kunst die Pas und die Figuren eines Ballets mit Noten zu schreiben, kann hierwider keine Induktion genommen werden. Feuillee hatte blos Zeichen zu erfinden; denn alle Schritte und alle Bewegungen, wenigstens diejenigen, die er hat notiren können, sind beym Tanz sehr leicht zu fassen. Das sind hingegen bey unsrer Deklamation die meisten Töne nicht; sie sind eben so beschaffen, wie gewisse Ausdrücke im Ballet, die die Choreographie gar nicht schreiben lehrt.

*) Man sehe in der Generation harmonique das 24ste Kapitel, Art. 1; wenn man sich belehren will, wie künstlich die Stimme zum kleinen Halbton übergeht.

Ich will die Erklärung einiger Stellen der Alten, die der Abbé Du Bos zur Bestätigung seiner Meynung gesammlet hat, in einer Anmerkung mittheilen *).

*) Er führt Stellen an, in welchen die Alten von ihrer gewöhnlichen Aussprache sagen, sie sey simpel gewesen und habe einen anhaltenden Ton gehabt. Allein er hätte bemerken müssen, daß sie in dergleichen Stellen dieses nur in Vergleichung mit ihrer Musik von ihrer Aussprache sagten. Sie war folglich nicht schlechterdings simpel. Sie haben in der That, wenn sie sie für sich selbst betrachtet haben, prosodische Accente, die die unsrige gar nicht hat, angezeigt. Ein Gascognier, der keine einfachere Aussprache, als die seinige ist, kennte, würde in einer solchen nur einen einzigen anhaltenden Ton wahrnehmen, wenn er sie mit den Gesängen der Musik vergleichen sollte. Die Alten waren in demselbigen Fall

Cicero läßt den Crassus sagen, er glaube, wenn er die Lälia höre, die Hersagung ganzer Stücke aus dem Plautus und Nävius zu vernehmen; weil ihre Sprache so einformig ist, ohne daß sie die Accente fremder Sprachen nachzumachen trachtet. Nun aber, sagt Du Bos, sang doch Lälia nicht in ihrer gewöhnlichen Sprache. Das ist wohl wahr; allein zur Zeit des Plautus und des Nävius nahm die Aussprache der Lateiner schon am Gesang Theil; denn die Deklamation der Stücke dieser Dichter wurde schon notirt. Lälia schien also nur deswegen eine einförmige Aussprache zu haben; weil sie sich der neuen Accente nicht bediente, die der Gebrauch zur Mode gemacht hatte.

Die Komödianten, sagt Plinius, entfernen sich in ihrer Aussprache nicht von der Natur, wenigstens nicht so sehr, daß sie sie unkenntlich machen sollten; allein sie erheben die gewöhnliche Art der Aussprache

§. 25. Eben dieselbigen Ursachen, die es bewirken, daß sich die Stimme durch sehr deutliche Intervalle verändert, machen auch, daß sie auch in der Länge der Zeit, die sie zur Artikulation der

durch Annehmlichkeiten, die die Kunst erlaubt. Man urtheile nun, sagt Du Bos, ob das Singen heißt? Ja freilich; vorausgesezt nämlich, daß die Aussprache, die Quintilian natürlich nennt, so sehr mit Accenten überladen war, daß sie sich dem Gesang hinlänglich genug nähert, nun notirt werden zu können, ohne daß sie eben sehr dadurch verändert wurde. Das war aber der Fall in dem Zeitalter, in welchem dieser Rhetor schrieb. Denn die Accente der lateinischen Sprache hatten sich damals sehr vermehrt.

Folgendes Faktum scheint die Meinung des Abbe' Du Bos noch mehr zu begünstigen. In Athen wurden die Gesezе deklamirt, und derjenige, der sie bekannt machte, wurde von einem musikalischen Instrument akkompagnirt. Ist es nun wohl wahrscheinlich, daß die Athenienser ihre Gesezе werden haben absingen lassen? Ich antworte: Nie würden sie an die Einführung einer solchen Gewohnheit gedacht haben, wenn ihre Aussprache wie die unsrige beschaffen gewesen wäre; weil der einfachste Gesang von der Aussprache zu sehr abgewichen seyn würde. Allein man versezе sich an ihre Stelle. Ihre Sprache hatte weit mehr Accente als selbst die Sprache der Römer hatte. Eine Deklamation also, deren Absingen nicht sehr überladen war, konnte die Inflexionen der Stimme deutlich ausdrücken, ohne von der gewöhnlichen Aussprache sehr abzuweichen.

Es scheint daher ausgemacht zu seyn, schließt Du Bos, daß das Absingen der dramatischen Stücke auf den Theatern der Alten weder Passagen noch kadancirte Stimmleitungen, noch anhaltende Triller, noch die übrigen Charaktere unsers musikalischen Gesangs hatte.

Töne gebraucht, einen Unterschied macht. Es war also gar nicht natürlich, daß Menschen, deren Prosodie so viel vom Gesang an sich hatte, den Ton einer jeden Sylbe gleich lang sollten angehal-

Entweder irre ich mich sehr, oder dieser Schriftsteller hatte keinen deutlichen Begriff von den Bestandtheilen des Gesangs. Es scheint als wenn er nur nach dem Muster unsrer Opern vom Gesang urtheile. Er erzehlt, Quintilian beklage sich, daß einige Redner die Processe in den Gerichtsstuben so führten, wie man vom Theater die Theaterstücke absage; wie kann man glauben, sezt er hinzu, daß diese Redner so werden gesungen haben, wie man in unsern Opern zu singen pflegt? Ich antworte hierauf, die Folge der Töne, woraus der Gesang besteht, kann unendlich einfacher seyn, als sie in unsern Opern ist, und es ist gar nicht nothwendig, daß sie dieselbigen Passagen, dieselbigen kadancirten Stimmleitungen und dieselbigen anhaltenden Triller haben müsse.

Man findet übrigens in den Alten eine Menge von Stellen, die zum Beweiß dienen, daß ihre Aussprache kein aneinanderhangender Ton war. „So ist, sagt Cicero (de Oratore) die wunderbare Kraft der Stimme beschaffen, die aus drey Tönen, dem hohen, dem tiefen und dem mittlern, die ganze Mannigfaltigkeit, die ganze Lieblichkeit und Harmonie des Gesangs bildet. Denn man muß wissen, die Aussprache schließt eine Art von Gesang, zwar nicht einen musikalischen, oder einen solchen, dessen sich die phrygischen und karischen Redner bey ihren Perorationen bedienen, sondern einen nicht so ausgezeichneten Gesang in sich; ohngefähr wie derjenige beschaffen war, den Demosthenes und Aeschines, gebrauchen wollten, wie sie sich gegenseitig die Inflexionen ihrer Stimmen vorwarfen, und wie Demosthenes, um die Ironie noch weiter zu treiben, einge-

ten haben. Diese Art der Aussprache würde den Charakter der handelnden Sprache nicht genug nachmachen. Beim Ursprung der Sprachen folgten demnach einige Töne äusserst hurtig, andre

stand, sein Gegner habe in einem sanften, klaren und wiederhallenden Ton geredet.“

Quintilian merkt an, man dürfe dieses Tadels wegen, den sich Demosthenes und Aeschines vorwarfen, diese Inflexionen der Stimme nicht verdammen; denn man sieht daraus, daß sie sie beyde gebraucht haben.

„Die großen Akteurs, sagt Du Bos, (Band III. S. 260) würden kein Wort ausgesprochen haben, eh sie, so zu sagen, ihre Stimme methodisch entwickelten, indem sie sie mit nach und nach hervorstiessen, und ihr gleichsam stufenweise den Ausgang verstatteten, damit sie ihre Organen nicht beleidigen mögten, wenn sie sie plözlich und heftig anstrengten. Sie legten sich, während dieser Uebung nieder. Wenn sie ihre Rolle gespielt hatten, sezten sie sich nieder, und machten in dieser Stellung die vorige Lage der Organen ihrer Stimme nach, indem sie den höchsten Ton, den sie im Deklamiren erreicht hatten, und allmählig auch alle übrigen Töne bey sich wiederholten, bis sie zum niedrigsten Ton gelangten, den sie im Deklamiren ausgesprochen.“ Wenn aber die Deklamation nicht ein wahrer Gesang war, in welchem alle Töne vorkommen mußten; wozu hätten denn die Komodianten ihre Stimme in der ganzen Folge der Töne, die sie hervorbringen konnte, täglich zu üben nöthig gehabt?

„Endlich sind die Schriften der Alten, wie Du Bos (Band III. S. 262.) selbst sagt, voll von Faktis, die zum Beweiß dienen, daß ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihre Stimme stärken oder lieblicher machen konnte, bis zum Aberglauben weit getrieben wurde. Aus dem dritten Kapitel des eilften Buchs im Quintilian kann man abnehmen, daß die Alten

aber äuſſerſt langſam auf einander. Dieß iſt d
Urſprung deſſen, was die Grammatiker Quan
tät nennen, d. h. die bemerkbare Verſchiedenh
der langen und der kurzen Sylben. Die Quan
tät und die nach abgemeſſenen Intervallen ein
richtete Pronuntiation haben ſich beide gleich la
erhalten, und ſie ſind ohngefähr in demſelbig
Verhältniß abgeändert worden. Die Proſodie d
Römer näherte ſich gleichfalls dem Geſang, u
ihre Wörter beſtanden aus ſehr ungleichen Sylbe
In der franzöſiſchen Sprache iſt die Quantität n
in ſo fern erhalten worden, in ſo fern ſie d
ſchwachen Inflexionen der Stimme dieſer Natio
nothwendig gemacht hat.

§. 26. So wie die in bemerkbaren Intervalle
ausgeſprochenen Inflexionen den Gebrauch ein
ſingenden Deklamation eingeführt haben: eben
ſezte die fühlbare Ungleichheit der Sylben ein
Verſchiedenheit der Zeit und des Maaſtes zu den
ſelben hinzu. Die Deklamation der Alten hatt
alſo beyde Stücke, die den Geſang charakteriſiren
ich meine die Modulation, und die taktmäſſig
Bewegung.

für alle Arten der Beredſamkeit tiefe Reflexionen
über die Natur der menſchlichen Stimme und beſon
ders über die verſchiedenen Mittel, wodurch ſie ge
ſtärkt oder geübt werden konnte, gemacht hatten
Die Kunſt, die da lehrte, wie man die Stimme
ſtärken und ſchonen könne, wurde ſogar eine eigne
Profeßion.“ — Konnte wohl eine Deklamation,
die eine Wirkung ſo vieler Bemühungen und Re
flexionen war, ſo einfach ſeyn, wie unſre Deklama
tion iſt?

Die leztere iſt die Seele der Muſik. Wir finden auch, daß ſie die Alten als ſchlechterdings nothwendig zu ihrer Deklamation anſahen. Sie hielten auf ihren Theatern einen Mann, der ſie mit dem Fuſstritt anzeigen mußte; und der Komödiant war eben ſo ſehr an den Takt gebunden, wie ihn der Tonkünſtler und der Tänzer heut zu Tage beobachten muß. Es iſt offenbar, daß eine ſolche Deklamation zu ſehr von unſrer Art der Ausſprache abweichen muſt, als daß ſie uns natürlich ſcheinen könne. Statt daß wir von unſern Schauſpielern fordern ſollten, daß er einen gewiſſen Takt befolgen müſſe, gebieten wir ihm, daß er das Versmaas verſtecken muß, oder wir verlangen gar, daß er die Verſen ſo zerreiße, daß es uns vorkomme, er drücke ſich in der Proſa aus. Dieſes alles beſtätiget den Saz, daß ſich die Pronuntiation der Alten in ihren alltäglichen Unterredungen dem Geſang ſo ſehr näherte, daß ihre Deklamation, im eigentlichen Verſtand, Geſang war.

§. 27. Täglich kann man in unſern Schauſpielen die Beobachtung machen, daß die Sänger die Wörter äuſſerſt ſchwer deutlich ausſprechen können. Man wird mich ohne Zweifel fragen, ob die Deklamation der Alten eben dieſe Unbequemlichkeit hatte? Ich antworte hierauf: Nein. Ich finde den Grund davon im Charakter ihrer Proſodie.

Da die franzöſiſche Sprache wenig Quantität hat: ſo ſind wir mit dem Muſiker zufrieden, wenn er nur die kurzen Sylben kurz, und die langen

lang läßt. Wenn er nur dieses Verhältniß beobachtet: so kann er sie übrigens, nach seinem Belieben, verkürzen und verlängern. Er kann z. B., dieselbige Sylbe in einen, zwey und drey Takte bringen. Der Mangel der prosodischen Accente giebt ihm ebenfalls volle Freyheit. Es steht ihm frey, bey demselbigen Ton die Stimme zu erniedrigen und zu erhöhen; nur sein Geschmack ist ihm hierinnen Regel. Aus allem diesem muß natürlicher Weise einige Konfusion in den Wörtern erwachsen, die zum Gesang gebraucht werden.

In Rom mußte sich ein jeder, der die Deklamation dramatischer Stücke komponirte durchaus nach der Prosodie richten. Er durfte eine kurze Sylbe nicht über ein gewisses Zeitmaas, und eine lange wiederum nicht über zwey dergleichen Zeitmaaße hinausdehnen. Das Volk selbst würde ihn sonst ausgepfiffen haben. Der prosodische Accent bestimmte oft, ob er in einen höhern oder in einen tiefern Ton übergehn dürfe. Er lies ihm dabey nicht seine Wahl. Endlich war er eben so sehr verpflichtet den Takt dem Versmaas anzupassen, als er ihn dem Gedanken anpassen mußte, der in dem Vers ausgedruckt war. So kam es, daß die Deklamation, wenn sie gleich gesungen wurde, dadurch das ihrige zur deutlichen Vernehmung der Wörter beytrug, daß sie sich nach einer Prosodie richtete, die weit festere Regeln hatte, als die Französische.

§. 28. Auch darf man sich die Deklamation der Alten nicht nach unsern Recitativen vorstellen. Der Gesang der Deklamation war nicht so mus-

alisch. Was unser Recitatif anlangt: so haben wir dasselbe nur deswegen so sehr mit Musik überladen, weil es uns bey seiner möglichsten Simplizität nie natürlich hätte vorkommen können. Wie wir den Gesang auf unser Theater einführen wollten, und dabey sahen, daß er sich unsrer gewöhnlichen Aussprache nicht genug nähern könne: so entschlossen wir uns, ihn durchaus mit Musik zu verweben, um uns durch seine Annehmlichkeiten darüber schadlos zu halten, was der Gesang, zwar nicht der Natur, sondern einer Gewohnheit nach, die wir für Natur halten, versagte. Die Italiäner haben ein Recitatif, welches ungleich weniger musikalisch ist, als das Französische. Da sie gewohnt sind, ihre Unterredungen weit taktmäßiger einzurichten, als die Franzosen, und da in ihrer Aussprache die Accente eben so fleißig aufgesucht, wie sie in der Französischen vermieden werden: so hat ihnen eine nicht so sehr zusammengesezte Musik natürlich geschienen. Eben deswegen bedienen sie sich derselben in Stücken, die eigentlich deklamirt werden müßten. Das Französische Recitatif würde in Rücksicht auf die Franzosen verlieren, wenn es simpler werden sollte; weil es weniger Annehmlichkeiten haben ohne daß es deswegen in Rücksicht auf uns natürlicher werden würde. Das italiänische Recitatif würde in Absicht auf die Italiäner verlieren, wenn es zusammengesezter würde; denn es würde das an Annehmlichkeit nicht wieder gewinnen, was es an Natur, oder besser an dem, was die Italiäner für natürlich halten, verlieren würde. Hieraus

folgt: Italiäner und Franzosen müssen sich beyde an ihre eigenthümliche Einrichtung halten, und sie handeln in dieser Rücksicht beyde gleich ungerecht, wenn sie einander kritisiren.

§ 29. Ich finde in der Prosodie der Alten noch einen Grund von einem Faktum, welches, wie ich glaube, noch niemand erklärt hat. Es fragt sich nämlich: wie konnten die römischen Redner, die an einem freien öffentlichen Plaz ihre Reden hielten, vom ganzen Volk verstanden werden?

Sehr leicht werden die Töne der Stimme an die Extremitäten eines weitläuftigen Plazes hingebracht. Die ganze Schwierigkeit liegt darinnen, zu verhindern, daß sie nicht mit einander vermengt werden. Allein diese Schwierigkeit muß in eben dem Verhältniß bey einer Sprache unbedeutender werden, in welchem die Sylben eines jeden Worts, wegen des Charakters der Prosodie dieser Sprache, auf eine deutlichere Weise bey der Aussprache unterschieden werden müssen. Im Lateinischen wurden die Sylben durch die Qualität des Schalls, durch den Accent, um welches Willen man auch unabhängig von der Bedeutung der Wörter die Stimme erhöhen oder nachlassen mußte, und endlich durch die Quantität schon sehr von einander unterschieden. Die Franzosen haben keine solche Accente; ihre Sprache hat fast gar keine Quantität, und viele von ihren Sylben sind ganz stumm. Ein Römer würde demnach seine Gedanken, auf einem Plaz, sehr deutlich vortragen können, auf welchem ein Franzos entweder nur sehr schwer oder gar nicht deutlich zu reden im Stand seyn würde.

Viertes Kapitel.

Von den Fortschritten, die die Kunst des Gestus bey den Alten gethan.

§. 30. Es ist allgemein bekannt, daß die Kunst des Gestus, bey den Alten und besonders bey den Römern, große Schritte gethan. Der Abbé Du Bos hat die merkwürdigsten Nachrichten, die uns die Alten hiervon hinterlassen haben, gesammlet. Allein kein Schriftsteller hat die Ursachen vom glücklichen Fortkommen dieser Kunst aufgesucht. Daher kömmt es, daß uns die Schauspiele der Alten wie Wunder vorkommen, die man nicht begreifen kann, und daß man bisweilen Mühe hat, die Idee des Lächerlichen zu entfernen, die wir so gern allem, was unsern Sitten zuwider läuft, beygesellen. Du Bos, der die Vertheidigung derselben über sich nahm, macht seine Leser auf die ungeheuren Kosten, die Griechen und Römer auf die Vorstellung ihrer dramatischen Stücke verwendeten, und auf ihre Fortschritte aufmerksam, die sie in der Poesie, Beredsamkeit, Malerei, Bildhauerei und in der Baukunst gethan haben. Hieraus schließt er, man müsse auch in Ansehung solcher Künste ein günstiges Vorurtheil von ihnen haben, wovon kein Monument übrig geblieben. Ihm zu Folge müssen wir den Vorstellungen ihrer dramatischen Stücke dieselbigen Lobsprüche ertheilen, die wir ihren Gebäuden und ihren Schriften geben. Ich halte dafür, man müsse, um an diesen Vorstellungsarten Geschmack finden zu können, vor-

her durch gewisse Gebräuche vorbereitet seyn, die von unsern Sitten sehr abweichen. In Rücksicht auf diese Gebräuche verdienen die Schauspiele der Alten unsern ganzen Beyfall, und sie könnten vielleicht vor den unsrigen beträchtliche Vorzüge haben. Dies ist der Gegenstand meiner Untersuchungen in diesem und im nächsten Kapitel.

§. 31. Wenn es, wie ich schon bemerkt habe, natürlich ist, daß die Stimme ihre Inflexionen in eben dem Verhältniß abändert, in welchem die Gestus abwechseln: so ist es den Menschen, die eine Sprache reden, deren Pronuntiation sich dem Gesang nähert, eben so natürlich, daß sie einen verschiedenen Gestus haben. Diese beyden Stücke müssen mit gleichen Schritten fortgehn. Wenn wir also in der Prosodie der Griechen und der Römer einige Reste vom Charakter der handelnden Sprache wahrnehmen; so müssen wir um so viel mehr in den Bewegungen des Körpers, womit sie ihre Reden vergesellschafteten, dergleichen Spuren antreffen. Hieraus sehn wir, daß ihre Gestus ausgezeichnet genug waren, um verstanden zu werden. Und so können wir nun auch ohne Mühe begreifen, wie sie dem Gestus Regeln vorschrieben, und wie sie das Geheimniß, ihn in Noten zu sezen, erfanden. Dieser Theil der Deklamation ist heut zu Tage eben so simpel geworden, wie die übrigen. Wir schätzen einen Schauspieler nur in so fern hoch, in so fern er durch schwache Veränderungen seiner Gestus die Kunst besizt, alle Situationen der Seele auszudrücken; und wir sagen, er agire gezwungen, wenn er sich

nur etwas zu sehr von unserer gewöhnlichen Gestikulation entfernt. Wir also können nicht mehr gewisse Prinzipien für die regelmäßige Einrichtung der Attituden und aller Bewegungen des Körpers haben, die bey der Deklamation vorkommen; und die Bemerkungen, die man noch in dieser Rücksicht machen kann, gehn nur auf besondere Fälle.

§. 32. Nachdem einmal die Gestus in eine Kunst gebracht und notirt wurden: so war es leicht, sie dem Takt und dem Maas der Deklamation unterwürfig zu machen. Das thaten die Griechen und die Römer. Die leztern giengen noch weiter. Sie theilten den Gesang und die Gestus unter zween Schauspieler auf. So sonderbar diese Gewohnheit scheinen mögte: so sehn wir daraus doch ein, wie ein Schauspieler mittelst einer abgemessenen Bewegung seine Attituden gehörig abändern, und sie der Rede des Deklamirenden anpassen konnte; und warum man durch einen unabgemessenen Gestus eben so sehr beleidigt werden konnte, wie uns heut zu Tage ein Tänzer beleidigt, wenn er nicht taktmäßig tanzt.

§. 33. Die Art, wie die Gewohnheit, den Gesang und die Gestus unter zwey Akteurs zu theilen eingeführt wurde, ist ein Beweis von der Liebe der Römer für eine Gestikulation, die bey uns übertrieben seyn würde. Man erzehlt, der Dichter Livius Andronikus, der seine Rolle in einem von seinen Stücken spielte, und gewisse Stellen, die dem Volk sehr wohl gefallen hatten, mehrmals wiederholen mußte, habe für gut befunden, einen Sklaven die Verse hersagen zu lassen, während

dem er selbst die Gestus dazu machte. Er brachte um so viel mehr Lebhaftigkeit in seine Aktion, da seine Kräfte dabey nicht getheilt waren, und da seine Art des Schauspiels gefiel; so erhielt diese Gewohnheit in den Monologen die Oberhand. Dieses waren dialogirte Scenen, wo derselbige Schauspieler die Gestus machte und zu gleicher Zeit auch das Stück rezitirte. Würden wohl solche Bewegungen, die die ganze Kraft eines Menschen erforderten, auf unsern Theatern Beyfall erhalten haben?

§. 34. Die Gewohnheit, die Deklamation zu vertheilen, führte natürlicher Weise zur Erfindung der Pantomime; es war nur noch ein einziger Schritt übrig. Der Akteur nämlich, der die Gestus machte, durfte in dieselben nur so viel Ausdruck hineinbringen, daß die Rolle des Singenden überflüßig zu seyn schien. Das geschah auch. Die ältesten Schriftsteller, die von den Pantomimen reden, sagen uns, die ersten Pantomimisten haben es mit den Monologen versucht, die, wie ich eben gesagt habe, solche Scenen waren, in welchen die Deklamation vertheilet war. Unter August kamen sie auf, und sie waren bald im Stand, ganze Stücke auf diese Art aufzuführen. Ihre Kunst verhielt sich zu unsrer Gestikulation, wie sich der Gesang der Stücke, die aufgeführt wurden, zu unsrer Deklamation verhielt. Auf solche Weise wurde, auf einem langen Umweg, eine Sprache, als eine neue Erfindung ausgedacht, die doch die erste Sprache, die die Menschen geredet haben, oder die von derselben nur darinnen unterschieden

war, daß eine gröſsere Anzahl von Gedanken in derſelben ausgedrückt werden konnten.

§. 35. Die Pantomime würde unter Völkern, die ſo beſchaffen ſind, wie wir, nie haben entſtehn können. Von der wenig bemerkbaren Aktion, womit wir unſre Reden begleiten, iſt bis zu den lebendigen, abwechſelnden und ausgezeichneten Bewegungen dieſer Schauſpieler ein zu weiter Abſtand. Bey den Römern machten dieſe Bewegungen einen Theil der Sprache, und vorzüglich derjenigen Sprache aus, die auf den Theatern gewöhnlich war. Man hatte drey verſchiedene Sammlungen von Geſtus gemacht. Die eine gehörte für die Tragödie; die zwote fürs Luſtſpiel, und die dritte für gewiſſe dramatiſche Stücke, die man Satyren nannte. Hieraus haben Pylades und Bathill, die erſten Pantomimiſten, die Rom gehabt hat, die Geſtus ihrer Kunſt geſchöpft. Wenn ſie neue Geſtus erfanden: ſo bildeten ſie ſie wahrſcheinlich nach der Analogie derer, die ſchon jedermann kannte.

§. 36. Die Entſtehung der Pantomime, worauf die Schauſpieler verfielen, nachdem ſie ſchon groſse Fortſchritte in ihrer Kunſt gethan hatten; die in Sammlungen zuſammengefaßten Geſtus, die zum Trauer, zum Luſtſpiel und zu den Satyren beſtimmt waren; und die Aehnlichkeit, die eine ſehr ausgezeichnete Geſtikulation mit Inflexionen der Stimme hat, die ſich auf eine ſehr bemerkbare Art abändern; dieſes alles beſtätiget dasjenige von neuem, was ich von der Deklamation der Alten geſagt habe. Nimmt man nun noch hinzu, daß

die Bewegungen der Gesichtsmuskeln der Pantomimisten nicht zu Hülfe kommen konnten, indem sie, wie die übrigen Schauspieler maskirt waren: so läßt sich beurtheilen, wie lebhaft ihre Gestus, und wie singend folglich die Deklamation der Stücke, von welcher sie die Gestus entlehnten, seyn mußte.

§. 37. Aus der Geschichte des Cicero und des Roscius lernen wir, wie stark der Ausdruck der Gestus schon vor der Einführung der Pantomime war. Jener sagte eine Periode, die er eben niedergeschrieben hatte, her, und dieser drückte den Sinn derselben, durch ein stummes Spiel aus. Wenn Cicero die Wörter oder die Wendung wieder veränderte: so daß der Sinn dadurch nicht verloren gieng: so drückte dies Roscius gleichfalls durch neue Gestus aus. Nun frag' ich: ob wohl dergleichen Gestus mit einer so simplen Deklamation, wie die unsrige ist, je hätten verbunden werden können?

§. 38. Die Pantomime gefiel den Römern gleich bey ihrer Entstehung; sie gieng von der Hauptstadt in die entlegensten Provinzen aus, und sie erhielt sich so lang, wie das römische Reich. Man weinte bey den Pantomimen, wie bey andern Schauspielen. Sie gefielen sogar besser, als die leztern; weil die Einbildungskraft durch eine Sprache, die ganz Handlung ist, weit lebhafter gerührt wird. Die Liebe für diese Art von Schauspiel wurde am Ende so groß, daß sich der Senat genöthigt sah, den Senatoren, in einem eignen Gesez, die Besuchung der Schulen der Pantomi-

niſten, und den römiſchen Rittern die Begleitung derſelben auf den Straßen zu verbieten.

Sehr richtig iſt es, was der Abbe' du Bos ſagt: „Bey den nördlichen Nationen Europens würden die Pantomimen weit ſchwerer fortgekommen ſeyn: weil ihre natürliche Aktion nicht ſo bered̃t, noch bemerkbar genug iſt, daß ſie leicht verſtanden werden könnte, wenn man ſie blos ſieht, ohne die Rede hören zu können, deren natürliche Begleitung ſie iſt. — In Italien hingegen kommen bey den Unterredungen von allerley Art mehr Geſtus vor; es wird daſelbſt mehr zu den Augen geredet, (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf,) als in unſern Gegenden. Ein Römer, der die Gravität ſeines ſtudirten Betragens fahren, und ſeine natürliche Lebhaftigkeit wirken laſſen will, iſt fruchtbar am Geſtus, und reich an körperlichen Demonſtrationen, die faſt eben ſo viel, als ganze Phraſes bedeuten. Durch ſeine Aktion macht er vieles verſtändlich, was man bey der unſrigen nicht errathen könnte: und ſeine Geſtus ſind auch ſo merklich, daß man ſie leicht wiedererkennt, wenn man ſie wiederſieht. Ein Römer, der von einer wichtigen Sache mit ſeinem Freund insgeheim reden will, begnügt ſich nicht, zu verhüten, daß er nicht gehört werde; ſondern er gebraucht auch die Vorſicht, zu verhüten, daß ihn niemand ſehn möge; weil er mit Grund befürchtet, ſeine Geſtus und die Bewegungen ſeiner Geſichtsmuskeln möchten ſeine Heimlichkeiten andern verrathen.“

„Die Beobachtung läßt ſich leicht machen, daß dieſelbige Lebhaftigkeit des Geiſtes, daſſelbige

Feuer der Einbildungskraft, welches durch eine natürliche Bewegung, lebhafte, abwechselnde, ausdruksvolle und charakteristische Gestus erzeugt, auch die Fassung ihrer Bedeutung erleichtert; wenn nämlich vom Verstehn der Bedeutung fremder Gestus die Rede ist. Eine Sprache, die man selbst spricht, versteht man leicht. — — Nimmt man hiezu noch die gewöhnliche Bemerkung, daß das Naturel gewisser Nationen empfindlicher ist, als die Gemüthsart andrer Völker: so wird man leicht begreifen, wie Schauspieler, die kein Wort redeten, die Griechen und die Römer sehr heftig rühren konnten, deren natürliche Aktion sie nachahmten." *).

§. 39. Die einzelnen Untersuchungen dieses und des vorigen Kapitels zeigen, daß die Deklamation der Alten in zweyen Stücken von der unsrigen verschieden war. Einmal, durch das Singen, wodurch eben bewirkt wurde, daß die entferntesten Zuhörer den Schauspieler verstehn konnten; Zweytens, durch die Gestus, die dadurch, daß sie abwechselnd und so lebhaft waren, aus der weitesten Ferne unterschieden werden konnten. Das machte eben, daß man so sehr große Schaubühnen bauen konnte, damit das Volk nahe beym Schauspiel seyn möchte. Das Gesicht der Schauspieler konnte in der Entfernung, in welcher sich der größte Theil der Zuschauer befand, nicht deutlich unterschieden werden, und aus diesem Grund wurde die Scene nicht so hell erleuchtet, wie heut zu Tage geschieht. Man führte sogar

*) Reflexions Critiques. *Tom. III. Sect. XVI. p.* 234.

den Gebrauch der Masken ein, und zwar ursprünglich vielleicht deswegen, damit man einige Fehler oder einige Gesichtsgeberden verheelen möge; in der Folge hingegen bediente man sich derselben, um die Stärke der Stimme zu vermehren, und um einer jeden Person die Physiognomie zu geben die ihr Charakter zu erfordern schien. Die Masken leisteten auf solche Weise große Vortheile. Die einzige Unbequemlichkeit dabey war, daß sie den Ausdruck der Minen verhinderten. Allein es litte nur ein sehr kleiner Theil der Zuschauer darunter, und man sollte eigentlich darauf nicht Acht geben.

Heut zu Tage ist die Aktion weit simpler geworden, und der Schauspieler kann sich auf eine solche Weite nicht verständlich machen. Die Gestus sind übrigens auch nicht mehr so verschieden und so charakteristisch. Ein guter Schauspieler bemühet sich heut zu Tage die Empfindungen seiner Seele, mittelst des Gesichts und seiner Augen auszudrücken. Man muß ihn folglich in der Nähe und unmaskirt sehn. Unsre Schauspielsäle sind auch ungleich kleiner und dabey ungleich besser erleuchtet, als die Theater der Alten. Auf solche Weise hat die Prosodie dadurch, daß sie einen neuen Charakter annahm, sogar in solchen Dingen Veränderungen verursacht, die beym ersten Anblick gar keine Beziehung zu derselben zu haben scheinen.

§. 40. Aus der Verschiedenheit unter unsrer Art zu deklamiren und unter der Deklamation der Alten läßt sich schließen, daß es heut zu Tage ungleich schwerer seyn muß, in dieser Kunst groß zu

werden, als es in jenen Zeiten war. Je weniger Abweichungen der Stimme und der Gestus wir zugeben, desto mehr Feinheit erfordern wir beym Schauspiel. Man hat mir versichert, gute Schauspieler seyen in Italien häufiger, als in Frankreich. Das kann seyn; es muß aber nothwendig nur Beziehungsweise auf den Geschmack beyder Nationen verstanden werden. Baron würde dem Römer kalt; Roscius hingegen würde dem Franzosen verrückt geschienen haben.

§. 41. Die Liebe zur Deklamation war die Lieblingsneigung der Römer. Die meisten von ihnen, sagt du Bos (Band III. Absch. 15.) waren Deklamatoren geworden. Der Grund davon ist einleuchtend, besonders wenn man in den Zeiten der Republik um denselben fragt. Damals war das Talent der Beredsamkeit für einen Bürger das köstlichste Geschenk, weil es das Mittel zu hohen Ehrenstellen war. Man mußte daher nothwendig auch die Deklamation, als einen so wesentlichen Theil der Beredsamkeit kultiviren. Diese Kunst war einer von den Hauptgegenständen der Erziehung, und man konnte sie die Kinder um so viel leichter lehren, da sie, wie heut zu Tage der Tanz und die Musik, ihre festen Regeln hatte. Dies ist ein Hauptgrund von der Liebe der Alten zu den Schauspielen.

Der gute Geschmack in der Deklamation verbreitete sich sogar bis zum Volk, welches der Aufführung der Theaterstücke beywohnte. Sehr leicht gewöhnte es sich an eine Art zu recitiren, die von der ihm natürlichen Aussprache nur darinnen verschie-

den war, daß ſie nach gewiſſen Regeln, wodurch ihr Nachdruck verſtärkt wurde, geſchah. Auf ſolche Weiſe wurde in ſeine Sprache eine Delikateſſe gebracht, wovon wir heut zu Tage nur bey Perſonen des höhern Standes einige Beyſpiele finden.

§. 42. Die Deklamation iſt durch eine Reihe von Veränderungen, die mit der Proſodie vorgegangen ſind, ſo ſimpel geworden, daß man ihr nicht mehr gewiſſe Regeln vorſchreiben kann. Sie iſt faſt blos das Geſchäfte des Inſtinkts oder des Geſchmacks. Sie kann bey uns nicht mehr ein Stück der Erziehung ausmachen, und ſie wird in einem ſo hohen Grad vernachläßigt, daß wir Redner haben, die nicht einmal zu glauben ſcheinen, daß ſie ein weſentlicher Theil ihrer Kunſt ſey. Ein Umſtand, der den Alten eben ſo unbegreiflich würde geweſen ſeyn, als uns nur irgend etwas, was ſie gethan haben, ſonderbar vorkommen kann. Da wir die Deklamation nicht frühe kultivirt haben: ſo drängen wir uns auch nicht mit einem ähnlichen Eifer zu den Schauſpielen, und die Beredſamkeit hat weniger Gewalt über uns. Die Reden, die ſie uns hinterlaſſen haben, haben nur einen Theil ihres Nachdrucks aufbehalten. Wir kennen weder den Ton, noch die Geſtus, mit denen ſie vergeſellſchaftet waren, und die ſo mächtig auf die Seele der Zuhörer wirken mußten *). Daher

*) Cicero (*de Oratore*) ſagt: „Hat man nicht oft geſehn, daß mittelmäßige Redner die Ehre und den Preiß der Beredſamkeit, blos wegen der Würde ihrer Aktion davon trugen; während daß ſonſt ſehr einſichtsvolle Redner für mittelmäßig gehalten wur-

fühlen wir auch die Kraft der Donnerkeile des Demosthenes und die Harmonie der Perioden des Cicero nur ganz dunkel.

Fünftes Kapitel.

Von der Musik.

Ich habe bisher voraussezen müssen, daß die Alten die Musik gekannt haben. Es wird nöthig seyn, daß ich hier eine Geschichte derselben wenigstens in so fern mittheile, in so fern diese Kunst einen Theil der Sprache ausmacht.

§. 43. Da die Prosodie, beym Ursprung der Sprache, sehr abwechselte: so waren ihr alle Inflexionen der Stimme natürlich. Der Zufall mußte nothwendig bisweilen einige Passagen ver-

den, weil ihnen die Grazie der Aussprache mangelte? Demosthenes hatte also Recht, daß er der Aktion den ersten, zweyten und dritten Rang gab. Denn, wenn Beredsamkeit ohne dieses Talent nichts ist, und wenn die Aktion ohne Beredsamkeit so viel Kraft und Wirksamkeit hat: muß man denn nicht zugeben, daß sie beym öffentlichen Vortrag äußerst wichtig seyn muß?« Die Art der Alten zu deklamiren mußte nothwendig mehr Nachdruck haben, als die unsrige; weil Demosthenes und Cicero, die in den andern Theilen groß waren, selbst urtheilten, ohne Aktion sey Beredsamkeit nichts. Unsre heutigen Redner würden diesem Urtheil nicht beytreten. Der Abbe' Collin sagt: die Meynung des Demosthenes sey übertrieben. Wäre das wahr, warum hat sie denn Cicero, ohne eine Einschränkung zu derselben zuzufügen, unterschrieben?

enlassen, die dem Ohr gefielen. Man bemerkte sich diese, und man gab sich Mühe, sie zu wiederholen. So war die erste Idee beschaffen, die man von der Harmonie hatte.

§. 44. Die diatonische Ordnung, d. h. die Ordnung, nach welcher die Töne in ganzen und in halben Tönen auf einander folgen, scheint uns heut zu Tage so natürlich, daß man glauben sollte, sie sey die erste Ordnung der Töne gewesen, die man gekannt habe. Wenn wir aber Töne finden, deren Beziehungen weit fühlbarer sind: so werden wir daraus mit Grund schließen können, daß diese Folge der Töne vor jener möchte bemerkt worden seyn.

Da es bewiesen ist, daß die Progreßion durch die Terzie, die Quinte und Oktave unmittelbar aus dem Prinzipium folgt, aus welchem die Harmonie entspringt, d. h. aus der Ressonanz tönender Körper; und da sich die diatonische Ordnung aus dieser Progreßion erzeugt: so folgt, daß die Beziehungen der Töne bey der harmonischen Ordnung fühlbarer seyn muß, als bey der diatonischen. Die leztere kann, da sie sich vom Prinzipium der Harmonie entfernt, die Beziehungen unter den Tönen nicht anders erhalten, als in so fern sie durch die Folge, wodurch sie erzeugt wird, hineingebracht wird. So ist zum Beyspiel *re* in der diatonischen Ordnung nur deswegen an *ut* geknüpft, weil *ut re*, durch die Progreßion *ut sol* erzeugt werden. Die Verbindung dieser beyden leztern aber hat ihr Prinzipium in der Harmonie der

tönenden Körper, wovon sie Theile sind. Das Ohr bestätigt dieses Räsonnement. Denn es empfindet die Beziehung der Töne *ut*, *mi*, *sol*, *ut*, leichter, als das Verhältniß der Töne *ut*, *re*, *mi*, *fa*. Folglich sind es die harmonischen Intervallen, die man zuerst bemerkt hat.

Auch hier giebt es Fortschritte, worauf man merken muß. Denn da die harmonischen Töne Intervallen machen, die leichter oder schwerer anzustimmen sind: und da sie mehr oder weniger bemerkbare Beziehungen haben: so läßt sich natürlicher Weise nicht erwarten, daß die einen wie die andern sogleich sollten gefaßt und wahrgenommen worden seyn. Wahrscheinlich ist es also, daß man diese Progreßion *ut*, *mi*, *sol*, *ut* nur erst nach vielen Erfahrungen erfand. Wie man aber dieß einmal gefunden hatte: so machte man nach demselbigen Modell auch andre, z. B. *sol*, *si*, *re*, *sol*. Was die diatonische Ordnung betrift: so wurde diese nur mit nach und nach, und nach vielem Herumsuchen entdeckt. Denn man hat ihre Entstehungsart erst in unsern Zeiten gezeigt *).

§. 45. Die ersten Fortschritte dieser Kunst waren demnach die Frucht einer langen Erfahrung. Man hat die Grundsäze derselben vervielfältiget, weil man die wahren Prinzipien nicht kannte. Herr Rameau war der erste, der den Ursprung aller Harmonie in der Resonanz tönender Körper fand, und der die Theorie dieser Kunst auf ein einziges Prinzipium zurückführte. Die Griechen,

*) La Generation harmonique de *Mr. Rameau*.

deren Musik man so sehr erhebt, kannten die Komposition in manchen Theilen eben so wenig, wie die Römer. Wahrscheinlich ist es indessen, daß sie frühe einige Akkorde benuzten; sie mögen nun durch den Zufall beym Zusammentreffen zweer Stimmen, auf die Bemerkung derselben geleitet worden seyn, oder sie mögen durch eine gleichzeitige Berührung zweer Chorden eines Instruments die Harmonie derselben empfunden haben.

§. 46. Da die Fortschritte der Musik so langsam geschahen: so stand es lang an, ehe man an die Absonderung derselben von den Wörtern gedachte. Sie würde den Leuten damals durch ein solches Scheiden, ganz vom Ausdruck entblößt vorgekommen seyn. Außerdem war es natürlich, daß man die Musik als eine Kunst betrachtete, wodurch die Rede mehr Annehmlichkeit und Nachdruck erhalten könne; da sich ja die Prosodie durch alle Töne, die die Stimme bilden kann, geoffenbaret, und da sie allein zur Bemerkung ihrer Harmonie Gelegenheit gegeben hatte. So entstand das Vorurtheil der Alten, daß die Musik von den Wörtern nicht abgesondert werden solle. Die Musik war in Ansehung derer, bey denen sie entstand, ohngefähr das, was die Deklamation in Rücksicht auf uns ist. Sie lehrte, wie man die Stimme regelmäßig leiten solle, da dieses vorher vom Zufall abhieng. Die Absonderung des Gesangs von den Wörtern schien ihnen daher eben so lächerlich, wie es uns heut zu Tage lächerlich vorkommen würde, wenn man von un-

sern Versen die Töne unsrer Deklamation absondern wollte.

§. 47. Die Musik vervollkommnete sich indessen. Sie kam allmälig so weit, daß sie den Nachdruck der Wörter erreichte, und in der Folge versuchte sie gar, ihn zu übertreffen. Nun erst konnte man wahrnehmen, daß sie an und für sich schon vieles Nachdrucks fähig sey; und nun konnte ihnen auch die Absonderung derselben von den Wörtern nicht mehr lächerlich vorkommen. Der Ausdruck, den die Töne in der am Gesang theilnehmenden Prosodie; ferner der Ausdruck, den sie bey der Deklamation, die gleichfalls gesungen wurde, hatte, bereiteten die Menschen zu dem Ausdruck vor, den sie haben mußten, wenn man sie nur einzeln hören würde. Zwey Gründe geben denen, die mit einigem Talent in dieser neuen Art von Musik einen Versuch machten, die Versicherung von einem glücklichen Erfolg. Der eine war dieser, daß sie ohne Zweifel solche Passagen auswehlten, an die man schon durch den Gebrauch der Deklamation einen gewissen Ausdruck zu knüpfen gewohnt war, oder wobey man sich doch wenigstens etwas ähnliches denken konnte. Der zweyte war das Staunen, in welches diese Musik, bey ihrer Neuheit, den Zuhörer versezen mußte. Je mehr man darüber erstaunte, desto mehr mußte man dem Eindruck nachgeben, den sie verursachen konnte. Man bemerkte auch, daß diejenigen, die schwer gerührt werden konnten, doch allmählig, wegen der Kraft der Töne, von der Freude zur Traurigkeit oder gar zur Wuth übergiengen.

Wie das die andern, die gar nicht würden gerührt worden seyn, sahen: so wurden sie es auch. Der Effekt dieser Musik wurde der Gegenstand der gesellschaftlichen Unterredungen, und die Imagination wurde schon bey der bloßen Erzehlung davon erhizt. Jeder wollte aus eigner Erfahrung davon urtheilen; und da es die Menschen gemeiniglich gerne sehn, daß sich außerordentliche Dinge bestätigen: so kamen sie mit den günstigsten Dispositionen zur Anhörung dieser Musik; die folglich dieselbigen Wunder mehrmals verrichtete.

§. 48. Unsre heutige Prosodie und Deklamation taugen zur Vorbereitung der Wirkungen, die die Musik hervorbringen müßte, wenig. Der Gesang ist uns nicht eine so geläufige Sprache, wie er es bey den Alten war, und die von den Wörtern gesonderte Musik hat nicht mehr den Anstrich der Neuheit, der schon allein über die Imagination viel vermag. Auch behalten wir in dem Augenblick, da die Musik aufgeführt wird, alles mögliche kalte Blut; wir kommen dem Tonkünstler gar nicht zu Hülfe, um uns aus dieser Kälte herauszusezen, und die Empfindungen, die wir dabey haben, entstehn einzig und allein aus der Wirkung der Töne auf das Gehör. Nun aber sind die Empfindungen der Seele gewöhnlich so schwach, wenn die Imagination nicht selbst auf die Sinne zurückwirkt, daß man sich gar nicht wundern dürfte, wenn unsre Musik nicht eben so wunderbare Effekte erzeugt, als die Musik der Alten hervorzubringen pflegte. Man müßte, um von ihrer Kraft urtheilen zu können, gewisse mu-

ſikaliſche Stücke vor Leuten aufführen, die wenig Imagination haben, denen die Muſik neu wäre, und deren Deklamation, die nach einer am Geſang theilnehmenden Proſodie gebildet ſeyn müßte, ſelbſt ſingend wäre. Unbrauchbar aber würde dieſe Erfahrung ſeyn, wenn wir zur Bewunderung der Dinge, die uns nahe liegen, eben ſo geneigt wären, als zur Bewunderung ſolcher, die von uns abliegen.

§. 49. Der Geſang der Wörter iſt heut zu Tage von unſrer gewöhnlichen Ausſprache, und von unſrer Deklamation ſo verſchieden, daß ſich die Einbildungskraft nur mit der äußerſten Mühe der Täuſchung unſrer in Muſik geſezten Trauerſpiele überläßt. Auf der andern Seite waren die Griechen auch weit empfindlicher, als wir; weil ſie eine weit lebhaftere Einbildungskraft hatten. Die Muſiker endlich gebrauchten den günſtigſten Augenblick, um ſie zu rühren. Alexander z. B. ſaß an der Tafel, und er war, wie Herr Burette bemerkt *), wahrſcheinlich ſchon durch den Geiſt des Weins erhizt, wie ihn eine Muſik, die einem Wuth einflößen konnte, zum Ergreifen der Waffen beſtimmte. Ich zweifele gar nicht, daß es bey uns nicht auch Soldaten geben ſollte, bey denen der Schall der Trommeln und der Trompeten eben die Wirkung hervorbringen möchte. Wir dürfen daher nicht aus den der Muſik der Alten zugeſchriebenen Wirkungen von derſelben urtheilen; ſondern aus den Inſtrumenten, die ſie

*) *Hiſtoire de l'Academie des Belles lettres.* Tom. V.

dabey gebrauchten; und da wird ſich ergeben, daß ſie unter der unſrigen ſteht.

§. 50. Ich muß hier die Bemerkung einſtreuen, daß die von den Wörtern abgeſonderte Muſik bey den Griechen, durch ähnliche Fortſchritte vorbereitet wurde, denen die Römer die Kunſt der Pantomime zu verdanken haben; und daß dieſe beyden Künſte bey ihrer Entſtehung, bey beyden Völkern daſſelbige Staunen, und dieſelbigen wunderbaren Wirkungen hervorgebracht haben. Dieſe Gleichförmigkeit ſcheint mir ſonderbar, und zur Beſtätigung meiner Muthmaßung dienlich zu ſeyn.

§. 51. Ich habe eben, zu Folge aller Nachrichten, die uns hierüber geliefert worden ſind, geſagt, daß die Griechen eine lebhaftere Einbildungskraft gehabt, als wir. Ich zweifele aber, daß man den wahren Grund von dieſer Verſchiedenheit gekannt. Mir kömmt es wenigſtens vor, daß man ihn mit Unrecht einzig und allein im Klima ſucht. Wenn man vorausſezt, daß Griechenlands Klima beſtändig ſo geblieben iſt, wie es war: ſo mußte die Einbildungskraft der Einwohner mit nach und nach ſchwächer werden. Ich will zeigen, daß dieſes eine natürliche Wirkung der Veränderungen iſt, die die Sprache leidet.

Ich habe oben (Abſchnitt IV. Kap. 2. §. 21.) angemerkt, daß die Einbildungskraft bey Menſchen, die noch keinen Gebrauch willkührlicher Zeichen kennen, weit lebhafter wirkt. Da nun die handelnde Sprache unmittelbar das Werk einer ſolchen Einbildungskraft iſt: ſo muß ſie nothwen-

dig feuriger seyn. In der That thut bey denen, denen sie geläufig ist, ein Gestus oft eben so viel, als eine lange Phrase. Aus eben dem Grund müssen nun die nach dem Modell dieser Sprache gebildeten Wortsprachen lebendiger seyn, und die andern müssen in eben dem Maas von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, in welchem sie sich von diesem Modell entfernen. Sie behalten den Charakter derselben weniger bey. Nun erhellet aus dem, was ich über die Prosodie gesagt habe, daß die griechische Sprache in diesem Stück weit mehr, als irgend eine andre, die Einflüsse der handelnden Sprache genoß, und dasjenige, was ich in der Folge von den Inversionen sagen werde, soll ein Beweis seyn, daß dieses nicht die einzigen Effekte dieses Einflusses waren. Zur Uebung der Aufmerksamkeit war demnach diese Sprache sehr geschickt. Die Französische hingegen ist in ihrer Konstruktion und Prosodie so einfach, daß sie fast blos die Uebung des Gedächtnisses erfordert. Wenn wir von Dingen reden: so begnügen wir uns ihre Zeichen zurück zu rufen; und selten wecken wir ihre Ideen auf. Da auf solche Weise die Einbildungskraft seltener angestrengt wird: so ist es natürlich, daß sie sich schwerer in Bewegung sezen läßt. Wir müssen folglich eine weniger lebhafte Einbildungskraft haben, als die Griechische war.

§. 52. Der Hang zum Gewöhnlichen war in allen Zeitaltern ein Hinderniß für das weitere Fortkommen der Künste. Das hat die Musik vorzüglich erfahren müssen. Sechshundert Jahre vor Christi

Geburt wurde Timotheus durch ein Dekret der Ephoren aus Sparta verbannt; weil er aus Verachtung der alten Musik, zur Leyer noch drey Chorden hinzugefügt hatte, d. h. weil er die Leyer zum Ausdruck mannigfaltigerer und weitläuftigerer Gesänge tauglich machen wollte. So groß waren die Vorurtheile seiner Zeit. Wir haben ihrer auch, und man wird ihrer auch nach uns noch haben; ohne daß man es sich wird beyfallen lassen, daß sie einmal für lächerlich erklärt werden dürften. Lulli, den wir heut zu Tage für so simpel und natürlich halten, schien in seinem Zeitalter übertrieben. Man sagte, er verderbe durch seine Balletts den Tanz, und er verwandele ihn ganz in Spas. „Es sind ohngefähr sechs und zwanzig Jahre verflossen, sagt der Abbe' du Bos, daß die Gesänge, die in Frankreich komponirt wurden, durch die Bank weiter nichts, als eine Reihe von langen Noten waren; und es sind ohngefähr achtzig Jahre her, daß der Takt in den Balletten eine langsame Bewegung, und daß ihr Gesang, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, selbst bey der größten Munterkeit ganz gesetzt einherging." Das war die Musik, woran diejenigen hingen, die den Lulli tadelten.

§. 53. Die Musik ist eine Kunst, worüber jederman zu urtheilen Recht zu haben glaubt. Die Zahl ungeschickter Richter muß hier folglich auch sehr groß seyn. Ohne Zweifel giebt es in dieser Kunst, wie in einer jeden andern, einen Punkt der Vollkommenheit, von welchem man nicht abweichen darf. Dies ist ihr Prinzipium. Allein

wie schwankend ist es? Wer hat bisher diesen Punkt bestimmt? Und, wenn er denn noch nicht bestimmt ist, wer soll ihn ausfündig machen? Sollen es ungeübte Ohren thun; weil die meisten in diese Klasse gehören? So hat es denn eine Zeit gegeben, da die Musik des Lulli mit Recht verdammt worden ist. Sollen geübte Ohren darüber urtheilen, wenn ihrer gleich nur wenige sind? So haben wir denn heute eine Musik, die nicht weniger schön ist, weil sie von der lullischen verschieden ist.

Die Musik müßte eigentlich nach eben dem Verhältniß kritisiret werden, in welchem sie vollkommener wird; besonders wenn die Fortbildung derselben beträchtlich und plözlich geschähe. Denn da ist sie dem Gewohnten am wenigsten ähnlich. So bald man aber anfängt, sie sich geläufig zu machen; so findet man an ihr Geschmack, und sie hat weiter nichts gegen sich, als das Vorurtheil.

§. 54. Wir kennen den Charakter der Instrumentalmusik der Alten nicht mehr. Ich will nur noch einige Muthmaßungen über den Gesang ihrer Deklamation mittheilen.

Sie wich wahrscheinlich von ihrer gewöhnlichen Aussprache ohngefähr eben so ab, wie unsre Deklamation von unsrer Pronuntiation abweicht; und sie änderte sich gleichmäßig nach dem Charakter der Stücke und der Scenen ab. Im Lustspiel mußte sie so simpel seyn, als es die Prosodie verstattete. Es war die gewöhnliche Aussprache, die man nur in so weit veränderte, in so fern man sie, um die Töne derselben auszudrücken, und um

die Stimme durch gewiſſe Intervallen zu leiten veränderen muſte.

In der Tragödie war der Geſang mannigfaltiger und weitläuftiger; beſonders aber in den Monologen, denen man den Namen Lieder gab. Dieſes ſind gemeiniglich die leidenſchaftlichſten Scenen. Denn es iſt natürlich, daß ſich dieſelbige Perſon, die ſich in andern Scenen Gewalt anthut, dem ganzen Sturm ihrer Empfindungen überläßt, wenn ſie ganz allein iſt. Eben deswegen ließen die römiſchen Dichter die Monologen von Muſikern von Profeßion, in Muſik ſezen. Bisweilen überließen ſie ihnen auch ſogar die Kompoſition der Deklamation des übrigen Stücks. Nicht ſo die Griechen. Ihre Dichter waren Tonkünſtler, und ſie machten dieſe Arbeit ſelbſt.

In den Chören war endlich der Geſang voller, als in den übrigen Scenen. Dies waren die Stellen, bey denen der Flug des Dichtergenies höher war, und es läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß der Tonkünſtler nicht ſeinem Beyſpiel ſollte gefolgt haben. Dieſe Vermuthungen erhalten durch die verſchiedenen Arten von Inſtrumenten, mit denen man die Stimme der Akteurs begleitete, ihre Beſtätigung: denn ſie waren nach Maasgabe des Charakters der Wörter kürzer oder länger.

Wir können uns die Chöre der Alten nicht durch die Chöre unſrer Opern vorſtellen. Ihre Muſik war von der unſrigen ſehr verſchieden; weil ſie in vielen Stücken die Kompoſition noch nicht genug kannten; und ihre Tänze waren vielleicht noch eigener, als daß man ſie mit unſern Balleten ver-

gleichen könnte. Der Abbe' du Bos sagt: „Es läßt sich leicht einsehn, daß sie weiter nichts weren, als die Gestus und Demonstrationen, womit die Personen der Chöre ihre Empfindungen ausdrückten; sie mochten nun reden, oder sie mochten nur durch ein stummes Spiel zu erkennen geben, wie sehr sie bey der Begebenheit gerührt seyen; für welche sie sich interessiren mußten. Wegen dieser Deklamation mußten die Chöre oft auf der Scene umhergehn. Da aber die gleichzeitigen Stellungen mehrerer Personen nicht gut vorgehn können, wofern man sie nicht vorher verabredet hat, wenn sie nämlich nicht ein verworrenes Zeug ausmachen sollen: so hatten die Alten den Schritten der Chöre gewisse Regeln vorgeschrieben." Auf so ungeheuren Schaubühnen, als die Theater der Alten waren, konnten durch diese Stellungen sehr schicklich gewisse Gemälde vorgestellt werden, wodurch die Empfindungen, von welchen der Chor durchdrungen war, sehr gut ausgedruckt werden konnten.

§. 55. Die Kunst, die Deklamation zu notiren, und sie mit einem Instrument zu akkompagniren war zu Rom in den frühesten Zeiten der Republik bekannt. Anfänglich war die Deklamation zwar sehr simpel; allein sie erhielt in der Folge, durch die Bekanntschaft der Römer mit den Griechen, Veränderungen. Die Römer konnten den Reizen der Harmonie und des Nachdrucks der Sprache dieses Volks nicht widerstehn. Diese feine Nation wurde die Schule, in welcher sich der Geschmack für die Künste und Wissenschaften bildete, und die lateinische Sprache beugte sich nach dem

Charakter der Griechiſchen ſo ſehr, als es ihr Genie nur zuließ.

Cicero giebt uns die Nachricht, daß die Accente, die man von den Ausländern entlehnt, die Ausſprache der Römer auf eine ſehr fühlbare Art verändert habe. Aehnliche Veränderungen verurſachten ſie wahrſcheinlich in der Muſik der dramatiſchen Stücke. Eines iſt die natürliche Folge vom andern. Ausdrücklich merkt Horaz und Cicero an, daß die Inſtrumente, die man zu ihrer Zeit auf dem Theater gebrauchte, mannigfaltigere Töne geben, als die, deren man ſich ehedem bedient habe; daß der Schauſpieler, um ihnen zu folgen, nach einer größern Anzahl von Tönen deklamiren müſſe, und daß der Geſang ſo muthwillig geworden ſey, daß man das Maas deſſelben nicht bemerken könne, man bewege ſich denn auf eine heftige Art. Ich verweiſe auf dieſe Stellen ſelbſt, wie ſie du Bos (Band III. Abſchnitt 9.) angeführt hat, um meine Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen, ob man ſie wohl von einer bloßen Deklamation verſtehn kann.

§. 56. Dieſes iſt die Idee, die man ſich von der ſingenden Deklamation, und von den Urſachen machen kann, die ſie eingeführt, oder die ihre Abänderung bewirkt haben. Nun müſſen wir noch die Umſtände aufſuchen, die eine ſo ſimple Deklamation, wie die unſrige iſt, und ſolche Schauſpiele veranlaßt haben, die von den Schauſpielen der Alten ſo ſehr verſchieden ſind.

Das Klima geſtattete den kalten und phlegmatiſchen Nationen des Norden die Erhaltung der

Akcente und der Quantität nicht, die die Nothwendigkeit, bey der Entstehung der Sprachen, in die Prosodie gebracht hatte. Wie diese Barbaren das römische Reich überschwemmten, und den westlichen Theil desselben unterjochten, verlohr die lateinische Sprache, durch Vermischung mit den Sprachen dieser Barbaren, ihren Charakter. Hier liegt der Grund vom Mangel des Akents, den die Franzosen für die Hauptschönheit ihrer Aussprache halten. Diese Entstehungsart nimmt einen eben nicht zu ihrem Vortheil ein. Unter der Herrschaft dieser rohen Völker fielen die Wissenschaften; die Schaubühnen wurden zerstört; die Pantomime; die Kunst die Deklamation zu notiren, und sie unter zwey Schauspieler aufzutheilen; die Künste, die an der Dekoration der Schauspiele Theil hatten, z. B. die Baukunst, Malerey, Bildhauerey, und alle Künste, die der Musik untergeordnet sind, kamen um. Beym Wiederaufleben der Wissenschaften hatte sich das Genie der Sprachen so sehr verändert, und die Sitten waren so sehr verschieden, daß man nichts verstehn konnte, was die Alten von ihren Schauspielen berichteten.

Man darf sich, um die Ursache dieser Revolution vollkommen einzusehn, nur darauf erinnern, was ich vom Einfluß der Prosodie gesagt habe. Die Prosodie der Griechen und der Römer war so charakterisirt, daß sie feste Prinzipien hatte, und sie war so bekannt, daß das Volk selbst, ohne daß es die Regeln derselben studirt hatte, durch die mindesten Fehler in der Aussprache beleidigt wurde. Dieses gab die Mittel zu einer Kunst der Deklama-

ten, und zur Kunſt ſie in Noten zu ſezen, an die Hand. Und ſeit der Zeit wurde dieſe Kunſt ein Theil der Erziehung.

Wie die Deklamation dieſe Vollkommenheit erreicht hatte; ſo brachte ſie die Kunſt hervor, den Geſang und die Geſtus unter zwey Schauſpieler aufzutheilen; nebſt der Pantomime. Wie ſie hierauf ſo gar auf die Form und die Gröſſe der Bühnen Einfluß hatte: ſo veranlaßte ſie, wie wir oben geſehn haben, daß ſie ſo ungeheuer gebauet wurden, um einen groſſen Theil des zuſchauenden Volks ſelbſt faſſen zu können.

So entſtand der Geſchmack der Alten an den Schauſpielen, den Dekorationen und allen ihr untergeordneten Künſten, der Muſik, der Baukunſt, Malerei und Bildhauerei. Bey den Alten konnte es faſt gar kein ungenüztes Genie geben; weil jeder Bürger in jedem Augenblick Gegenſtände fand, woran er ſeine Einbildungskraft üben konnte.

Da die franzöſiſche Sprache faſt gar keine Proſodie hat: ſo hat auch die Deklamation dieſer Nation keine feſte Regeln bekommen können. Die Franzoſen konnten ſie unmöglich in Noten ſetzen; ſie konnten die Kunſt nicht anwenden, ſie unter zwey Akteurs aufzutheilen; die Pantomime hat für ſie wenig Anziehendes, und die Schauſpiele ſind in Säle gebracht worden, wo das Volk nicht zugegen ſeyn konnte. Daher ſchreibt ſich, welches eben am meiſten zu beklagen iſt, ihr geringer Geſchmack an der Muſik, Architektur, Malerei und Bildhauerkunſt her. Die Franzoſen glauben, den Alten allein ähnlich zu ſeyn; allein die Italiä-

ner sind ihnen, in diesem Stück weit ähnlicher. Aus diesem allem erhellet, daß die Verschiedenheit unsrer Schauspiele von den Griechischen und Römischen, eine natürliche Wirkung der Veränderungen ist, die in der Prosodie vorgegangen sind.

Sechstes Kapitel.

Vergleichung der singenden Deklamation mit der simpeln.

§. 57. Unsre Deklamation verstattet von Zeit zu Zeit eben so verschiedene Intervallen, als der Gesang erlaubt. Wenn man diese Intervallen nur in so weit verändern sollte, als dazu erforderlich wäre, um sie zu fassen: so würden sie deswegen doch nicht weniger natürlich scheinen, und man würde sie notiren können. Ich glaube so gar, daß der Geschmack und das Ohr, einen guten Schauspieler die harmonischen Töne allemal vorziehn machen, wenn sie unsrer gewöhnlichen Aussprache nicht sehr zuwider sind. Für diese Arten von Tönen hatte Moliere ohne Zweifel Noten ersonnen *). Allein das Projekt, auch das Uebrige der Deklamation in Noten zu sezen, ist unthulich; weil die Inflexionen der Stimme dabey so schwach sind, daß man, um die Töne derselben deutlich bemerken zu können, die Intervalle bis auf den Punkt verändern müßte, wo die Deklamation das, was wir Natur nennen, beleidigen würde.

*) Reflexions critiques. *Tom. III. Sect. 18.*

§. 58. Wenn unſre Deklamation ſchon nicht, wie der Geſang eine Folge von abgebrochenen Tönen enthält: ſo drückt ſie doch die Empfindungen der Seele lebhaft genug aus, um diejenigen zu erſchüttern, denen ſie geläufig iſt, oder die eine Sprache reden, deren Proſodie nicht ſehr mannigfaltig noch lebendig iſt. Sie bringt dieſe Wirkung wahrſcheinlich aus dem Grund hervor, weil die Töne in derſelbigen ohngefähr dieſelbigen Verhältniſſe haben, die der Geſang hat. Ich ſage mit Fleiß, ohngefähr; denn da ihre Töne nicht abgebrochen ſind: ſo können ihre Aehnlichkeiten auch nicht ganz genau ſeyn.

Unſre Deklamation iſt demnach natürlicher Weiſe weniger Ausdrucksvoll, als die Muſik. In der That, welches iſt wohl der zum Ausdruck einer Seelenempfindung tauglichſte Ton? Es iſt erſtlich der Ton, der den Laut nachahmt, der das natürliche Zeichen der Empfindung war. Dieſer gehört der Deklamation und der Muſik gemeinſchaftlich zu. Es ſind ferner die Töne, die mit dieſem erſten harmoniſch ſind; weil ſie nahe mit ihm verwandt waren. Endlich ſind es alle Töne, die aus dieſer Harmonie erzeugt werden können, und die nach dem Takt, der jede Leidenſchaft charakteriſirt, abändern, und ſich kombiniren. Denn eine jede Empfindung der Seele beſtimmt gerade den Ton und den Gang des Geſangs, der zum Ausdruck deſſelben am aufgelegteſten iſt. Dieſe beyden leztern Arten von Tönen kommen in unſrer Deklamation ſelten vor; ſie ahmt übrigens auch

die Bewegungen der Seele nicht so nach, wie der Gesang.

§. 59. Dieser Mangel wird indessen dadurch ersezt, daß die Deklamation den Vortheil hat, uns natürlicher zu scheinen. Ihrem Ausdruck giebt sie einen Anstrich von Wahrheit. Dieser macht, daß sie, wenn sie gleich schwächer auf die Sinne wirkt, als die Musik, doch weit lebhafter auf die Einbildungskraft wirken kann, als diese. Daher kömmt es, daß wir mittelst eines gut deklamirten Stücks oft weit mehr gerühret werden, als durch ein schönes Recitatif. Dagegen kann auch ein jeder bemerken, daß die Musik, in den Augenblicken, da sie die Täuschung nicht vernichtet, einen weit stärkern Eindruck macht.

§. 60. Wenn unsre Deklamation gleich nicht in Noten gesezt werden kann: so scheint es mir doch, daß man sie einigermaaßen fixiren könnte. Ein Tonkünstler dürfte nur Geschmack genug haben, um im Gesang ohngefähr dieselbigen Proportionen zu beobachten, die die Stimme bey der Deklamation hält. Diejenigen, die sich diesen Gesang geläufig gemacht, würden in demselben mittelst des Gehörs die Deklamation wiederfinden, die ihr Modell gewesen. Würde z. B. ein Mann, der ganz von Lullischen Recitativen voll wäre, nicht Quinaults Trauerspiele eben so deklamiren, wie sie Lulli selbst deklamirt haben würde? Zur Erleichterung der Sache würde es indessen gut seyn, wenn die Melodie äusserst simpel wäre, und wenn man die Inflexionen der Stimme in derselben nur so viel unterscheiden sollte, als zum Fassen der

ſelben erforderlich wäre. Man würde die Deklamation in Lulli's Recitativen noch ungleich leichter bemerken, wenn er weniger Muſik in dieſelben gebracht hätte. Man kann daher mit Grund glauben, daß dieſes eine groſſe Hülfe für diejenigen ſeyn würde, die einige Diſpoſitionen zum guten Deklamiren haben.

§. 61. Nicht in einer jeden Sprache weicht die Proſodie gleich ſtark vom Geſang ab. Sie ſucht die Accente mehr oder weniger auf; ſie verſchwendet ſie ſogar im höchſten Grad, oder vermeidet ſie auch ganz. Denn Völker verſchiedener Klimate können, wegen der Verſchiedenheit ihrer Temperamente, nicht auf einerley Art empfinden. Eben deswegen erheiſchen die Sprachen, nach Maasgabe ihres Charakters, verſchiedene Arten von Deklamation und Muſik. Man ſagt, z. B. der Ton, wodurch der Engländer den Zorn ausdrückt, ſey in Italien der Ton des bloſſen Erſtaunens.

Die Gröſſe der Bühnen; die Koſten, die Griechen und Römer auf die Dekoration verwendeten; die Maſken, die jeder Perſon gerade die Phyſiognomie gaben, die ihr Charakter erforderte; die Deklamation, die ihre feſten Regeln hatte, und die eines weit ſtärkern Nachdrucks fähig war, als die unſrige; alles ſcheint den Vorzug der alten Schauſpiele zu beweiſen. Zur Schadloshaltung haben wir die Grazien, den Ausdruck des Geſichts, und einige Feinheiten des Spiels, die blos bey unſrer Art zu deklamiren, empfindbar ſeyn können.

Siebendes Kapitel.

Welches iſt die vollkommenſte Proſodie?

§. 62. Ohne Zweifel wird jeder geneigt ſeyn, die Frage zum Vortheil der Proſodie ſeiner eignen Sprache zu beantworten. Wir wollen uns, um uns gegen dieſes Vorurtheil zu ſichern, beſtimmte Begriffe zu machen ſuchen.

Die vollkommenſte Proſodie iſt diejenige, die, durch ihre Harmonie, zum Ausdruck aller Arten von Charakteren am geſchickteſten iſt. Nun aber tragen drey Stücke das ihrige zur Harmonie bey; die Beſchaffenheit der Töne; die Intervalle, in welchen ſie auf einander folgen, und die taktmäßige Bewegung. Eine Sprache muß demnach ſanfte, weniger ſanfte, harte, kurz, alle Arten von Tönen haben; ſie muß Accente beſitzen, die die Stimme zum Erhöhen und zum Nachlaſſen beſtimmen; und ſie muß endlich durch die Ungleichheit ihrer Sylben alle Arten von taktmäßiger Bewegung ausdrücken können.

Der Schluß der Perioden darf, um der Harmonie willen, nicht als gleichgültig angeſehn werden. Es giebt Momente, wo ſie fortlaufen; es giebt wiederum andre, wo ſie durch eine bemerkbare Ruhe ſchließen muß. In einer Sprache alſo, deren Proſodie vollkommen iſt, muß die Folge der Töne dem Schluß einer jeden Periode dergeſtalt untergeordnet ſeyn, daß die Kadenzen mehr oder weniger präzipitirt ſeyn, und daß das

Ohr nie eine vollkommene Ruhe wahrnehme, außer wenn der Verstand völlig befriedigt ist.

§. 63. Um wie viel näher die Prosodie der Römer an diesen Punkt der Vollkommenheit hinaufrückte, wird sich daraus am besten abnehmen lassen; wenn man das Erstaunen bedenkt, womit Cicero vom oratorischen Numerus redet. Er stellt das Volk vor, wie es in Verwunderung, beym Ausgang der Perioden, hingerissen wurde; er verändert, um zu zeigen, daß der Numerus die einzige Ursache davon war, die Ordnung der Wörter einer Periode, der die Zuhörer grossen Beyfall gegeben hatten, und er versichert, man fühle es sogleich, daß die Harmonie verschwinde. Der letztere Bau dieser Periode hatte weder in der Mischung der langen und der kurzen Sylben, noch in der Mischung der Accente die Ordnung, die zur Befriedigung des Ohres erforderlich war *). Die französische Sprache hat Annehmlichkeit und Rundung; allein zur Harmonie gehört noch etwas mehr. Ich finde nicht, daß unsre Redner, in ihren verschiedenen Wendungen, etwas den Kadenzen ähnliches angebracht hätten, die die Römer so mächtig rührten.

§. 64. Ein andrer Grund, der die Vorzüge der lateinischen Prosodie vor der französischen beweiset, ist der Geschmack der Römer an der Harmonie und die Delikatesse des Volks selbst in diesem Stück. Kein Schauspieler konnte in einem Vers eine Sylbe länger oder kürzer machen, als

*) De Oratore.

ſie wirklich war; wenn ſich nicht die ganze Verſammlung, von welcher das Volk ein Theil war, gegen eine ſolche unrichtige Ausſprache empören ſollte.

Dergleichen Fakta können wir nicht ohne alle Verwunderung leſen; weil wir bey uns nichts wahrnehmen, was dieſe Thatſachen beſtätigen ſollte. Das rührt davon her, daß die Ausſprache der Vornehmeren heut zu Tage ſo ſimpel iſt, daß nur ſehr wenige Perſonen diejenigen, die gegen dieſe Ausſprache verſtoſſen, tadeln können; weil ſich nur ſehr wenige jene Ausſprache geläufig gemacht haben. Bey den Römern hingegen war ſie ſo charakteriſtiſch; der Numerus derſelben war ſo bemerkbar, daß auch das ſtumpfere Ohr darinnen geübt war. Was alſo der Harmonie zuwider war, mußte das Ohr nothwendig beleidigen.

§. 65. Ich will meine Muthmaaßungen fortſetzen. Wenn die Römer empfindlicher gegen die Harmonie waren, als die Franzoſen: ſo mußten die Griechen noch empfindlicher ſeyn, als die Römer, und die Aſiater abermals empfindlicher, als die Griechen. Denn je älter die Sprachen ſind, deſto mehr muß ſich ihre Proſodie dem Geſang nähern. Auch daraus läßt ſich muthmaaßen, daß das Griechiſche harmoniſcher war, als das Latein, weil jenes dieſem die Accente lieh. Was die Aſiater betrift: ſo ſuchten dieſe die Harmonie mit einer ſolchen Affektation auf, die die Römer für ausſchweifend hielten. Cicero zielet hierauf. Nachdem er diejenigen getadelt, die um ihre Reden taktmäßiger zu machen, alles wieder durch

die Verſetzung der Ausdrücke verderben: ſo ſtellt er die Aſiaten als gröſsere Sklaven des Numerus vor, als andre Redner waren. Vielleicht würde er heut zu Tage finden, daſs der Charakter der franzöſiſchen Sprache die Redner dieſer Nation in den entgegengeſezten Fehler ſtürzt. Wenn ſie indeſſen einige Vortheile weniger haben: ſo ſind ſie doch auf der andern Seite, wie an einem andern Ort gezeigt werden ſoll, durch andre Stücke ſchadlos gehalten.

Was ich am Schluſs des ſechſten Kapitels dieſes Abſchnitts geſagt habe, iſt ein deutlicher Beweiß vom Vorzug der Proſodie der Alten.

Achtes Kapitel.

Vom Urſprung der Poeſie.

§. 66. Wenn ſich die Proſodie, beym Urſprung der Sprache, dem Geſang näherte: ſo nahm auch die Schreibart alle Arten von Figuren und Metaphern auf, und ſie wurde ein wahres Gemälde, um nämlich die ſichtbaren Bilder der handelnden Sprache zu kopiren. In der handelnden Sprache hatte man z. B. zur Mittheilung des Begrifs von einem erſchrockenen Menſchen kein ander Mittel, auſſer die Nachahmung der Laute und der Bewegungen des Schreckens. Wenn man nun dieſe Idee einem andern mittelſt artikulirter Töne mittheilen wollte: ſo bediente man ſich aller Ausdrücke, die die Idee in demſelbigen Detail darſtellten. Ein bloſses Wort, welches gar nicht

malt, würde zu schwach gewesen seyn, um unmittelbar auf die handelnde Sprache zu folgen. Diese Sprache war der Roheit des Verstandes so proportionirt, daß die artikulirten Töne sie nicht ersezen konnten, wofern man nicht die Ausdrücke auf einander häufte. Selbst der kleine Vorrath von Wörtern einer Sprache gestattete es nicht, daß man anders hätte reden können. Da diese Sprachen selten den eigentlichen Ausdruck an die Hand geben: so konnte man das Errathen eines Gedankens nicht anders, als durch die Wiederholung der Ideen, möglich machen, die jenem Gedanken am ähnlichsten waren. Dies ist der Ursprung des Pleonasmus, eines Fehlers, den man vorzüglich in den alten Sprachen bemerken muß. Im Hebräischen sind auch die Beyspiele davon wirklich sehr häufig. Nur sehr allmälig gewöhnte man sich, Ideen an ein einziges Wort zu knüpfen, die vorher nur mittelst sehr zusammengesezter Bewegungen ausgedruckt wurden; und man vermied weitschweifige Expreßionen nicht eher, als da die Sprachen reicher wurden, und Ausdrücke an die Hand gaben, die zum Ausdruck aller Ideen, deren man benöthiget war, dienten. Die nordischen Völker überkamen die Präzision der Schreibart am frühesten. Wegen ihres kalten und phlegmatischen Temperaments ließen sie sehr leicht alles fahren, was der handelnden Sprache zuwider war. Uebrigens erhielten sich die Einflüsse dieser Art von Mittheilung seiner Gedanken lange. Noch heut zu Tage wird der Pleonasmus im südlichen Asien für eine Schönheit der Rede gehalten.

§. 67. Der Stil war, bey ſeinem Urſprung, iſch; denn er fieng ſich damit an, daß er die en mit den lebhafteſten Bildern malte; und er noch auſſer dem ſehr abgemeſſen. So bald die Sprachen reicher wurden, verlor ſich die rache des Handlens allmählig; die Stimme inderte ſich nicht mehr ſo ſehr; der Geſchmack Figuren und Metaphern nahm, aus Gründen, ich gleich anführen werde, ab, und der Stil erte ſich unſrer Proſe. Die Schriftſteller hin- en bedienten ſich der alten Sprache; weil ſie endiger war, und ſich leichter dem Gedächtniß drückte; welches damals das einzige Mittel r, wodurch man gelehrte Werke auf die Nach- lt bringen konnte. Man gab dieſer Sprache rſchiedene Formen; man erſann, um ihre Har- onie zu vermehren, Regeln, und man machte s ihnen eine eigne Kunſt. Die damalige Noth- ndigkeit, ſich derſelben zu bedienen, machte die ute lange Zeit hindurch glauben, man dürfe cht anders, als in Verſen ſchreiben. So lang an keine Charaktere zum Aufſchreiben der Ge- anken hatte, hatte dieſe Meynung darinnen ihren Grund, daß man die Verſe leichter auswendig rnen und behalten kann. Sie erhielt ſich aber uch, wie dieſer Grund wegfiel, weil man für ſie ngenommen war. Endlich wagte es ein Philoſoph uerſt in der Proſe zu ſchreiben, weil er ſich nicht nach en Regeln der Poeſie bequemen konnte *).

*) Pherecydes von Scyros iſt der erſte, von dem man weiß, daß er in der Proſe geſchrieben.

§. 68. Der Reim hat nicht wie das Versmaaß, die Figuren und die Metaphern, seinen Ursprung der Entstehung der Sprachen zu verdanken. Die kalten und trägen nordischen Völker konnten eine so abgemessene Prosodie, wie die Prosodie andrer Völker war, nicht erhalten; sobald die Nothwendigkeit, die sie eingeführt hatte, wegfiel. Um dieses zu ersezen, mußten sie den Reim erfinden.

§. 69. Man kann sich die Fortschritte, wodurch die Poesie eine Kunst geworden, leicht denken. Die Menschen bemerkten die einförmige und regelmäßige Ausgänge der Perioden, die durch den Zufall in den Reden vorkamen; sie bemerkten die verschiedenen taktmäßigen Bewegungen, die durch die Ungleichheit der Sylben hervorgebracht wurde, und den angenehmen Eindruck gewisser Inflexionen der Wörter; und nun machten sie sich Modelle vom Numerus und von der Harmonie, woraus sie mit nach und nach alle Regeln der Versifikation schöpften. Musik und Poesie sind folglich ganz natürlich mit einander zusammen entstanden.

§. 70. Diese beyden Künste gesellten sich die Kunst des Gestus zu, die älter war als sie, und die man Tanz nannte. Hieraus läßt sich vermuthen, daß man zu allen Zeiten und bey allen Völkern eine Art von Tanz, Musik und Poesie würde haben bemerken können. Die Römer berichten uns, daß die Gallier und die Germanier ihre Tonkünstler hatten. Man hat eben dasselbe in unsern Tagen bey den Negern, Cabiren und Iroquesen bemerkt. So findet man unter Barbaren den Keim der Künste, der sich bey polizir-

ten Nationen entwickelt hat. Diese Künste, die zur Nahrung des Luxus in unsern Städten heut zu Tage bestimmt sind, sind schon so weit von ihrem ersten Ursprung, daß man diesen nur mit Mühe auffinden kann.

§. 71. Die genaue Verbindung dieser Künste, bey ihrer Entstehung, ist der wahre Grund, um welches Willen sie die Alten alle unter einen generischen Namen zusammengefaßt haben. Bey ihnen begreift der Ausdruck Musik nicht blos die Kunst, die er in unsrer Sprache anzeiget, sondern auch die Kunst des Gestus, den Tanz, die Poesie und die Deklamation. Diesen vereinigten Künsten muß man demnach die meisten Effekte ihrer Musik zuschreiben; und dann können sie einem auch nicht mehr so wunderbar vorkommen *).

§. 72. Man sieht deutlich ein, welches wohl der Gegenstand der ersten Poesien mochte gewesen seyn. Die Menschen konnten sich, bey der ersten Aufrichtung der Gesellschaften, noch nicht mit Dingen beschäftigen, die blos zum Vergnügen dienen, und die Bedürfnisse, die sie dazu bewegten, sich in Gesellschaften zusammenzuthun, schränkten ihre Blicke blos auf das ein, was ihnen nüzlich oder nothwendig seyn konnte. Daher wurden Poesie und Musik nur in so fern kultivirt, in so fern sie zur Bekanntmachung der Religion und der Gesetze und zur Erhaltung des Andenkens großer

*) Man erzehlt z. B., Tepanders Musik habe einen Aufruhr besänftiget. Diese Musik aber war nicht ein bloßer Gesang. Es waren Verse, die dieser Dichter deklamirte.

Menſchen und der Dienſte, die ſie der Geſellſchaft geleiſtet hatten, dienten. Nichts war dazu tauglicher, als Poeſie und Muſik, oder beſſer, dies war das einzige Mittel, deſſen man ſich bedienen konnte, weil die Schrift noch nicht erfunden war. Alle Monumente des Alterthums beweiſen es, daß dieſe Künſte, bey ihrer Entſtehung, zum Unterricht der Völker beſtimmt wurden. Die Gallier und die Germanier gebrauchten ſie zur Erhaltung ihrer Geſchichte und ihrer Geſeze; und bey den Aegyptiern und den Hebräern machten ſie gewiſſer Maaßen einen Theil der Religion aus. Eben deswegen machten die Alten in ihrer Erziehungskunſt das Studium der Muſik zum Hauptobjekt; wenn man nämlich dieſen Ausdruck in der weitläuftigen Bedeutung nimmt, die ſie ihm geben. Die Römer hielten dafür, die Muſik ſey jedem Alter nothwendig; denn ſie fanden, ſie lehre gerade das: was die Kinder lernen, ſo wie auch das was erwachſene Menſchen wiſſen müſſen. Den Griechen ſchien die Unbekanntſchaft mit der Muſik ſo ſchimpflich, daß ein Muſiker und ein Gelehrter bey ihnen einerley Ding war, und daß ſie in ihrer Sprache einen Ignoranten mit dem Namen eines Menſchen bezeichneten, der keine Muſik verſteht. Dieſe Nation glaubte nicht, daß dieſe Kunſt von Menſchen erfunden, ſondern ſie ſtellte ſich vor, ſie habe ihre Inſtrumente von den Göttern erhalten, wodurch ſie eben noch mehr in Erſtaunen geſezt wurde. Da ſie eine ſtärkere Einbildungskraft hatte, als wir: ſo war ſie gegen Harmonie auch ungleich empfindlicher, als wir. Sie übertrug

Verehrung der Geſeze, der Religion und groſſer
ſchen, die ſie in ihren Geſängen rühmte, auf
Muſik, die die Tradition dieſer Dinge erhielt.

§. 73. Wie die Proſodie und der Stil ein-
er wurde, entfernte ſich die Proſe immer mehr
mehr von der Poeſie. Auf der andern Seite
egen that der Verſtand Fortſchritte, und die
ie erſchien mit neuen Bildern. Dadurch wich
on der gewöhnlichen Sprache ab; ſie wurde der
ung des Volks weniger angemeſſen, und zum
erricht weniger geſchickt.

Noch mehr, die Fakta, die Geſeze und alles,
die Menſchen wiſſen mußten, vervielfältigten
ſo ſehr, daß das Gedächtniß für eine ſolche
zu ſchwach wurde. Die Geſellſchaften ver-
ſierten ſich zu einem ſo hohen Grad, daß die
Kanntmachung derſelben nur äuſſerſt ſchwer an
Bürger gelangen konnte. Man mußte alſo,
das Volk zu unterrichten, zu einem neuen
ttel ſeine Zuflucht nehmen. Nun erfand man
Schrift. Ich werde im dreyzehenten Kapitel
ſes Abſchnitts die Fortbildung derſelben un-
ſuchen.

Bey der Entſtehung dieſer Kunſt fingen Poeſie
d Muſik an, ihren Gegenſtand zu verän'ern.
ie theilten ſich unter das Nüzliche und unter das
ngenehme, und ſie beſchränkten ſich zulezt faſt
nz auf Dinge, die blos auf das Angenehme
engen. Je weniger ſie dadurch nothwendig
urden, deſto mehr ſuchten ſie die Gelegenheiten,
n nur mehr zu gefallen, und beyde thaten be-
ächtliche Fortſchritte.

Muſik und Poeſie, die bisher unzertrennlich mit einander verbunden waren, theilten ſich nun, da ſie ſich beyde vervollkommneten, in zwo verſchiedene Künſte. Man hielt ſich zwar über den Mißbrauch deren, die dieſe Trennung zuerſt vornehmen wagten, auf. Die Effekte, die ſie, ohne einander wechſelſeitig Hülfe zu leiſten, hervorbringen konnten, waren noch nicht bemerkbar genug. Man ſahe nicht voraus, was daraus erfolgen werde, und dieſe neue Gewohnheit war auch der alten Sitte zu ſehr zuwider. Man berief ſich dabey, welches auch wir würden gethan haben, auf das Alterthum, welches nie eine von beyden Künſten, ohne die andre gebraucht habe; und man folgerte daraus, daß Arien ohne Wörter, oder Verſe, die nicht geſungen werden ſollten, etwas zu ſonderbares ſeyen, als daß ſie je einen glücklichen Erfolg bewirken könnten. Wie aber die Erfahrung das Gegentheil bewies: ſo fingen die Philoſophen zu befürchten an, dieſe Künſte möchten die Sitten verderben. Sie widerſezten ſich ihrer Fortbildung, und ſie beriefen ſich ebenfalls auf das Alterthum, welches ſich derſelben nie zum bloßen Vergnügen bedient habe. Die Muſik und die Poeſie hatten demnach viele Hinderniſſe zu überwinden, wie ſie ihre Objekte veränderten und in ein Paar Künſte abgetheilt wurden.

§. 74. Man ſollte faſt glauben, das Vorurtheil für die Hochachtung des Alterthums habe ſich nur erſt in der zwoten Generation der Menſchen angefangen. Je unwiſſender wir ſind, deſto

mehr bedürfen wir Führer, und deſto geneigter ſind wir zu glauben, daß diejenigen, die vor uns gekommen ſind, alles, was ſie gemacht haben, gut gemacht, und daß uns nicht mehr übrig bleibe, als ſie nachzuahmen. Jahrhunderte mußten vergehn, wenn wir von dieſem Vorurtheil befreyet werden ſollten.

Was die Vernunft nicht ausrichten kann, bewirkt die Zeit und Umſtände; freylich oft ſo, daß ſie uns in entgegengeſezte Vorurtheile ſtürzen. Dieſe Betrachtung läßt ſich auch bey der Poeſie und der Muſik anſtellen. Nachdem die franzöſiſche Proſodie ſo ſimpel geworden war, wie ſie noch heute iſt: ſo wurden dieſe beyden Künſte ſo ſehr von einander abgeſondert, daß der Vorſchlag, ſie auf einer Bühne wieder zu vereinigen, aller Welt lächerlich geſchienen, und daß er noch den meiſten ſo ſcheint, die der Aufführung ſolcher Stücke doch ihren Beyfall nicht verſagen.

§. 75. Aus dem Gegenſtand der erſten Poeſien können wir ihren Charakter abnehmen. Sehr wahrſcheinlich wurden die Religion, die Geſeze und die Heroen aus keinem andern Grund beſungen, als um in den Bürgern die Empfindungen der Liebe, der Bewunderung und der Nacheiferung rege zu machen. Dieſes geſchah in den Pſalmen, Liedern, Oden und Lobgeſängen. Nur ſpäter hat man die epiſchen und die dramatiſchen Gedichte kennen gelernt. Man hat ihre Erfindung den Griechen zu verdanken. Man hat die Geſchichte derſelben ſchon ſo oft beſchrieben, daß ſie jedermann bekannt ſeyn muß.

§. 76. Aus dem Genie der ersten Sprachen läßt sich auf den Stil der ersten Poesien schließen.

Fürs erste war es sehr gewöhnlich, daß man sich einige Wörter hinzudenken mußte. Das Hebräische ist ein Beweis davon. Der Grund aber ist folgender:

Die von der Nothwendigkeit eingeführte Gewohnheit, die Sprache des Handelns und der artikulirten Töne untereinander zu mischen, erhielt sich noch lange, nachdem diese Nothwendigkeit schon wegfiel, besonders bey Völkern mit sehr lebhafter Einbildungskraft, wie z. B. bey den Morgenländern. Daher kam es, daß man sich, so lang ein Wort noch neu war, gleich gut verstand, man mochte das Wort gebrauchen, oder man mochte es nicht hinsezen. Man ließ es also, um seinen Gedanken lebhafter auszudrücken, oder um ihn in ein Versmaas zu bringen, absichtlich weg. Diese Licenz wurde um so eher geduldet, da die Poesie, die zum Singen bestimmt war, aber noch nicht geschrieben werden konnte, der Ton und der Gestus, das ausgelassene Wort ersezten. Wie aber, durch einen langen Gebrauch, ein Name das natürlichste Zeichen einer gewissen Idee geworden war: so konnte man es nicht mehr leicht ersezen. Daher findet man, wenn man von den alten Sprachen zu den neuern herabgeht, daß die Gewohnheit, Wörter hinzudenken, immer mehr und mehr abnimmt. Die französische Sprache verwirft diese Gewohnheit selbst so sehr, daß man bisweilen sagen könnte, sie seze in unsern Scharfsinn ein Mißtrauen.

§. 77. Zweytens konnten die erſten Dichter
n Genauigkeit und Beſtimmtheit nicht viel wiſ-
n. Man ſezte daher unnüze Wörter in die Verſe
nein, um das Versmaas voll zu machen; oder
an wiederholte auch dieſelbige Sache mehrmals
f mehrere Arten. Ein neuer Grund von der
enge der Pleonaſmen in den alten Sprachen.

§. 78. Endlich war dieſe erſte Poeſie äußerſt
gürlich und metaphoriſch. Denn man verſi-
ert, in den Sprachen der Morgenländer ſeyen
gar in der Proſe ſolche Figuren erlaubt, die in
er Poeſie der Römer nur ſehr ſelten angebracht
erden dürfen. Der Enthuſiaſmus brachte alſo
n die Poeſie der Morgenländer die gröſten Un-
ednungen hinein. Ihre Dichter mahlten die Lei-
enſchaften mit Farben aus, die uns übertrieben
cheinen würden. Ich zweifele aber ſehr, ob wir
Recht haben würden, ſie deswegen zu tadeln.
Sie empfanden die Dinge nicht, wie wir ſie em-
pfinden. Sie durften ſie alſo auch nicht ſo aus-
drücken, wie wir. Um ihre Werke richtig zu be-
urtheilen, müßte man auf das Temperament der
Nationen ſehn, für die ſie geſchrieben haben. Man
redet ſo oft von der ſchönen Natur, und es giebt
kein ausgebildetes Volk, welches ſie nicht nachah-
men wollte. Ein jedes aber glaubt das Modell
dazu, in ſeiner Art zu empfinden, zu finden.. Man
wundere ſich nicht, daß man dieſe ſchöne Natur mit ſo
groſſer Mühe erkennen kann. Sie verändert ihr
Ausſehn ſehr oft, oder ſie nimmt zu ſehr den Ton
eines jeden Landes an. Ich weis auch nicht, ob

die Art, wie ich jezt davon rede, nicht etwas vom Ton hat, der seit einiger Zeit in Frankreich angenommen worden ist.

§. 79. Wie sich die dichterische Schreibart und die gewöhnliche Sprache von einander entfernten, blieb ein Mittelding zwischen ihnen, woraus die Beredsamkeit erwuchs, die sich, zum Theil dem Ton der Poesie, zum Theil dem gesellschaftlichen Ton zu nähern suchte. Vom leztern ist sie nur darinnen unterschieden, daß sie alle Ausdrücke, die nicht edel genug sind, verwirft; und von jenem geht sie nur darinnen ab, daß sie nicht, wie die Poesie dem Zwang des Versmaaßes unterworfen ist, und daß man ihr, nach dem Charakter der Sprachen, den Gebrauch gewisser Figuren und gewisser Wendungen nicht verstattet, die man in der Poesie wohl duldet. Sonst vermischen sich diese beyden Wissenschaften bisweilen so sehr, daß man sie nicht mehr von einander unterscheiden kann.

Neuntes Kapitel.

Von den Wörtern.

Ich konnte meine Betrachtungen über die Kunst des Gestus, des Tanzes, der Prosodie, der Deklamation, der Musik und der Poesie nicht unterbrechen. Dieses alles hängt zu sehr mit einander und mit der Sprache des Handlens, die das Prinzipium ist, zusammen. Nun will ich die Fortschritte untersuchen, wodurch sich die Sprache der artikulirten Töne hat vervollkommnen, und wodurch sie endlich die bequemste von allen Sprachen hat werden können.

§. 80. Wenn man begreifen will, wie die Menſchen in Abſicht auf die Bedeutung der erſten Wörter, die ſie gebrauchen wollten, mit einander einig geworden: ſo darf man nur bemerken, daß ſie ſie unter ſolchen Umſtänden ausſprachen, unter welchen ſie ein jeder auf dieſelbigen Perzeptionen ziehn mußte. Dadurch fixirten ſie die Bedeutung derſelben mit der größten Genauigkeit, nachdem nämlich die mehrmals wiederkommenden Umſtände den Verſtand immer mehr angewöhnten, dieſelbigen Ideen mit denſelbigen Zeichen zu verbinden. Die Sprache des Handlens räumte alle Zweydeutigkeiten und Doppelſinne weg, die anfänglich ſehr häufig vorkommen mußten.

§. 81. Die Gegenſtände, die zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe dienen, können bisweilen unſrer Aufmerkſamkeit gar wohl entwiſchen. Ungleich leichter werden die Gegenſtände bemerkt, die die Empfindungen von Furcht und Schmerz in uns erzeugen können. Da nun die Menſchen die Dinge, nachdem ſie ihre Aufmerkſamkeit ſtärker auf ſich zogen, früher oder ſpäter mit Namen belegten: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß z. B. die Thiere, die ihnen Krieg ankündigten, früher Namen erhielten, als die Früchte, die zu ihrer Nahrung dienten. Was die übrigen Gegenſtände betrift: ſo erfanden ſie zur Benennung derſelben Wörter, nachdem ſie ſie zur Befriedigung ihrer dringendeſten Bedürfniſſe dienlich fanden, und nachdem ſie lebhaftere Impreßionen von ihnen erhielten.

§. 82. Lange war die Sprache schon da, ehe sie andre Wörter, als Namen für sinnliche Gegenstände, z. B. für den Baum, Frucht, Wasser, Feuer, ꝛc. so wie auch für andre Objekte hatte, von denen man oft zu sprechen Gelegenheit gehabt. Die Notionen zusammengesezter Substanzen, die, weil sie uns unmittelbar durch die Sinne zugeführt werden, am ersten erkannt wurden, mußten zuerst Namen haben. Für einfachere Ideen erfand man Zeichen, wie man jene analysiren konnte, durch Reflexion auf die verschiedenen Perzeptionen, die sie in sich fassen. Wenn man z. B. den Namen für den Baum hatte: so erfand man nun auch für den Stamm, Zweig, Blatt, das Grüne ꝛc Namen. In der Folge unterschied man auch mit nach und nach die verschiedenen Qualitäten der sinnlichen Gegenstände. Man bemerkte die Umstände, unter welchen sie vorkommen können und man erfand zum Ausdruck aller dieser Stücke, Wörter. So entstanden die Adjektiven und die Adverbien. Die Erfindung der Namen für die Operationen der Seele war weit schwieriger, weil man von Natur zum Reflektiren über sich selbst eben nicht sehr aufgelegt ist. Zur Bezeichnung der Ideen, ich sehe, höre, will, liebe ꝛc. hatte man also lange kein ander Mittel, als dieses; man sprach die Namen der Dinge in einem besondern Ton aus, und man suchte, durch irgend eine Handlung, die Lage, worinnen man sich befand, ohngefähr auszudrücken. So lernen ja auch die Kinder diese Wörter nicht eher, als wenn sie schon die Gegenstände benennen können, die

neiſte Beziehung auf ſie haben: nun erſt geben
as zu erkennen, was in ihnen vorgeht.

§. 83. Nachdem man ſich eine Fertigkeit er-
b, dieſe Arten von Ideen durch Handlungen
utheilen: ſo gewöhnte man ſich an, ſie zu deter-
iren, und nun erſt wurde es den Menſchen leich-
ſie an andre Zeichen zu knüpfen. Die Na-
r, die ſie hiezu erwählten, ſind die Verba.
erſten Verba wurden blos zur Bezeichnung
Zuſtandes der Seele erfunden, wenn ſie han-
t oder leidet. Nach dieſem Modell erfand man
nach Wörter zur Bezeichnung des Zuſtandes
es jeden Dinges. Dieſe Bezeichnung des Zu-
ndes eines Dinges hatten ſie mit den Adjektiven
mein. Das aber war ihnen eigenthümlich, daß
dieſen Zuſtand in ſo fern bezeichneten, in ſo
rn er in dem, was man Thun und Leiden nennt,
ſteht. Empfinden; ſich bewegen, waren Ver-
a; gros; klein, waren Adjektiva. Was die
dverbia betrift: ſo dienten dieſe zur Anzeige der
mſtände, die die Adjektiva nicht ausdrückten.

§. 84. Ehe die Verba erfunden waren, wur-
e der Name des Gegenſtandes, von welchem
nan reden wollte, in dem Augenblick ausgeſpro-
hen, in welchem man, durch irgend eine Hand-
lung, ſeinen Seelenzuſtand ausdrückte. Dies
war das ſchicklichſte Mittel, ſich verſtändlich zu ma-
chen. Wie man aber anfing, die Handlung mit-
telſt artikulirter Töne zu erſezen, ſo wurde der
Name der Sache natürlicher Weiſe vorangeſtellt,
da er das geläufigſte Zeichen war. Dieſe Art ſich
auszudrücken war für denjenigen, der redete, und

für den, der zuhörte, die bequemste. Für jenen: weil er mit der Idee anfing, die sich am leichtesten mittheilen läßt; für diesen; weil er seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, wovon man ihn unterhalten wollte, heftete, und weil er dadurch zu einer leichtern Fassung eines ungewöhnlichern Ausdrucks, dessen Bedeutung eben nicht sehr leicht war, vorbereitet wurde. Nach der natürlichsten Ordnung der Ideen sezte man also das Nomen vor das Verbum; man sagte z. B. Frucht wollen.

Dieses läßt sich noch aus einer sehr simpeln Bemerkung beweisen. Da die Sprache des Handelns einzig und allein zum Modell der artikulirten Wortsprache hat dienen können: so hat die leztere anfänglich die Ideen in derselbigen Ordnung erhalten müssen, die durch den Gebrauch jener Sprache natürlicher geworden war. Nun aber konnte man in jener Sprache den Zustand der Seele nicht anders ausdrücken, als daß man auf den Gegenstand hinwies, worauf sich dieser Zustand bezog. Die Bewegungen, die ein Bedürfniß anzeigten, wurden nur in so fern verstanden, in so fern man, mittelst irgend eines Gestus dasjenige angezeigt hatte, was zur Befriedigung des Bedürfnisses diente. Schickte man jene Bewegungen nicht voraus: so waren sie durchaus vergeblich, und man mußte sie nothwendig wiederholen. Denn diejenigen, denen man seinen Gedanken zu erkennen geben wollte, waren noch zu ungeübt, als daß sie sich dieselben wieder zurückrufen konnten, um sich ihre Bedeutung zu erklären. Die Aufmerksamkeit hingegen, die man, ohne viele Anstrengung, auf

das angezeigte Objekt richtete, erleichterte das Verständniß der Handlung. Mich deucht's, noch heute würde dieses die natürlichste Art seyn, wie man sich dieser Sprache bedienen könnte.

Da das Verbum auf sein Regimen folgte: so konnte das regierende Wort, d. i. der Nominativ, nicht zwischen beyde gestellt werden; weil er sonst die Beziehung derselben würde verdunkelt haben. Auch konnte er nicht den Anfang der Phrase machen; weil sonst seine Beziehung zum Regimen nicht deutlich genug würde eingeleuchtet haben. Man stellte ihn also hinter das Verbum. Auf solche Weise wurden die Wörter in eben der Ordnung konstruirt, in welcher sie einander regierten. Dies war das einzige Mittel, wodurch ihre Faßlichkeit erleichtert werden konnte. Man sagte also: Frucht wollen Petrus, statt, Petrus will Frucht; und jene erste Konstruktion war eben so natürlich, wie die zwote noch ist. Das erhellet aus der lateinischen Sprache, in welcher beyde Konstruktionen gültig sind. — Es scheint, als wenn diese Sprache das Mittel zwischen den ältesten und den neuesten Sprachen halte, und daß sie am Charakter beyder Theil nimmt.

§. 85. Die Verba drückten, bey ihrer Entstehung, den Zustand der Dinge nur auf eine ganz unbestimmte Art aus. Das thun die Infinitiven; Gehn, Handeln. Die Handlung, mit der man sie begleitete, ersezte das übrige, d. h. die Tempora, Modos, Numeros und Personen. Wenn man sagte: Baum sehn: so gab man mittelst eines Gestus zu verstehn, ob man von sich, oder

von einem andern, von einem oder von mehreren, vom vergangenen, oder vom gegenwärtigen, oder vom zukünftigen, ob man in einem positiven oder in einem bedingten Sinn rede.

§. 86. Nachdem die Gewohnheit diese Ideen mit dergleichen Zeichen zu verbinden, die Mittel, sie an Töne zu knüpfen, erleichtert hatte: so erfand man hiezu Wörter, die man in der Rede nur nach den Verben stellte; und das aus eben dem Grund, um welches Willen die Verben hinter die Nennwörter gestellt wurden. Man brachte also seine Ideen in folgende Ordnung: Frucht essen künftig ich; statt, ich werde Frucht essen.

§. 87. Weil die Wörter, die die bestimmte Bedeutung des Verbums anzeigten, beständig an das Verbum selbst angesezt wurden: so machten sie gar bald mit diesem nur ein einziges Wort aus, welches sich, nach Maasgabe seiner verschiedenen Bedeutungen, verschiedentlich endigte. Nun wurde das Verbum, als ein Nomen angesehn, welches, wenn es gleich ursprünglich ganz unbestimmt war, doch, durch die Veränderung seiner Tempora und Modi, zur Bezeichnung einer bestimmten Art des Zustandes der Handlung und des Leidens eines jeden Dings geschickt geworden. So verfielen die Menschen allmählig auf die Erfindung der Konjugationen.

§. 88. Wie die Wörter die natürlichsten Zeichen unsrer Ideen geworden waren: so war die Nothwendigkeit sie in einer solchen Ordnung hintereinander zu stellen, die unsrer heutigen Stel-

lungsart so ganz entgegen ist, nicht mehr dieselbige. Man fuhr indessen fort, die Ordnung so einzurichten; weil der Charakter der Sprachen, der sich nach dieser Nothwendigkeit gebildet hatte, nicht zugab, daß etwas in diesem Gebrauch geändert wurde, und man näherte sich unsrer Art sich die Dinge vorzustellen, nur nachdem mehrere Mundarten schon auf einander gefolgt waren. Diese Abänderungen giengen sehr langsam vor; weil die lezten Sprachen allemal etwas vom Genie derer behielten, die unmittelbar vor ihnen geredet worden waren. Man nimmt im Lateinischen ein sehr deutliches Ueberbleibsel vom Charakter der ältesten Sprache wahr, wovon es bis zu unsern französischen Konjugationen gekommen ist. Wenn wir sagen: ich thue, ich that; (*je fait*, *je faisois*, *je fis* etc.) so unterscheiden wir das Tempus, den Modus und den Numerus nur durch die Veränderungen der Endigungen des Verbums; das rührt davon her, daß unsre Konjugationen in diesem Stück nach dem Lateinischen zugeschnitten worden sind. Wenn wir aber sagen: ich habe gethan; ich hätte gethan; ich hatte gethan; (*j'ai fait*, *j'eus fait*, *j'avois fait* etc.) so folgen wir der Ordnung, die uns natürlicher geworden ist; denn thun (*fait*,) ist hier eigentlich das Verbum; weil es der Name ist, der den Zustand der Handlung bezeichnet. Das Wort haben (*avoir*) entspricht hingegen dem Ton, der beym Ursprung der Sprachen, auf das Verbum folgte, um Tempus, Modus und Numerus anzuzeigen.

§. 89. Ueber den Ausdruck seyn (*être*) läßt sich dieselbige Anmerkung machen. Dieses Wort drückt das Participium des Worts aus, dem es zugesellet wird; und zwar sagt es bisweilen eben so viel, als ein Verbum passivum, bisweilen aber so viel als das zusammengesezte Präteritum eines Aktivums oder Neutrums. In den Phrasen: *je suis aimé*, *je m'étois fait fort*, *je serois parti*, drückt *aimé* den Zustand des Leidens; *fait* und *parti* den Zustand des Handlens aus; *suis*, *étois* und *serois* aber bezeichnen blos das Tempus, den Modus und den Numerus. Diese Arten von Wörtern waren in den lateinischen Konjugationen von geringem Nuzen, und sie wurden, wie in den ersten Sprachen, d. i. nach dem Verbum flektiret.

§. 90. Weil die Franzosen zur Bezeichnung des Modus und des Numerus Ausdrücke haben, die sie vor das Verbum sezen: so könnten sie sich, wenn sie sie hinter das Verbum stelleten, ein Modell von den Konjugationen der ersten Sprachen machen. So würde z. B. statt *je suis aimé*, *j'étois aimé* etc. herauskommen aiméjuis, aiméjois etc.

§. 91. Die Menschen vervielfältigten die Wörter nicht ohne Noth, besonders wie sie anfingen, sich derselben zu bedienen. Es kostete sie zu viel, sie zu erfinden, und zu behalten. Dasselbige Nomen, welches das Zeichen eines Tempus oder eines Modus war wurde folglich hinter ein jedes Verbum gesezt. Daraus folgt, daß jede Muttersprache anfänglich nur eine einzige Konjugation

hatte. Vervielfältigten ſich die Konjugationen: ſo war die Vermiſchung mehrerer Sprachen daran Schuld: oder es konnte auch davon herrühren, daß die zur Anzeige des Tempus, Modus ꝛc. beſtimmte Wörter nach der Beſchaffenheit des vorhergehenden Verbums leichter oder ſchwerer ausgeſprochen, und folglich bisweilen verändert wurden.

§. 92. Die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Seele ſind weiter nichts, als eine Wirkung der verſchiedenen Zuſtände des Handlens und des Leidens, die ſie durchgeht, oder auch der Fertigkeiten, die ſie ſich erwirbt, wenn ſie mehrmals handelt oder leidet. Will man dieſe Beſchaffenheiten erkennen: ſo muß man folglich ſchon einigen Begrif von den verſchiedenen Arten haben, nach welchen dieſe Subſtanz handelt und leidet. Die Adjektiven, die ſie bezeichnen, konnten daher nicht eher gebraucht werden, als die Verben bekannt waren. Die Wörter, reden und überreden mußten nothwendig vor dem Wort beredt im Gebrauch ſeyn. Dieſes Beyſpiel macht es deutlich genug, was ich ſagen will.

§. 93. Ich habe, wie ich von den Namen für die Beſchaffenheiten der Dinge, handelte, nur noch der Adjektiven gedacht; weil die abſtrakten Subſtantiva nur lange nachher bekannt werden konnten. Wie die Menſchen anfingen, die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Gegenſtände zu bemerken: ſo fanden ſie nicht eine iede einzeln für ſich, ſondern ſie nahmen ſie als etwas wahr, womit ein Subjekt verſehn war. Die Namen, die

ſie ihnen gaben, mußten folglich einigen Begrif von dieſem Subjekt in ſich ſchließen. Dergleichen Wörter ſind groß, wachend, u. ſ. w. In der Folge gieng man die Notionen aufs neue durch, die man ſich gebildet hatte, und man war genöthigt, ſie aus einander zu legen, damit man neue Gedanken bequemer ausdrücken könnte. Damals unterſchied man die Beſchaffenheiten von ihrem Subjekt, und man machte die abſtrakten Subſtantiva Größe, Wachſamkeit ꝛc. Wenn wir auf alle urſprünglichen Namen zurückgehn könnten: ſo würden wir einſehn, daß es kein einziges abſtraktes Subſtantivum giebt, welches nicht von irgend einem Adjektivum oder von einem Verbum herkommen ſollte.

§. 94. Vor dem Gebrauch der Verben hatte man, wie wir geſehn haben, ſchon Adjektiva zur Bezeichnung der ſinnlichen Eigenſchaften; weil nämlich die Ideen, die ſich am leichteſten determiniren laſſen, am erſten Namen haben mußten. Weil aber noch ein Wort zur Verbindung eines Adjektivums mit ſeinem Subſtantivum fehlte: ſo begnügte man ſich damit, daß man eines neben das andre ſtellte. Fürchterliches Ungeheuer bedeutete ſo viel, dieſes Ungeheuer iſt fürchterlich. Denn die Aktion ſezte dasjenige hinzu, was durch die Töne nicht ausgedrückt war. Hiebey muß man bemerken, daß das Subſtantivum bisweilen vor, bisweilen nach dem Adjektivum konſtruirt wurde, nachdem man ſich nämlich mehr an die Idee des einen, oder an die Idee des andern halten wollte. Ein Menſch, der über die Höhe eines

Baums erſtaunte, ſagte: Großer Baum; wenn er gleich ſonſt bey einer jeden andern Gelegenheit geſagt haben würde, Baum groß. Denn man iſt doch von Natur geneigt, die Idee, von welcher man am meiſten gerührt iſt, zuerſt auszuſprechen.

Man bemerkte, wie man ſich Verba machte, leicht, daß das Wort, welches man ihnen zur Bezeichnung der Perſon, des Numerus, des Tempus und des Modus beygefügt hatte, außer dem auch die Eigenſchaft hatte, ſie mit dem Nomen, wovon ſie regiert wurden, zu verbinden. Man wendete alſo eben dieſes Wort zur Verknüpfung des Adjektivums mit ſeinem Subſtantivum an, oder man erfand wenigſtens ein anderes dazu. Dieſes thut das Wort, ſeyn (*être*), außer daß es zur Anzeige der Perſon nicht zureicht. Dieſe Art der Verknüpfung zweer Ideen iſt, wie ich an einem andern Ort (Theil I. Abſchnitt 2.) bewieſen habe, das, was man bejahen nennt. Der Charakter dieſes Worts iſt demnach die Bezeichnung der Bejahung.

§. 95. Als man ſich dieſes Worts zur Verknüpfung des Subſtantivums mit ſeinem Adjektivum bediente: ſo ſtellete man es zum leztern, als zu dem Wort, worauf die Affirmation am eigentlichſten geht. Gar bald ereignete ſich auch das, was wir bey Gelegenheit der Verben geſehn haben; die beyden machten nämlich nur ein Wort aus. Dadurch wurden die Adjektiven zur Konjugation tauglich, und ſie wurden nur darinnen von den Subſtantiven verſchieden, daß die Beſchaffen-

heiten, die ſie ausdrückten, weder Handeln noch Leiden waren. Man ſah damals, um alle dieſe Nomina in eine und eben dieſelbige Klaſſe bringen zu können, das Verbum blos als ein Wort an, welches, der Konjugation fähig, von einem Subjekt irgend eine Beſchaffenheit bejahet. Auf ſolche Weiſe gab es drey Arten von Verben; einige waren Aktiva, oder ſolche, die ein Handeln bedeuten; andre waren Paſſiva, oder ſolche, die ein Leiden bezeichnen; noch andre waren Neutra, die eine jede andre Beſchaffenheit anzeigten. In der Folge veränderten die Grammatiker dieſe Abtheilungen, oder ſie erſonnen neue; indem es ihnen bequemer ſchien, die Verben durch das Regimen, als durch die Bedeutung zu unterſcheiden.

§. 96. Nachdem die Adjektiva in Verba verwandelt waren, wurde die Konſtruktion der Sprachen ein wenig verändert. Die Stelle dieſer neuen Verben änderte ſich wie der Plaz der Nennwörter ab, von denen ſie abſtammten. Sie wurden daher bisweilen vor, bisweilen nach das Subſtantivum geſezt, deſſen Regimen ſie waren. Dieſer Gebrauch breitete ſich hernach auch über die andern Wörter aus. So entſtand die Epoche, die die Konſtruktion, die uns ſo natürlich iſt, vorbereitet hat.

§. 97. Man war demnach nicht mehr gezwungen, ſeine Ideen beſtändig in derſelbigen Ordnung an einander zu reihen; man ſonderte von den mehrern Adjektiven das Wort ab, welches ihnen beygefügt worden war; man konjugirte es beſonders, und nachdem man es lange Zeit ganz gleichgültig

hingeſtellt hatte, wovon die lateiniſche Sprache ein Beyſpiel iſt; ſo wies man ihm in der franzöſiſchen Sprache die beſtimmte Stelle nach dem Nomen an, welches es regiert, und vor das Nomen, welches es zum Regimen hat.

§. 98. Dieſes Wort war kein Zeichen von irgend einer Beſchaffenheit, und es würde gar nicht in die Zahl der Verben haben geſtellt werden können, wenn man nicht ſeinetwegen die Notion des Verbums erweitert hätte, wie man ſchon bey den Adjektiven gethan hatte. Dieſes Nomen wurde alſo nun blos als ein Wort betrachtet, welches ein Bejahen mit Unterſcheidung der Perſonen, des Numerus, Tempus und Modus bedeutet. Und ſeit der Zeit war das Verbum ſeyn eigentlich allein. Die Grammatiker, die dem Fortgang dieſer Veränderungen nicht nachgiengen, hatten viele Mühe, bis ſie ſich über die Idee vereinigten, die man ſich von dieſer Art von Wörtern zu machen hat *).

§. 99. Die Deklinationen der Lateiner müſſen auf eben die Art erklärt werden, wie ihre Konjugationen. Ihr Urſprung kann von der Entſtehungsart der leztern nicht verſchieden ſeyn. Man erfand, zum Ausdruck des Numerus, des Kaſus und des Genus, Wörter, die man hinter die Nomina ſtellte, wodurch die Endigung derſelben verändert wurde. Man kann hiebey bemerken, daß die franzöſiſchen Deklinationen zum Theil

*) Von keinem Theil der Rede, ſagt der Abbe' Regnier, haben wir ſo viele Definitionen, als wir von den Verben haben. *Grammaire franc.* p. 325.

nach dem Modell der lateinischen gebauet worden: weil sie verschiedene Endigungen gestatten; und zum Theil nach dem Modell der Ordnung, worinnen wir heut zu Tage unsre Ideen stellen; denn die Artikel, die Zeichen des Numerus, Kasus und Genus werden vor die Nomina gestellt.

Mir scheint es, die Vergleichung der französischen Sprache mit der lateinischen mache meine Vermuthungen wahrscheinlich genug, und man habe Grund zu glauben, daß sie sich von der Wahrheit wenig entfernen würden, wenn man bis auf eine erste Sprache zurückgehn könnte.

§. 100. Die lateinischen Konjugationen und Deklinationen haben vor den Französischen den Vorzug der Mannigfaltigkeit und der Präzision. Durch den häufigen Gebrauch, den die Franzosen von den Hülfsverben und den Artikeln machen müssen, wird ihr Stil weitschweifig und gedehnt. Das leuchtet um so viel deutlicher ein, da sie ihre Skrupulosität bis zur unnöthigen Wiederholung der Artikel hinauftreiben. Sie sagen z. B. nicht: *c'est le plus pieux et plus sçavant homme, que je connoisse*; sondern sie sagen: *c'est le plus pieux et le plus sçavans*, etc. Noch mehr; uns mangeln, wegen der Natur unsrer Deklinationen, diejenigen Namen, die die Grammatiker Komparativen nennen. Wir ersezen sie durch das Wort *plus*, welches eben so oft wiederholt werden muß, als der Artikel. Da die Konjugationen und Deklinationen diejenigen Theile der Rede sind, die am häufigsten vorkommen: so ist damit zugleich

wieſen; daß die franzöſiſche Sprache weniger räziſion hat, als die Lateiniſche.

§. 101. Dagegen haben die franzöſiſchen onjugationen und Deklinationen wiederum vor en Lateiniſchen einen Vorzug, nämlich dieſen, daß an durch ſie, Bedeutungen unterſcheiden kann, ie in der lateiniſchen Sprache mit einander ver- engt werden. Die Franzoſen haben drey Prä- erita, *je fis*, *j'ai fait*, *j'eus fait*. Die Latei- er haben nur ein einziges *feci*. Durch Weglaſ- ung des Artikels wird bisweilen der Sinn eines Satzes verändert: *je ſuis père* und *je ſuis le père* eben zwo verſchiedene Bedeutungen, die in der ateiniſchen Sprache mit einander vermengt wer- en: *ſum pater*.

Zehntes Kapitel.

Fortſezung deſſelbigen Gegenſtandes.

§. 102. Es war unmöglich, daß man für ein jedes beſonderes Objekt einen Namen erfinden konnte. Man mußte daher früh allgemeine Aus- drücke haben. Mit wie groſſer Geſchicklichkeit mußte man aber nicht die Umſtände wahrnehmen, um ſich zu verſichern, daß ein jeder dieſelbigen Ab- ſtraktionen mache, und denſelbigen Ideen dieſel- bigen Namen gebe? Man leſe nur Werke über ab- ſtrakte Materien, und man wird finden, daß es auch heut zu Tage nicht leicht iſt, in dem Stück glücklich fortzukommen.

Wenn man ſich die Ordnung, in welcher die abſtrakten Ausdrücke erfunden worden ſind, vorſtellen will: ſo darf man nur auf die Ordnung der allgemeinen Ideen merken. Der Urſprung und der Fortgang iſt derſelbige bey beyden. Ich will hiemit ſo viel ſagen; wofern die allerallgemeinſten Notionen zuverläßig aus Ideen entſtehn, die wir mittelſt der Sinne erhalten: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß die abſtrakteſten Ausdrücke von den erſten Namen herkommen, die man den ſinnlichen Gegenſtänden gegeben hat.

Die Menſchen ziehen, ſo viel ihnen möglich iſt, ihre leztern Kenntniſſe auf andre, die ſie ſich ſchon erworben haben. Dadurch verbinden ſich die weniger geläufigen Ideen mit den Begriffen, die uns geläufiger ſind, wodurch das Gedächtniß und die Einbildungskraft eine große Beyhülfe erhält. Wenn demnach die Umſtände die Bemerkung neuer Gegenſtände veranlaßten: ſo ſuchte man auf, was ſie mit den bekannten Gegenſtänden gemein hatten. Man brachte ſie in dieſelbige Klaſſe, und dieſelbigen Namen dienten zur Bezeichnung beyder. Auf ſolche Weiſe wurden die Ideen der Zeichen allgemeiner. Das geſchah aber nur mit nach und nach. Man ſtieg zu den abſtrakteſten Notionen nur ſtufenweiſe empor, und nur ſehr ſpät hatte man die Ausdrücke: Eſſenz, Subſtanz und Ding. Es giebt ohne Zweifel noch Völker, die ihre Sprache mit denſelben noch nicht bereichert haben *) Wenn ſie unwiſſender ſind,

*) Dieſes beſtätigt Herr de la Condamine in ſeiner Reiſebeſchreibung.

ir: ſo glaub' ich doch nicht, daß gerade die-
r Grund davon ſey.

103. Je gewöhnlicher der Gebrauch ab-
r Ausdrücke wurde, deſto mehr ſah man
wie ſehr die artikulirten Töne zur Bezeich-
ſo gar ſolcher Gedanken dienlich waren, die
ηmerklichſte Beziehung auf ſinnliche Gegen-
haben. Die Einbildungskraft ſuchte ſogar
lchen Gegenſtänden, die die Sinne rühren,
r von dem auf, was im Innerſten der Seele
eng. Da die Menſchen beſtändig Bewegung
Ruhe bey der Materie wahrgenommen; da ſie
Hang und die Neigung der Körper bemerkt;
e geſehn hatten, daß die Luft ſich bewegt, ſich
und aufklärt, daß die Pflanzen ſich entwi-
, ſich befeſtigen und ſchwächen: ſo ſagten ſie
die Bewegung, die Ruhe, die Neigung
der Hang der Seele; ſie ſagten, die Seele
egt ſich, betrübt ſich, heitert ſich auf, ent-
elt; befeſtiget, ſchwächt ſich. Endlich be-
gte man ſich auch, wenn man nur irgend eine
ehung unter einer Verrichtung der Seele und
r einer Aktion des Körpers wahrnahm, um
den denſelbigen Namen zu geben *). Selbſt

*) „Ich zweifle gar nicht, ſagt Loke, (Buch III. Kap. 1. §. 3.) daß wir, wenn wir alle Wörter bis zu ihrer erſten Quelle zurückführen könnten, nicht finden ſollten, daß in allen Sprachen diejenigen Ausdrücke, die man zur Bezeichnung ſolcher Gegenſtände, die nicht in die Sinne fallen, gebraucht, ihren erſten Urſprung nicht von ſinnlichen Ideen haben ſollten. Daraus können wir die Beſchaffenheit der

der Ausdruck Geiſt, (*Eſprit*) kömmt von der Idee einer ſehr feinen Materie, eines Dunſtes, eines Hauches, der dem Auge unſichtbar iſt; eine Idee, die ſich viele Weltweiſen ſo ſehr geläufig gemacht haben, daß ſie ſich vorſtellen, eine aus einer unzehlbaren Anzahl von Theilen zuſammengeſezte Subſtanz ſey des Denkens fähig. Ich habe dieſen Irrthum ſchon oben (Theil I. Abſchnitt 1. Kap. 1.) widerlegt.

Man ſieht deutlich ein, wie dieſe Namen bey ihrer erſten Entſtehung gebildet wurden. Man könnte unter den abſtrakteſten Ausdrücken einige Beyſpiele antreffen, bey welchen dieſe Wahrheit nicht ſo klar einleuchten könnte. Dahin gehört das Wort Gedanke *). Man wird ſich indeſſen

Notionen derer errathen, die die Sprache zuerſt redeten. Wir können ferner errathen, von welcher Seite ſie ihrem Verſtand dargeſtellt wurden, und wie die Natur den Menſchen, den Urſprung und das Prinzipium aller ihrer Kenntniſſe, mittelſt der Namen ſelbſt zuführte, die ſie den Dingen gaben.«

*) Dieſes iſt, meiner Meynung nach, das ſchwerſte Beyſpiel, welches man wehlen kann. Es läßt ſich aus einer Schwierigkeit davon urtheilen, wodurch die Carteſianer diejenigen auf Ungereimtheiten hinauszuführen geglaubt haben, die den Urſprung aller unſrer Kenntniſſe auf die Sinne hinausleiten. Sie fragen: »durch welchen Sinn ſollten wohl die ganz geiſtigen Ideen, z. B. die Idee, vom Gedanke, und vom Weſen, in den Verſtand hineingekommen ſeyn? Sollten ſie wohl, wenn ſie durchs Gehör hineintraten, mittelſt eines tiefen oder hohen Tons hineingetreten ſeyn? Geſchah es durch den Geruch; war dieſer Geruch angenehm, oder widrig? Oder durch den Geſchmack; wie war dieſer

bald überzeugen können, daß es doch keine Ausnahme macht.

Die Bedürfnisse waren es, die den Menschen die ersten Gelegenheiten zur Bemerkung dessen, was in ihnen selbst vorgieng und zur Bezeichnung desselben durch Aktion, Gelegenheit gaben. Diese Beobachtungen fanden daher nur in Beziehung auf diese Bedürfnisse statt, und man unterschied nicht mehrere Dinge von einander, außer in so fern die Dinge selbst einen dazu nöthigten. Nun aber gingen die Bedürfnisse einzig und allein auf den Körper. Daher bedeuteten die ersten Namen, die man dem, was wir zu empfinden vermögen, gab, bloß sinnliche Verrichtungen. In der Folge machten sich die Menschen immer mehr und mehr mit den abgezogenen Ausdrücken bekannt; sie sezten sich in den Stand die Seele vom Körper zu unterscheiden, und die Operationen dieser beyden Substanzen einzeln für sich zu betrachten. Nunmehr bemerkten sie, wenn man z. B. sagte, ich sehe, nicht blos die Aktion des Körpers; sondern auch insbe-

beschaffen? Waren sie kalt oder warm, hart oder weich, wenn wir sie etwa durchs Gefühl erhielten? Läßt sich auf diese Fragen nichts vernünftiges antworten: so muß man zugestehn, daß die geistigen Ideen, dergleichen die Begriffe von Wesen und Gedanken sind, ihre Entstehung auf keine Weise den Sinnen zu verdanken haben; sondern daß unsre Seele das Vermogen hat, sie selbst zu bilden. s. *L'Art de penser*. Dieser Einwurf ist aus den Konfessionen des H. Augustins genommen. Ehe Locke schrieb, konnte er vielleicht manchen verführen. Jezt aber hat es gar nichts auf sich.

ſondre die Perzeption der Seele, und ſie fingen an, den Ausdruck ſehen zur Bezeichnung beyder geſchickt zu finden. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß die Einführung dieſes Gebrauchs ſo natürlich war, daß man es nicht einmal wahrnahm, daß man die Bedeutung dieſes Worts ausdehne. Auf ſolche Weiſe wurde ein Zeichen, welches anfänglich blos auf die Verrichtung eines Körpers ging, der Name von einer Seelenoperation.

Je mehr man über die Operationen, zu deren Ideen man auf dieſem Weg gelangt war, nachdachte: deſto mehr fand man, wie nothwendig es ſey, ſie unter verſchiedene Klaſſen zu bringen. In dieſer Abſicht erfand man nicht neue Ausdrücke; weil dieſes eben nicht das leichteſte Mittel geweſen wäre, ſich verſtändlich zu machen; ſondern man erweiterte allmählich, nach Maasgabe des Bedürfniſſes, die Bedeutung einiger Nennwörter, die die Zeichen von den Operationen der Seele geworden waren; dergeſtalt, daß eines von ihnen am Ende ſo allgemein war, daß es ſie alle ausdrückte, und das war das Wort Gedanke. Wir ſelbſt fangen die Sache nicht anders an, wenn wir eine abgezogene Idee ausdrücken, die durch den Gebrauch noch nicht determiniret worden iſt. Dieſes alles beweiſet, was ich im vorigen Paragraph geſagt habe; daß nämlich die abſtrakteſten Ausdrücke von den erſten Namen herkommen, die den ſinnlichen Gegenſtänden ertheilt worden ſind.

§. 104. Sobald der Gebrauch dieſer Zeichen gemein wurde, vergas man den Urſprung derſel-

ben, und man verfiel in den Irrthum zu glauben, sie seyen die natürlichsten Namen geistiger Dinge. Man stellte sich sogar vor, daß durch sie ihr Wesen und ihre Natur vollkommen erklärt werde; wenn sie gleich nur sehr unvollkommene Analogien erklärten. Dieser Misbrauch zeigt sich in den alten Philosophen deutlich; bey den meisten Neuern kömmt er auch noch vor, und er ist der Hauptgrund von unserm langsamen Fortkommen im Schließen.

§. 105. Die Menschen waren, besonders beym Ursprung der Sprachen zum Reflektiren über sich selbst nicht sehr aufgelegt; sie hatten zur Bezeichnung dessen, was sie an sich beobachten konnten, nur solche Zeichen, die bis dahin nur zur Anzeige ganz verschiedener Sachen gebraucht wurden. Hieraus läßt sich auf die Schwierigkeiten schliessen, die sie überwinden mußten, ehe sie gewissen Operationen der Seele Namen geben konnten. Die Partikeln z. B. die die verschiedenen Theile der Rede mit einander verbinden, konnten nur sehr spät erfunden werden. Sie drücken die Art, wie uns die Gegenstände affiziren, nebst den Urtheilen, die wir darüber fällen, mit so vieler Feinheit aus, die der Roheit des Verstandes lange entwischen mußte. Dadurch wurden die Menschen zum Räsonnement unfähig. Räsonniren heißt die Beziehungen ausdrücken, die sich unter mehreren Sätzen finden. Nun aber ist es einleuchtend, daß nur die Konjunktionen das Mittel dazu sind. Die Sprache der Aktion konnte den Mangel dieser Partikeln nur äußerst schlecht ersezen, und man

war nicht eher im Stande, mittelst der Nennwörter, die Verhältnisse auszudrücken, deren Zeichen sie sind, als bis sie durch ausgezeichnete und oft wiederholte Umstände fixirt wurden. Wir werden weiter unten sehn, daß hiedurch die Fabel veranlaßt wurde.

§. 106. Nie verstanden sich die Menschen beßer, als wenn sie den sinnlichen Gegenständen Namen gaben. Sobald sie aber zu urbildlichen Notionen übergehn wollten: sobald hatten sie Mühe einander zu verstehn, da ihnen gemeiniglich Modelle mangelten, da sie sich in Umständen befanden, die sich unaufhörlich veränderten, und da nicht alle die Kunst, ihre Seelenoperationen recht zu leiten, gleich gut verstunden. Man versammlete unter einem einzigen Namen mehr oder weniger einfache und oft auch ganz entgegengesezte Ideen. Daher so viele Wortstreitigkeiten. Selten fand man, in ein Paar verschiedenen Sprachen, Ausdrücke für diese Gegenstände, die einander völlig entsprochen hätten. Es war dagegen etwas sehr gemeines, daß man in derselbigen Sprache einige Ausdrücke bemerkte, deren Bedeutung nicht bestimmt genug war, und die man auf tausenderley verschiedene Arten anwenden konnte. Diese Mängel haben sich sogar in die Werke der Weltweisen eingeschlichen, und sie sind der Grund von vielen Irrthümern.

Wir haben oben §. 82. wo von den Namen der Substanzen die Rede war, gesehn, daß die Namen komplexer Ideen vor den Benennungen der einfachen Begriffe erfunden worden sind. In der Erfindung der Namen für urbildliche Notionen hat man einer gan
Da diese Notionen wei
gen mehrerer einfacher
unserm Belieben verse
fenbar, daß wir sie n
nen, als nachdem wir
men, eine jede von de
hatten, die wir in diese
ten. Man hat z. B.
der Notion, die er b
können, als bis die J
kanntschaft mit der G
der Gefahr auszuseze
Pflicht zu erfüllen,
fixirt waren

§. 107. Die Pron
ter, die man erfand,
waren, deren Nothwen
ist sogar wahrscheinli
bis man sich an sie ge
stand war gewohnt je
demselbigen Wort a
Mühe sich an einen R
Stelle eines andern,
Phrase vertrat.

§. 108. Um dies
dern, stellte man in d
die Verba. Denn da
nibus näher waren,
so wurden auch ihre
französische Sprache
aus gemacht; nur de

ij andern Ordnung gefolgt.
ter nichts, als Sammlun-
Ideen sind, die wir, nach
mmlet haben: so ist es of-
icht eher haben bilden kön-
schon, mittelst eigner Na-
n einfachen Ideen bestimmt
Notionen hineinbringen woll-
den Namen Herzhaftigkeit
ezeichnet, nicht eher geben
deen von Gefahr, von Be-
efahr, von der Pflicht sich
n, und vom Entschluß diese
durch andre Namen schon

omina waren die lezten Wör-
weil sie die lezten Wörter
digkeit man wahrnahm. Es
ch, daß es lange anstund
wöhnen konnte. Der Ver-
desmal dieselbige Idee bey
ufzuwecken, und er hatte
amen zu gewöhnen, der die
oder auch oft einer ganzen

e Schwierigkeiten zu vermin-
er Rede die Pronomina vor
sie nun dadurch den Nomi-
deren Stelle sie vertraten:
eziehungen deutlicher. Die
elbst hat sich eine Regel dar-
r einzige Fall ist ausgenom-

men, wenn der Kaſus, oder ein Verbum bey einem Imperativus ſteht, und wenn er einen Befehl anzeigt; man ſagt: *faites-le.* Dieſer Gebrauch hat nur deswegen eingeführet werden können, damit man den Imperativ deſto beſſer vom Präſens möge unterſcheiden können. Bedeutet hingegen der Imperativ ein Verbot: ſo tritt das Pronomen wiederum in ſeine natürliche Stelle zurück. Man ſagt, *ne le faites pas.* Der Grund davon ſcheint mir ſehr leicht zu ſeyn. Das Verbum bezeichnet den Zuſtand einer Sache, und die Negation die Beraubung dieſes Zuſtandes. Es iſt alſo natürlich, daß man ſie, um mehrerer Deutlichkeit willen, vom Verbum nicht abſondert. Das *pas* aber iſt das Wort, welches die Verneinung voll macht; und es iſt folglich nothwendiger, daß es nahe beym Verbum ſtehe, als das *ne.* Es kömmt mir auch vor, daß dieſe Partikel nie von ihrem Verbum getrennt ſeyn will. Ich weiß nicht, ob die Grammatiker dieſe Bemerkung gemacht haben.

§. 109. Nicht immer hat man die Natur der Wörter zu Rath gezogen, wie man ſie in verſchiedene Klaſſen hat abtheilen wollen. Eben deswegen hat man Wörter unter die Pronomina geſezt, die keine Pronomina ſind. Wenn man z. B. ſagt: *Voulez-vous me donner cela?* ſo zeigen *Vous, Me, Cela* die Perſon an, mit welcher man redet, die Perſon, die redet, und die Sache die man verlangt. Dieſes ſind demnach eigentliche Nomina, die lang vor den Pronominibus bekannt waren, und die in der Ordnung der übrigen Nennwörter in der Rede hingeſtellt wurden; vor das

ebum nämlich, wenn ſie das Regimen deſſelben
ren; hinter das Verbum, wenn ſie daſſelbe re-
ten. Man ſagte: *cela vouloir moi* ſtatt *je*
ux cela.

§. 110. Wir haben nur noch vom Unterſchied
Genus zu handeln. Es iſt offenbar, daß
ſes ſeinen Urſprung blos der Verſchiedenheit der
eſchlechter zu verdanken hat, und daß man die No-
na nur deswegen auf zwo oder drey Arten von
enus zurückgeführt hat, damit man mehr Ord-
ng und Klarheit in die Sprache bringen möchte.

§. 111. In dieſer, oder doch in einer ſehr
enlichen Ordnung ſind die Wörter erfunden wor-
n. Die Sprachen hatten eigentlich nicht eher
nen Stil, als wie ſie Namen von allerley Art
atten, und wie die Menſchen ſich feſte Grund-
ze für die Konſtruktion der Rede feſtſetzten. Vor-
er beſtand die Rede aus einer bloſſen Menge von
Wörtern, die nur mit Hülfe der Sprache der
ktion eine Reihe von Gedanken ausdrückten.
Man muß indeſſen wohl bemerken, daß die Pro-
nomina blos zur Präziſion des Stils erforderlich
waren.

Eilftes Kapitel.

Von der Bedeutung der Wörter.

§. 112. Man darf nur die Entſtehungsart
der Wörter betrachten, um einzuſehn, daß die
Namen für einfache Ideen am wenigſten vieldeutig
ſeyn können; indem die Umſtände die Perzeptio-

nen deutlich bestimmen, worauf sie sich beziehen. Ich kann an der Bedeutung der Wörter, weiß, schwarz gar nicht zweifeln, wenn ich bemerke, daß man sie zur Bezeichnung gewisser Perzeptionen gebraucht, die ich eben jezt habe.

§. 113. Nicht so verhält es sich mit den komplexen Notionen, die bisweilen so sehr zusammengesezt sind, daß man die einfachen Ideen nur sehr langsam sammlen kann, die in denselbigen liegen. Einige sinnliche Beschaffenheiten, die man leicht bemerkte, machten anfänglich die Notion aus, die man sich von einer Substanz bildete. In der Folge, wie man neue Beschaffenheiten entdeckte, machte man diese Notion komplexer. So ist es wahrscheinlich, daß z. B. die Notion des Goldes anfänglich nur der Begriff eines gelben und sehr schweren Körpers war. Nach einiger Zeit lehrte die Erfahrung, daß man auch die Eigenschaft hinzusezen müsse, daß es sich hämmen läßt; hierauf kamen seine Duktilität und Fixität, und so mit nach und nach alle übrigen Eigenschaften hinzu, woraus die geschicktesten Chymisten den Begrif gebildet haben, den sie sich von dieser Substanz machen. Ein jeder konnte bemerken, daß die neuen Eigenschaften, die man am Gold entdeckte, an der Notion, die man sich bisher davon gemacht, eben so viel Recht haben, als die ersten Beschaffenheiten, die man an demselben beobachtet hatte. Das ist der Grund, warum die Zahl der einfachen Ideen, aus welchen die Notion einer Substanz bestehn konnte, nicht mehr bestimmlich war. Einigen schien diese Zahl größer; andern

kleiner. Das hing ganz von den Er-
en und vom Scharfsinn ab, mit welchem
Erfahrungen machte. Eben deswegen
ie Bedeutung der Namen von Substanzen
dig sehr ungewiß seyn, und sie mußte eine
von Wortstreitigkeiten veranlassen. Wir
n Natur zu glauben geneigt, daß Andre
gen Ideen haben, die wir haben; weil sie
selbigen Sprache bedienen. Daher kömmt's,
oft der entgegengesezten Meynung zu seyn
, wenn wir gleich dasselbige behaupten.
ürfte in dergleichen Fällen nur die Bedeu-
er Ausdrücke erklären, um den Streitig-
ein Ende zu machen, und um das Unbe-
e vieler Fragen darzustellen, die wir für
halten. Locke giebt hiervon (Buch III.
). §. 16.) ein Beyspiel, welches hier mit-
zu werden verdient.

Ich war, sagt er, einstens in einer Gesell-
von geschickten und einsichtsvollen Aerzten.
erfiel von ohngefähr auf die Untersuchung
ge, ob der Saft durch die Nervenfäden durch-
Die Meynungen darüber waren getheilt,
an stritte sich lang. Ein jeder führte für
Meynung verschiedene Gründe zur Unter-
g derselben an. Ich hatte mir schon lange
at eingedrückt, daß der grösste Theil von
igkeiten mehr auf die Bedeutung der Wörter,
f eine wirkliche Verschiedenheit in der Art,
an sich die Dinge vorstellt, hinauslaufe.
deutete also diesen Herren; sie möchten, ehe
en Streit weiter fortsezten, vorher unter-

ſuchen und ausmachen, was das Wort Saft bedeute. Sie wunderten ſich anfänglich über dieſen Vorſchlag, und wären ſie weniger höflich geweſen: ſo würden ſie ihn vielleicht mit Verachtung, als unnütz und ſonderbar verworfen haben, indem doch ein jeder in dieſer Geſellſchaft die Bedeutung des Worts Saft, welches, meiner Meynung nach, eben nicht eine von den ſchwierigſten Benennungen der Subſtanzen iſt, zu kennen glaubte. Genug, man ließ meine Erinnerung ſtatt finden; und es fand ſich am Ende, daß die Bedeutung dieſes Worts nicht ſo gewiß noch ſo beſtimmt war, als ſie anfänglich alle geglaubt, und daß es hingegen ein jeder von ihnen zu einem Zeichen einer verſchiedenen komplexen Idee gemacht hatte. Sie ſahen daraus ein, daß die Hauptſache ihres Streits auf die Bedeutung dieſes Ausdrucks hinauslief, und daß ſie, was die Sache betraf, faſt ganz einerley Meynung waren, daß nämlich eine ſehr flüßige und feine Materie durch die Poros der Nerven durchſchlüpfe; wenn ſich gleich nicht leicht beſtimmen ließ, ob dieſe Materie den Namen Saft haben könne, oder nicht? Ein jeder hielt es indeſſen für unnütz, über ſo was zu ſtreiten.“

§. 114. Der Sinn der Benennungen urbildlicher Ideen iſt noch ungewiſſer, als die Bedeutung der Namen von Subſtanzen; es mag nun davon herrühren, daß man ſelten das Modell der Sammlungen antrift, zu welchen ſie gehören; oder auch davon, daß die Bemerkung aller einzelner Theile derſelben oft ſehr ſchwer iſt, wenn man auch ihr Modell vor ſich hat. Die weſentlichſten

nd oft gerade diejenigen, die uns am ersten
n. Um sich z. B. eine Idee von einer
en That zu machen, ist es nicht genug,
ihr äusserliches und in die Augen fallen-
erkt; man muß auch gewisse Dinge dabey
die nicht in die Sinne fallen. Man muß
icht des Thäters ausforschen, das Ver-
der That zum Gesez auffinden, und bis-
o gar viele Umstände kennen, die vor der
orhergiengen. Dieses alles erfordert eine
t, zu welcher uns unsre Nachläßigkeit, oder
ngel am Scharfsinn gemeiniglich unfähig

15. Die Beobachtung ist artig, wie man
Sprache oft mit dem größten Vertrauen
dem Augenblick bedient, da man sie am
mißbraucht. Man glaubt sich zu verstehn,
an gleich nicht die mindeste Sorgfalt dar-
det. Der Gebrauch der Wörter ist uns
ufig geworden, daß wir gar nicht daran
, daß man unsern Gedanken nicht fassen
sobald wir ihn anzeigen; gleich, als wenn
en bey dem, der redet, und bey demjenigen,
ret, nothwendig dieselbigen seyn müßten.
ilosophen haben, statt diesem Mißbrauch
en, mit Fleiß dunkel zu seyn sich Mühe
. Eine jede Sekte fand ihr Interesse da-
aß sie schwankende, und sinnlose Ausdrücke
Dadurch hat man die schwachen Seiten
r unnüzer und lächerlicher Systeme zu ver-
gesucht, und man hat die Geschicklichkeit
glücklichen Ausführung dieses Vorhabens,

wie Locke richtig bemerkt, (Buch III. Kap. 10.) für Scharfsinn des Geistes, und für wirkliche Gelehrsamkeit gehalten. Endlich kamen Menschen, die ihre Sprache aus den Sprachen aller Sekten zusammensezten und in allen Materien den Saz und den Gegensaz behaupteten. Man hat dieses Talent bewundert, und man bewundert es vielleicht auch noch. Man würde es aber in einem hohen Grad verachten, wenn man tiefer in die Sachen hineindringen wollte. Um allen diesen Mißbräuchen vorzubeugen, muß die bestimmte Bedeutung der Wörter folgendermaaßen beschaffen seyn.

§. 116. Man muß sich der Zeichen nur zur Anzeige der Ideen, die man sich selbst denkt, bedienen. Ist von den Substanzen die Rede: so müssen die Namen, die man ihnen giebt, nur auf die Eigenschaften gehn, die man selbst an ihnen bemerkt, und die man selbst gesammlet hat. Die Namen urbildlicher Ideen müssen gleichfalls nur eine gewisse Anzahl einfacher Ideen anzeigen, die man zu bestimmen im Stand ist. Man muß sich vorzüglich vor der Voraussezung hüten, daß Andre mit denselbigen Wörtern gerade dieselbigen Ideen verbinden, die wir selbst mit denselbigen zu verbinden pflegen. Wenn eine Frage aufgeworfen wird: so müssen wir zuerst zusehn, ob die komplexen Notionen der Personen, mit denen wir uns unterhalten, eine grössere Anzahl einfacher Ideen in sich fassen, als unsre Notionen. Merken wir dieses: so müssen wir untersuchen, wie viel und was für Ideen es sind. Scheint uns hinge-

gen die Anzahl kleiner: so müssen wir ihnen anzeigen, was für einfache Ideen wir noch ausser den übrigen zur Notion hinzusezen.

Was die allgemeinen Benennungen betrift: so können wir sie nicht anders, als Zeichen betrachten, die die verschiedenen Klassen, unter welche wir unsre Ideen auftheilen, von einander unterscheiden. Wenn man also sagt: eine Substanz gehört zu dieser Spezies: so müssen wir dieses blos so verstehn, sie faßt Eigenschaften in sich, die in der komplexen Notion, wovon ein gewisses Wort das Zeichen ist, enthalten sind.

In einem jeden andern Fall, den Fall mit den Substanzen ausgenommen, wird das Wesen der Dinge mit der Notion, die wir uns von denselben gebildet haben, vermengt; und dasselbige Wort ist folglich zu gleicher Zeit das Zeichen von jenem und von dieser. Ein in drey Linien eingeschlossener Raum ist zu gleicher Zeit das Wesen und auch die Notion des Triangels. So verhält es sich auch mit allem, was die Mathematiker unter den allgemeinen Ausdruck, Größe bringen. Die Philosophen haben, wie sie sahen, daß in der Mathematik die Notion des Dings, sein Wesen in sich schließt, zu voreilig den Schluß gemacht, daß es sich in der Physik eben so verhalten müsse; und sie haben sich daher eingebildet, daß sie das Wesen der Substanz selbst erkennen.

Da die Ideen in den mathematischen Wissenschaften auf eine deutliche Weise bestimmt sind: so zieht die Vermengung der Notion des Dings mit

seinem Wesen keinen Mißbrauch nach sich. In den Wissenschaften hingegen, in welchen man aus urbildlichen Ideen schließt, kann man sich für den Wortstreitigkeiten nicht genug in Acht nehmen. Man wirft zum Beyspiel die Frage auf: welches ist das Wesen der dramatischen Poesien, die man Komödien nennt; und verdienen gewisse Stücke, denen man diesen Namen beylegt, denselben wirklich?

Hier bemerke ich; der erste, der Komödien erfunden, hat kein Modell gehabt. Das Wesen dieser Art von Gedichten lag folglich einzig und allein in der Notion, die er sich davon gemacht. Diejenigen, die nach ihm gekommen sind, haben mit nach und nach zu dieser ersten Notion etwas hinzugefügt, und dadurch haben sie das Wesen der Komödie verändert. Wir haben das Recht, dieses gleichfalls zu thun. Statt uns aber desselben zu bedienen, ziehen wir die Modelle zu Rath, die wir heut zu Tage haben, und wir bilden unsern Begrif nach denen, die uns am besten gefallen. Wir nehmen also nur gewisse Stücke in die Zahl der Lustspiele auf; andre Stücke schließen wir aus dieser Zahl aus. Nun frägt man uns: ist dieses oder jenes Gedicht eine Komödie, oder nicht? Auf diese Frage antwortet nun ein jeder nach Maasgabe der Notionen, die er sich gemacht hat; da nun diese Notionen nicht bey allen die nämlichen sind: so wird es das Ansehn haben, als wenn diejenigen, die auf die Frage antworten, entgegengesezter Meynung seyen. Wollten sie die Ideen an die Stelle der Wörter sezen: so würden

ld einſehn, daß ſie nur in der Art ſich aus-
cken, von einander abweichen. Man würde,
daß man auf eine ſolche Art die Notion einer
e ſo einſchränkt, vernünftiger thun, wenn
ſie in eben dem Maas erweiterte, in welchem
neue Genera entdeckte, die ihr untergeordnet
Dann würde die Unterſuchung des höhern
us eine artige und gründliche Unterſuchung

Was ich bisher vom Luſtſpiel geſagt habe,
ſich auch auf das epiſche Gedicht anwenden;
man ja die Fragen für wichtig hält, ob das
orne Paradies, Lutrie ꝛc. Heldengedichte ſind?
Bisweilen reichen die unvollſtändigen Ideen
wenn ſie nur beſtimmt ſind. Ein andermal
ſen ſie nothwendig vollſtändig ſeyn. Dieſes
gt vom Gegenſtand ab, den man vor ſich hat.
n müßte vor allen Dingen unterſcheiden, ob
n von Dingen redet, von denen man Grund
geben will, oder ob man nur von ihnen redet,
ſich zu unterrichten. Im erſten Fall iſt es
ht zureichend, daß man einigen Begrif davon
be; man muß ſie von Grund aus kennen. Ein
gemeiner Fehler iſt es hingegen, daß man über
es mit einer ganz kleinen Zahl von Ideen, die
ch dazu oft ſchlecht determinirt ſind, entſchei-
n will.

Ich werde, in der Abhandlung über die Me-
ode, die Mittel anzeigen, deren man ſich bedie-
n kann, um die Ideen zu beſtimmen, die wir
t verſchiedenen Zeichen verbinden.

Zwölftes Kapitel.

Von den Inverſionen.

§. 117. Wir ſchmeicheln uns, die franzöſiſche Sprache habe vor den alten Sprachen den Vorzug, daß ſie die Wörter in der Rede ſo ordnet, wie ſich die Ideen ſelbſt in der Seele reihen. Wir ſtellen uns nämlich vor, die natürlichſte Ordnung erfordere, daß zuerſt das Subjekt, wovon geredet wird, angezeigt werde, ehe das, was man davon behauptet, ausgedrückt wird; d. h. daß der Nominativ vor dem Verbum vorher gehe, und daß das Regimen auf das Verbum folge. Wir haben aber ſchon geſehn, daß die natürlichſte Konſtruktion, beym Urſprung der Sprachen, eine ganz verſchiedene Ordnung erforderte.

Was man hier natürlich nennt, ändert ſich nach dem Genie der Sprachen ab, und in einer Sprache iſt es ausgebreiteter, als in einer andern. Davon iſt das Latein ein Beweis. Es vereinigt ganz entgegengeſezte Konſtruktionen, die demohngeachtet der Ordnung der Ideen ſämtlich anzupaſſen ſcheinen; z. B. *Alexander vicit Darium*; *Darium vicit Alexander*. Wenn die Franzoſen nur jene erſtere gebrauchen: *Alexandre a vaincu Darius*: ſo iſt nicht das der Grund, daß ſie etwa allein natürlich wäre; ſondern es rührt davon her, daß die franzöſiſchen Deklinationen nicht geſtatten, daß Klarheit mit einer verſchiedentlichen Ordnung der Wörter vereinigt werde.

Worauf könnte man wohl die Meynung gründen, daß in dem Saz: *Alexandre a vaincu Darius*, die franzöſiſche Konſtruktion einzig und allein natürlich ſey? Man ſehe die Sache von der Seite der Seelenoperationen, oder von der Seite der Ideen an: ſo wird man finden, daß es ein Vorurtheil iſt. Von Seite der Seelenoperationen; man kann nämlich vorausſezen, daß die drey Ideen, aus welchen dieſer Saz beſteht, einander in der Seele des Redenden zu gleicher Zeit auf einmal aufwecken; oder man kann annehmen, daß ſie ſich nur allmälig aufwecken. Im erſten Fall findet ſich keine Ordnung unter ihnen; im lezten hingegen kann die Ordnung abwechſeln; denn es iſt eben ſo natürlich, daß ſich die Ideen, Alexander und überwinden bey Gelegenheit der Idee Darius darſtellen, als es natürlich iſt, daß die Idee Darius auf die andern beyden folgen kann.

Sieht man die Sache von der Seite der Ideen an: ſo iſt der Irrthum eben ſo fühlbar. Denn die unter ihnen vorkommende Subordination begünſtigt die beyden lateiniſchen Konſtruktionen, *Alexander vicit Darium*, *Darium vicit Alexander*, gleich ſehr. Hier iſt der Beweiß.

Die Ideen modifiziren einander in der Rede, nach dem die eine die andere erklärt, erweitert oder einſchränkt. Hierdurch ſind ſie einander natürlicher Weiſe untergeordnet; freylich mehr oder weniger unmittelbar; nachdem ihre Verbindung ſelbſt mehr oder weniger unmittelbar iſt. Der Nominativus iſt mit dem Verbum verbunden; das Verbum mit ſeinem Regimen; das Adjektivum

mit seinem Substantivum, u. s. w. Allein die Verknüpfung des Regimens des Verbums mit seinem Nominativ ist nicht so genau; weil sich diese beyden Nomina nur mittelst des Verbums modifiziren. Die Idee Darius ist z. B. unmittelbar mit der Idee, überwunden, verknüpft; die Idee überwunden mit der Idee Alexander; und die Unterordnung dieser dreyer Ideen behält dieselbige Ordnung.

Aus eben dieser Bemerkung erhellet, daß man sich, um die natürliche Ordnung der Ideen nicht zu stören, nur an die stärkste Verknüpfung halten darf, die unter ihnen Statt hat. Das kömmt aber in den beyden lateinischen Konstruktionen, *Alexander vicit Darium*, und Darium vicit Alexander, auf eine gleiche Art vor. Beyde sind demnach gleich natürlich. Man irrt sich in diesem Stück nur deswegen, weil man eine Ordnung für natürlicher hält, die uns nur wegen des Charakters unsrer Sprache geläufig geworden ist. Es giebt indessen selbst im Französischen gewisse Konstruktionen, die einen für diesem Irrthum hätten bewahren können; weil der Nominativ im Französischen besser nach dem Verbum steht. Man sagt z. B., *Darius, que vainquit Alexandre.*

§. 118. Die Unterordnung der Ideen wird in eben dem Verhältniß gestört, in welchem man sich weniger an ihre starke Verbindung hält. Und dann hören die Konstruktionen auf, natürlich zu seyn. Das würde der Fall seyn, wenn es hieße: *Vicit Darium Alexander;* weil da die Idee

Alexander von der Idee *vicit* getrennt wird, mit der sie doch unmittelbar verbunden seyn muß.

§. 119. Die lateinischen Schriftsteller liefern von allen Arten von Konstruktionen Beyspiele, *Conferte hanc pacem cum illo bello.* Dies ist eine Konstruktion nach der Analogie unsrer Sprache. *Huius praetoris adventum, cum illius imperatoris victoria; huius cohortem impuram, cum illius exercitu invicto; huius libidines, cum illius continentia.* Dieses sind Beyspiele, die eben so natürlich sind, als das erste; weil die Verbindung der Ideen in denselben gar nicht gestört wird; die französische Sprache würde sie indessen doch nicht gestatten. Im Schluß der Periode hingegen kömmt eine Konstruktion vor, die gar nicht natürlich ist: *Ab illo, qui cepit conditas, ab hoc, qui constitutas accepit captas dicetis Syracusas.* Das Wort Syracusas ist von conditas, und dieses wiederum von ab illo getrennt; und das ist der Unterordnung der Ideen entgegen.

§. 120. Wenn sich die Inversionen nicht nach der stärksten Verbindung der Ideen richten, würden sie Unbequemlichkeiten haben; wenn die lateinische Sprache nicht durch die Beziehungen nachhelfen sollte, die die Endigungen unter die Wörter bringen, die eigentlich nicht von einander getrennt werden sollten. Diese Beziehung ist so beschaffen, daß der Verstand die entferntesten Ideen sehr leicht einander näher bringen kann, um sie in ihre Ordnung zu stellen. Wenn diese Konstruktionen auch der Verbindung der Ideen einigermaaßen Gewalt anthun: so haben sie dagegen andre Vortheile, die wir hier aufzehlen wollen.

Der erste Vortheil ist dieser; die Rede erhält mehr Harmonie. Da die Harmonie einer Sprache in der Mischung der Töne allerley Art, in ihrer taktmäßigen Bewegung, und in den Intervallen liegt, in welchen sie auf einander folgen: so sieht man leicht ein, wie groß die Harmonie durch dergleichen mit Geschmack ausgewehlten Inversionen werden müßte. Cicero führt die Periode, die ich eben ausgezeichnet habe, als ein Muster an.

§. 121. Ein zweyter Vortheil ist die Verstärkung der Kraft und der Lebhaftigkeit des Stils. Man kann jedes Wort an die Stelle sezen, wo es natürlicher Weise den meisten Effekt hervorbringen muß. Vielleicht frägt man hier: Aus welchem Grund hat ein Wort an einer Stelle mehr Kraft, als an einer andern?

Man darf nur, um diesen Grund einzusehn, eine Konstruktion, worinnen die Ausdrücke der Verbindung der Ideen folgen, mit einer Konstruktion vergleichen, in welcher sie von dieser Verbindung abweichen. Dort stellen sich die Ideen auf eine so natürliche Art dar, daß der Verstand ihre ganze Folge übersieht, ohne daß die Imagination dabey sehr angestrengt wird. Hier aber sind die Ideen, die unmittelbar auf einander folgen sollen, zu sehr getrennt, als daß man sie eben so leicht übersehn könnte. Wenn indessen eine solche Konstruktion geschickt angelegt wird: so schließen sich doch die entferntesten Wörter ohne Schwierigkeiten an einander an; weil die Endigungen eine gewisse Beziehung unter sie bringen. Das schwache Hinderniß also, welches von ihrer

Entfernung von einander herrührt, scheint blos zur Uebung der Imagination da zu seyn, und die Ideen sind nur deswegen zerstreuet, damit der Verstand, der sie nun selbst sammlen muß, die Verbindung oder den Kontrast derselben, mit mehrerer Lebhaftigkeit empfinden möge. Mittelst dieses Kunstgrifs kann man bisweilen den ganzen Nachdruck einer Phrase in das Wort vereinigen, womit sie sich endiget, z. B.

— — — Nec quicquam tibi prodest
Aerias tentasse domos, animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro *).

Dieses lezte Wort (*morituro*) schließt mit Nachdruck, weil es der Verstand nicht auf *tibi* hinziehn kann, worauf es doch eigentlich geht, er laufe denn alles wieder durch, was dazwischen liegt. Man verseze *morituro* in die Ordnung, die die Verbindung der Ideen erheischt; *Nec quicquam tibi morituro etc.*; der Effekt wird gewiß nicht mehr derselbige bleiben; weil die Imagination nicht mehr so geübt wird. Diese Arten von Inversionen nehmen am Charakter der Sprache der Aktion Theil, in welcher bisweilen ein einziges Zeichen die Dienste einer ganzen Phrase that.

§. 122. Aus diesem zweyten Vortheil der Inversionen erwächst ein dritter; nämlich, sie machen ein Gemälde aus; ich will damit so viel sagen: sie versammlen in ein einziges Wort die Umstände einer Handlung, ohngefähr, wie sie ein Maler auf die Leinwand versammlet. Wenn die Inver-

*) *Horat.* Lib. I. Od. 28.

sionen einen Umstand nach dem andern angeben soll-ten: so würde es eine bloße Erzehlung seyn. Ein Beyspiel wird meinen Gedanken in sein helles Licht stellen.

Nymphae flebant Daphnim exstinctum funere crudeli. Das ist eine bloße Erzehlung. Ich lerne daraus, daß die Nymphen weinten; daß sie den Daphnis beweinten; daß Daphnis gestorben, u. s. w. Da auf diese Weise ein Umstand auf den andern allmälich folgt: so ist der Eindruck nur sehr vorübergehend. Allein, man verändere einmal die Ordnung der Wörter; man sage:

Exstinctum Nymphae crudeli funere Daphnim
Flebant *).

so wird der Effekt ganz verschieden seyn. Denn nachdem ich gelesen *exstinctum Nymphae crudeli funere*, ohne noch etwas daraus zu lernen: so sehe ich beym Wort *Daphnim* den ersten Pinselstrich, bey *flebant* den zweyten, und das ganze Gemälde ist nun fertig. Die weinenden Nymphen, der sterbende Daphnis, die Folgen, die diesen Tod begleiten, rühren mich auf einmal. So viel können die Inversionen über die Einbildungskraft bewirken.

§ 123. Endlich der lezte Vortheil, den ich in dergleichen Konstruktionen finde, ist dieser, daß sie den Stil bestimmter machen. Indem sie den Verstand angewöhnen, daß er einen Ausdruck zu den Wörten zieht, die von demselben in derse-

*) *Virgil.* Eclog *V. vers.* 20.

n Phraſe am weiteſten abſtehn: ſo gewöhnen
hn zu gleicher Zeit zur Vermeidung der Wie-
olungen an. Die franzöſiſche Sprache iſt ſo
ig dazu gemacht, uns dieſes angewöhnen zu
en, daß man vielmehr ſagen muß, wir ſehen
Beziehung von ein Paar Wörtern gar nicht
wofern ſie nicht unmittelbar auf einander
en.

§. 124. Wenn wir das Franzöſiſche mit dem
in vergleichen: ſo werden wir auf beyden Sei-
Vortheile, aber auch Unbequemlichkeiten an-
en. Die franzöſiſche Sprache erlaubt unter
Paar gleich natürlichen Ordnungen der Ideen
öhnlich nur den Gebrauch einer einzigen. Da-
iſt ſie weniger abwechſelnd, und zur Harmonie
ger aufgelegt. Sehr ſelten geſtattet ſie ſolche
rſionen, wodurch der Zuſammenhang der
n geſtört wird. Sie iſt folglich weniger leb-
Dagegen hält ſie ſich mit der Einfachheit
Deutlichkeit ihrer Wendungen dafür ſchadlos.
will, daß ihre Konſtruktionen ſich beſtändig
der ſtärkſten Verbindung der Ideen richten
. Dadurch gewöhnt ſie den Verſtand frühe
Bemerkung dieſes Zuſammenhangs an: der
ſtand wird genauer, und er erhält von der
ache allmählig den Charakter der Simplizität
der Deutlichkeit. Dadurch hat die Sprache ſelbſt
elem Betracht ſo groſſe Vorzüge. Wir wer-
im lezten Kapitel zeigen, wie viel dieſe Vor-
zur Fortbildung des philoſophiſchen Geiſtes
etragen haben, und wie gut wir für den Verluſt
er Schönheiten der alten Sprachen ſchadlos

gehalten werden. Damit man endlich nicht glaube, ich verspreche ein Paradoxon zu beweisen: so will ich zeigen, daß wir uns natürlicher Weise gewöhnen, unsre Ideen dem Genie der Sprache gemäs zu verknüpfen, in welcher wir erzogen werden, und daß wir in eben dem Maas Richtigkeit des Verstandes erlangen, in welchem die Sprache selbst richtiger ist.

§. 125 Je einfacher unsre Konstruktionen sind: desto schwerer läßt sich der Charakter derselben fassen. Mir scheint es, im Latein war das Schreiben leichter. Die Konjugationen und Deklinationen waren so beschaffen, daß vielen Unbequemlichkeiten vorgebeugt wurde, denen wir nur mit vieler Mühe zuvorkommen können. Man vereinigte in eine Periode, ohne Verwirrung, eine Menge von Ideen. Oft war dieses sogar eine Schönheit. Im Französischen hingegen kann man nicht vorsichtig genung seyn, daß nur solche Ideen in eine Phrase gebracht werden, die sich ganz natürlich mit einander konstruiren lassen. Es braucht eine sehr groſse Aufmerksamkeit, wenn man die Vieldeutigkeiten vermeiden will, die der Gebrauch der Pronominum verursacht. Wenn man sich endlich auch für diesen Fehlern in Acht nimmt; wie viel braucht man nicht noch, um die weitschweifigen Wendungen zu vermeiden, die eine Rede erschlappen? Hat man aber diese Schwierigkeiten überwunden, so frag' ich, giebt es auch etwas schöneres, als die Konstruktionen der französischen Sprache?

§. 126. Ich kann mir übrigens nicht schmeicheln, daß ich die Frage, ob die lateinische, oder ob die französische Sprache, in Rücksicht auf den Punkt, den ich in diesem Kapitel abhandle, mehr Vorzüge hat? nach dem Wunsch aller Leser werde entschieden haben. Einige suchen blos Ordnung und Deutlichkeit, andre ziehen Abwechselung und Lebhaftigkeit vor. Ein jeder urtheilt also nach seinen Vorbegriffen. Was mich betrift: so glaube ich, die Vortheile dieser beyden Sprachen sind so verschieden, daß man sie nicht einmal mit einander vergleichen kann.

Dreyzehntes Kapitel.

Von der Schrift *).

§. 127. Die Menschen fühlten, nachdem sie einander ihre Gedanken mittelst artikulirter Töne

*) Dieser Abschnitt war beynahe völlig fertig, wie mir der aus dem Englischen des Herrn Warburton's übersezte Versuch, über die Hieroglyphen, in die Hände fiel. In diesem Werk herrscht eben so viel philosophischer Geist, als Gelehrsamkeit. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich wie dieser Verfasser gefunden hatte, daß die Sprache, bey ihrem Ursprung, sehr figürlich und metaphorisch hat seyn müssen. Meine Reflexionen hatten mich auch auf die Bemerkung geführt, daß die Schrift anfänglich eine simple Malerey war. Ich hatte aber noch nicht über die Fortschritte nachgedacht, mittelst deren man zur Erfindung der Buchstaben gelangt ist, und dieser Versuch schien mir schwer zu seyn. Herr Warburton hat ihn glücklich geliefert; und ich habe alles, oder

mitzutheilen im Stand' waren, die Nothwendigkeit neue Zeichen zu erfinden, um ſie ſowohl länger fortdauern zu machen, als auch, um ſie abweſenden Perſonen bekannt machen zu können *). Die Einbildungskraft ſtellte ihnen damals nichts anders als dieſelbigen Bilder vor, die ſie ſchon mittelſt der Aktionen und mittelſt der Wörter ausgedrückt hatten, und wodurch die Sprache anfänglich figürlich und metaphoriſch geworden war. Das natürlichſte Mittel war, daß man die Bilder der Dinge ſelbſt zeichnete. Um die Idee eines Menſchen oder eines Pferdes auszudrücken, ſtellte man die Form des Menſchen und des Pferdes hin, und der erſte Schriftverſuch war eine ſimple Malerey.

§. 128. Wahrſcheinlich hat die Malerey der Nothwendigkeit unſre Gedanken auf eine ſolche Weiſe zu zeichnen, ihren Urſprung zu verdanken; und ohne Zweifel hat dieſe Nothwendigkeit zur Erhaltung der Sprache der Aktion mitgewirkt, indem dieſes die Sprache war, die am leichteſten gemalet werden konnte.

§. 129. Der aus dieſer Methode erwachſenden Unbequemlichkeiten ungeachtet, haben die aufgeklärteſten Völker Amerikens nichts beſſeres zu erfinden gewußt **). Die weit ſinnreicheren

doch beynahe alles, was ich davon ſage, aus ſeinem Werk ausgezogen.

*) Ich habe die Gründe davon im ſiebenten Kapitel dieſes Abſchnitts angeführt.

**) Die Wilden in Kanada haben auch noch jezt keine andre Schrift.

nyptier waren die erſten, die einen kürzern Weg
ſuchten. Dieſem Mittel hat man den Namen der
roglyphen gegeben *). Aus der gröſſern oder
nern Kunſt der Methode, wodurch ſie erfunden
rde, erhellet, daß die Buchſtaben nicht eher er-
den worden ſind, als man die Schrift in allen
n Fortſchritten verfolgt hatte.

Die Beſchwerlichkeit, die die ungeheure Dicke
Bände verurſachte, machte, daß man nur eine
zige Figur zur Bezeichnung mehrerer Dinge ge-
uchte. Dadurch wurde die Schrift, die vor-
bloſſe Malerey war, Malerey und Charakter.
das iſt eigentlich das Weſen der Hieroglyphe.
eſes war der erſte Grad der Vollkommenheit,
dieſe rohe Methode, die Ideen der Menſchen
rhalten, erwarb. Auf eine dreyfache Weiſe
man ſich derſelben bedient; und es ſcheint,

*) Die Hieroglyphen werden in die eigentlichen und
n die ſymboliſchen Hieroglyphen abgetheilt. Die
igentlichen zerfallen wiederum in die kyriologiſchen
und in die tropiſchen. Die Kyriologiſchen ſezten ei-
nen Theil fürs Ganze, und die Tropiſchen ſtellten ein
Ding durch ein anderes Ding vor, welches mit je-
nem eine bekannte Aehnlichkeit oder Analogie hatte.
Dieſe beyde Arten dienten zur Bekanntmachung der
Sachen. Die ſymboliſchen Hieroglyphen hingegen
dienten zur Geheimhaltung. Sie waren ebenfalls
von zweyerley Art; tropiſche und änigmatiſche. Zur
Bildung tropiſcher Symbolen gebrauchte man die un-
bekannteren Beſchaffenheiten der Dinge; die äniq-
matiſchen wurden aus einer geheimnißvollen Samm-
lung von verſchiedenen Dingen und von Theilen
verſchiedener Thiere zuſammengeſezt Vergl. *Eſſai ſur les Hieroglyphes* §. 20. u. f.

nach der Natur der Sache zu urtheilen, daß dieſe mehreren Arten ſie zu gebrauchen, ſtufenweiſe, und zu drey verſchiedenen Zeiten erfunden wurden. Die erſte Art beſtand im Gebrauch eines Hauptumſtandes eines Subjekts, der die Stelle des Ganzen vertreten mußte. So ſtellten z. B. zwo Hände, von welchen die eine einen Schild, die andre einen Bogen hielt, eine Bataille vor. Die zwote Art, die ſchon mit mehr Kunſt ausgedacht war, beſtand darinnen, daß man entweder ein reelles oder ein metaphoriſches Inſtrument der Sache für die Sache ſelbſt hinſezte. Ein auf eine ausgezeichnete Art hingeſtelltes Auge, ſtellte Gottes Allwiſſenheit vor; und ein Schwerd, einen Tyrannen. Man ging endlich noch weiter; man bediente ſich zur Vorſtellung einer gewiſſen Sache einer andern, die einige Aehnlichkeit oder Analogie mit jener hatte, und dieſes war die dritte Art, wie man dieſe Schrift gebrauchte. Das Univerſum z. B. wurde durch eine Schlange vorgeſtellt, und ihre bunte Flecken bezeichneten die Sterne.

§. 130. Die erſte Abſicht derer, die die Hieroglyphen erfanden, war die Erhaltung der Begebenheiten und die Bekanntmachung der Geſeze, der Verordnungen und alles deſſen, was auf bürgerliche Geſchäfte ging. Man trug alſo urſprünglich dafür Sorge, daß man nur ſolche Figuren gebrauchte, deren Analogie einem jeden einleuchtete. Allein dieſe Methode gab zum Nachſinnen Gelegenheit, ſobald ſich die Philoſophen auf das Spekuliren legten. Sobald ſie an den Gegenſtänden verborgenere Eigenſchaften entdeckt

zu haben glaubten: so wehlten einige, entweder aus Besonderheit, oder um ihre Kenntniſſe für dem gemeinen Haufen zu verbergen, solche Figuren zum Charakter aus, deren Beziehung auf die Dinge, die sie ausdrücken wollten, gar nicht bekannt war. Einige Zeit lang schränkten sie sich auf Figuren ein, denen die Natur die Modelle hergab. Allein in der Folge schienen sie ihnen für die groſse Anzahl von Ideen, die ihnen ihre Einbildungskraft vorhielt, weder zureichend, noch bequem genug. Sie sezten daher ihre Hieroglyphen aus einer geheimnißvollen Sammlung verschiedener Dinge, oder aus Theilen verschiedener Thiere zusammen. Dadurch wurden sie ganz räthselhaft.

§. 131. Endlich bewirkte die Gewohnheit, die Gedanken mittelst analoger Zeichen auszudrücken, und die Absicht, bisweilen ein Geheimniß daraus zu machen, daß man die Modos der Substanzen selbst mittelst sinnlicher Bilder vorstellte. Man drückte die Freyheit durch einen Haasen; die Unreinigkeit durch einen wilden Bock; die Unverschämtheit durch eine Fliege; die Wissenschaft durch eine Ameise aus. Kurz man dachte für alle die Dinge, die keine Form haben, symbolische Zeichen aus. Man begnügte sich dabey mit einer Beziehung; sie mochte seyn, welche sie wollte. So verfuhr man auch schon, wie man solchen Ideen, die nicht in die Sinne fallen, Namen gab.

§. 132. „Bis zu dieser Zeit war das Thier, oder das Ding, was zur Vorstellung desselben

diente, nach der Natur gezeichnet worden. Wie aber das Studium der Philosophie, welches die symbolische Schrift veranlaßte, den gelehrten Aegyptiern zum Vielschreiben über verschiedene Gegenstände Gelegenheit gab: so wurde dieses genaue Nachzeichnen der Dinge beschwerlich; weil die Anzahl der Bände zu sehr vervielfältigt wurde. Man bediente sich daher stufenweise eines andern Charakters, den wir die Kurrentschrift der Hieroglyphen nennen können. Diese war den sinesischen Charakteren ähnlich. Da man anfänglich den bloßen Umriß der Figur hinzeichnete: so wurde nun diese Kurrentschrift mit nach und nach eine Art von Marke. Die natürliche Wirkung dieser Schrift war die Verminderung der Aufmerksamkeit, die man auf das Symbol verwendete, und die Heftung derselben auf die bezeichnete Sache. Dadurch wurde die symbolische Schrift sehr abgekürzt; weil man sich nun blos den Nachdruck der symbolischen Marke zurückrufen durfte; da man vorher von den Eigenschaften des Dings, oder des Thiers unterrichtet seyn mußte, welches zum Symbol gebraucht wurde. Kurz, diese Schrift wurde, was gegenwärtig die Sinesische ist."

§. 133. Nachdem diese Charaktere so viele Veränderungen erlitten hatten: so war es nicht mehr leicht ihre Entstehung aus einer Schrift einzusehn, die eine bloße Malerey gewesen war. Aus diesem Grund sind einige Gelehrte in den Irrthum gerathen zu glauben, die sinesische Schrift habe nicht wie die ägyptische angefangen.

134. „Dieſes iſt die allgemeine Geſchichte
chrift, wie ſie von der Malerey bis zu den
aben fortgebildet wurde. Denn die Buch-
ſind die lezten Schritte, die man noch nach
neſiſchen Zeichen zu thun hatte, die von der
Seit: an der Natur der ägyptiſchen Hiero-
n; von der andern aber an der Natur der
aben, Theil nehmen; gerade wie die Hiero-
en an den mexikaniſchen Malereyen und an
neſiſchen Charakteren partizipirten. Dieſe
ktere ſind mit unſrer Schrift ſo nahe ver-
, daß ein Alphabet blos die Beſchwerlich-
rer Anzahl vermindert, und ein gedrungener
g aus denſelben iſt.“

135. Aller Vortheile der Buchſtaben ohnge-
, behielten die Aegyptier noch lange nach-
da ſie die Buchſtaben ſchon erfunden hatten,
ebrauch der Hieroglyphen bey. Denn alle
heit dieſes Volks war in dieſer Art von Schrift
t. Die Hochachtung für die Bücher gieng
uf die Charaktere über, deren Gebrauch die
rten fortpflanzten. Diejenigen aber, die keine
nſchaften hatten, hatten eben nicht luſt ſich
hin dieſer Schrift zu bedienen. Das Anſehn
elehrten vermochte nur ſo viel über ſie, daß
Hochachtung für dieſe Charaktere, als für
eingeflößt wurde, die zur Verſchönerung
ffentlichen Monumente, bey welchen man
merfort gebrauchte, ſehr tauglich ſeyen.
icht ſahen es auch die ägyptiſchen Prieſter
daß ſie mit nach und nach die einzigen wur-
die den Schlüſſel zu einer Schrift in Hän-

den hatten, worinnen die Geheimniſſe der Religion verfaßt waren.

§. 136. Man ſieht aus dieſem Detail, wie es gekommen iſt, daß dasjenige, was ſeine Entſtehung der Nothwendigkeit zu verdanken hatte, in der Folge blos für das Geheimnißvolle gebraucht, und um der Verzierung willen kultiviret wurde. Durch einen Effekt der unaufhörlichen Revolution der Dinge in der Welt geſchah es indeſſen, daß dieſelbigen Figuren, die urſprünglich der Deutlichkeit wegen erfunden, in der Folge aber in Myſterien verwandelt wurden, am Ende wieder ihren vorigen Gebrauch erhielten. Sie wurden in den blühenden Jahrhunderten Griechenlands und Roms auf Monumenten und Medaillen, als das geſchickteſte Mittel zur Bekanntmachung der Gedanken gebraucht; dergeſtalt, daß daſſelbige Symbol, welches in Aegypten eine tiefe Weisheit verheelte, in Griechenland und in Rom vom gemeinen Volk verſtanden wurde."

§. 137. Die Sprache hat bey ihrer Fortbildung völlig das Schickſal der Schrift gehabt. Anfänglich waren die Figuren und die Metaphern, wie wir geſehn haben, der Deutlichkeit wegen, nothwendig. Wir wollen nun unterſuchen, wie ſie in Geheimniſſe verwandelt, und wie ſie zur Verzierung gebraucht, und am Ende wiederum von jedermann verſtanden wurden.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Urſprung der Fabel, der Parabel und des Räthſels, nebſt einigen Bemerkungen über den Gebrauch der Figuren und der Metaphern *).

§. 138. Aus dem bisherigen erhellet, daß die Menſchen, beym Urſprung der Sprache, genöthigt waren, die Sprache der Aktion zur Sprache der artikulirten Töne hinzuzufügen, und nur mittelſt ſinnlicher Bilder zu reden. Die Kenntniſſe, die heut zu Tage ganz gemein ſind, waren in Rückſicht auf ſie, ſo fein, daß ſie ſie nicht anders faſſen konnten, ſie mußten ſich denn den Sinnen nähern. Da endlich auch der Gebrauch der Konjunktionen nicht bekannt war: ſo konnte man auch unmöglich ſchon Schlüſſe machen. Diejenigen z. B. die den Beweis führen wollten, wie vortheilhaft der Gehorſam gegen die Geſetze und die Befolgung der guten Rathſchläge erfahrner Perſonen ſey, hatten kein bequemeres Mittel, als die umſtändliche Darſtellung von Thatſachen. Der Erfolg, den ſie, ihren Abſichten gemäs, vortheilhaft oder nachtheilig vorſtellten, hatte den gedoppelten Vortheil; er klärte auf, und er überredete. Dies iſt der Urſprung der Fabel. Man ſieht ein, daß ihre erſte Abſicht, Belehrung war,

*) Der gröſte Theil dieſes Kapitels iſt gleichfalls aus Herr Warburton's Verſuch über die Hieroglyphen gezogen.

und daß folglich die Sujets dazu von den gemeinſten Vorfällen entlehnt wurden, deren Analogie ſehr deutlich ſeyn mußte. Man nahm ſie zuerſt von den Menſchen, dann von den Thieren, und am Ende von den Pflanzen her. Der Geiſt der Subtilität, der jederzeit ſeine Freunde gehabt hat, machte endlich, daß man aus den entlegenſten Quellen ſchöpfte. Man ſtudirte die eigenthümlichſten Eigenſchaften der Dinge, um daraus feine und delikate Anſpielungen herzunehmen. Auf ſolche Weiſe wurde die Fabel mit nach und nach in die Parabel verwandelt, und am Ende wurde ſie ſo ſehr myſteriös, daß das Räthſel entſtand. Die Räthſel wurden um ſo viel gewöhnlicher, da die Weiſen, oder diejenigen, die ſich für Weiſe ausgaben, einen Theil ihrer Kenntniſſe dem gemeinen Haufen verbergen zu müſſen glaubten. Dadurch wurde alſo die Sprache, die der Deutlichkeit wegen erfunden worden war, in ein Geheimniß verwandelt. Nichts ſtellt den Geſchmack der erſten Zeiten ſo deutlich vor, als Menſchen, die gar keine Wiſſenſchaften haben. Alles Figürliche und Metaphoriſche gefällt ihnen, wenn es auch noch ſo dunkel iſt. Sie laſſen es ſich nicht einmal beyfallen, daß man in ſolchen Fällen wehlen könne.

§. 139. Der Gebrauch der Hieroglyphen iſt eine zwote Urſache, die dazu mitgewirkt hat, daß die Schreibart mit nach und nach figürlich wurde. Dieſe beyden Arten der Mittheilung unſrer Gedanken haben nothwendig auf einander einen gegen-

ſeitigen Einfluß haben müſſen *). Es war natürlich, daß man ſich, wenn man von einer Sache redete, des Namens der hieroglyphiſchen Figur bediente, die das Symbol jener Sache war; ſo wie es, bey der Entſtehung der Hieroglyphen natürlich war, daß man die Figuren malte, die der Gebrauch in der Sprache in Gang gebracht hatte. Auch werden wir auf der einen Seite finden; „daß die hieroglyphiſche Schrift, Sonne, Mond und Sterne zur Vorſtellung der Staaten, der Reiche, der Könige, der Königinnen und der Großen dienten, daß die Verfinſterung und das Verlöſchen dieſer Lichter zeitliche Unglücksfälle bezeichneten; daß das Feuer und die Ueberſchwemmung eine durch den Krieg oder den Hunger bewirkte Verwüſtung bedeuteten; und daß die Pflanzen und die Thiere insbeſondre die eigenthümlichen Eigenſchaften der Perſonen, u. ſ. w. anzeigten. Auf der andern Seite finden wir, daß die Propheten den Königen und den Königreichen wirklich den Namen der Himmelslichter geben; daß ihr Unglück und ihr Sturz durch die Verfinſterung und durch das gänzliche Verlöſchen dieſer Lichter vorgeſtellt wird: daß die Sterne, die vom Himmel fallen, zur Bezeichnung des Ruins der Großen dienen; daß der Donner und die Stürme Einbrüche der Feinde bedeuten; daß die Löwen, die

*) Man ſehe beym Warburton die ſinnreiche Parallele, die er zwiſchen der Fabel, der Parabel, dem Räthſel, den Figuren, und den Methaphern auf der einen; und zwiſchen den verſchiedenen Schriftarten auf der andern Seite zieht.

Bären, die Leoparden, die Böcke und die sehr hohen Bäume, Heerführer der Armeen, Eroberer und Staatenstifter bezeichnen. Kurz, der prophetische Stil scheint eine redende Hieroglyphe zu seyn."

§. 140. Der Stil wurde in eben dem Verhältniß einfacher, in welchem es die Schrift wurde. Dadurch, daß man die Bedeutung der Hieroglyphen vergaß, verlor sich mit nach und nach der Gebrauch vieler Figuren und Metaphern. Allein Jahrhunderte mußten vergehn, ehe diese Veränderung sehr sichtbar wurde. Die Schreibart der alten Asiaten war außerordentlich figürlich. Man findet so gar in der griechischen und in der lateinischen Sprache, Spuren vom Einfluß der Hieroglyphen auf die Sprache *), und die Sineſen, die sich noch immer eines Charakters bedienen, der an den Hieroglyphen partizipirt, überladen ihre Reden mit Allegorien, Vergleichungen und Metaphern.

§. 141. Endlich wurden die Figuren, nach allen diesen Revolutionen, zur Verzierung der Rede gebraucht; nachdem die Menschen sich hinlänglich genaue und ausgebreitete Kenntniſſe von den Künsten und Wissenschaften erworben hatten, um aus denselben Gemälde herzunehmen, die, ohne Nachtheil der Deutlichkeit, so gefällig, edel, und erhaben waren, wie die Materie es erforderte. In der Folge mußten die Sprachen nothwendig durch die Revolutionen, die sie durchgiengen, verlieren.

*) *Annus* z. B. kömmt von *annulus*; weil sich das Jahr um sich selbst herumdrehet.

d gerade in ſolchen Zeitaltern, da ſich die prachen die gröſsten Schönheiten eigen zu machen einen, findet man die Epoche ihres Verfalls. ie Figuren und Metaphern häufen ſich, und ſie erladen die Schreibart ſo ſehr mit Zierrathen, ſs die Hauptſache eigentlich nur zufällig zu ſeyn heint. Wenn dieſe Periode einmal da iſt: ſo nn man zwar den Verfall einer Sprache etwas rückhalten; aber hindern läſst er ſich nicht mehr. s giebt im Moraliſchen, wie im Phyſiſchen einen öchſten Grad des Wachsthums; wenn die Dinge ieſen erreicht haben: ſo kommen ſie um.

Auf ſolche Weiſe ſind die Figuren und die Metaphern, die anfänglich, der Nothwendigkeit egen erfunden, hernach zu Myſterien gebraucht urden, am Ende, wie man ſie mit Einſicht ge- rauchen konnte, die Zierde des Stils geworden. nd auf dieſe Weiſe haben ſie, wie ſie gemiſsbraucht eurden, den Sprachen den erſten Stoſs zu ihrem Verfall gegeben.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Genie der Sprachen.

§. 142. Zwey Dinge wirken zur Bildung des Charakters der Völker mit: das Klima und die Regierung. Das Klima giebt ihm mehr Lebhaftigkeit oder mehr Pflegma; und dadurch wird das Volk mehr zu einer Regierungsform, als zu einer andern aufgelegt. Dieſe Diſpoſitionen verändern ſich aber durch tauſend Umſtände. Die Un-

fruchtbarkeit oder der Ueberfluß eines Landes, ſeine Lage; das Verhältniß des Intereſſe ſeiner Bewohner, zum Intereſſe ſeiner Nachbaren; unruhige Geiſter, die es ſtören, ſo lang die Regierungsform noch nicht auf feſten Gründen ruht; beſondere Menſchen, deren Imagination die Einbildungskraft ihrer Mitbürger unterjocht; — Alles dieſes, und noch viele andre Urſachen tragen zur Veränderung und bisweilen zur gänzlichen Abänderung des erſten Geſchmacks, den eine Nation ihrem Klima zu verdanken hatte, das ihrige bey. Der Charakter eines Volks leidet alſo ohngefähr dieſelbigen Veränderungen, die ſeine Regierungsform leiden muß, und er fixirt ſich nicht eher, bis die Regierungsform nicht feſtſteht.

§. 143. So wie nun die Regierungsform auf den Charakter der Völker Einfluß hat; eben ſo hat der Charakter der Völker, auf den Charakter ihrer Sprachen, Einfluß. Es iſt ganz natürlich, daß Menſchen, die beſtändig von Bedürfniſſen gedrückt werden, nie von Dingen reden werden, ohne das Intereſſe mit anzuzeigen, welches ſie bey den Dingen haben. Sie müſſen unvermerkt mit den Wörtern gewiſſe hinzukommende Ideen verbinden, die die Art, wie ſie davon affizirt ſind, und die Urtheile, die ſie darüber fällen, bezeichnen. Dieſe Beobachtung läßt ſich ſehr leicht machen. Denn es giebt faſt keinen einzigen Menſchen, deſſen Reden nicht am Ende ſeinen wahren Charakter, ſelbſt in den Augenblicken, da er ihn am meiſten zu verheelen ſucht, offenbaren ſollten. Man darf einen Menſchen nur einige Zeitlang ſtudiren, um ſeine

e zu lernen. Ich ſage, ſeine Sprache: denn
hat, nach Maasgabe ſeiner Leidenſchaften,
prache. Ich nehme davon nur die kalten
gmatiſchen Menſchen aus, die ſich leichter,
r Sprache Andrer, bequemen, und die eben
en ſchwerer zu erforſchen ſind.
r Charakter ganzer Völker drückt ſich noch
er aus, als der Charakter einzelner Men-
Eine Menge kann ſich nicht verabreden,
Leidenſchaften zu verheelen. Auch ma-
ir aus unſerm Geſchmack eben kein Ge-
, wenn ihn unſre Landsleute mit uns ge-
aben. Wir machen dagegen eine Eitelkeit
; denn wir möchten gerne, daß man daran
nd erkenne, in welchem wir gebohren, und
wir beſtändig eingenommen ſind. Alles
ewieſet, daß eine jede Sprache den Cha-
des Volks ausdrückt, welches die Sprache

144. So ſchließen z. B. die Ausdrücke, die
Ackerbau hineinſchlagen, im Lateiniſchen,
een in ſich, die ſie im Franzöſiſchen nicht
Der Grund davon iſt leicht zu finden.
e Römer den Grund zu ihrem Reich legten,
n ſie nur noch die allernöthigſten Künſte.
hätzten dieſe um ſo viel höher, da ſich ein
ſlied der Republick damit beſchäftigen mußte,
an gewöhnte ſich früh, den Ackerbau, und
upter des Volks, die ihn trieben, mit dem-
n Auge anzuſehen. Dadurch geſellten ſich
sdrücke dieſer Kunſt ſolche Nebenideen zu,
ch ſie veredelt wurde. Dieſe edle Nebenideen

behielten die Ausdrücke auch zu der Zeit, da der Luxus der römischen Republik aufs höchste stieg. Denn der Charakter einer Sprache verändert sich, besonders, wenn er durch berühmte Schriftsteller fixirt ist, nicht so leicht, als die Sitten eines Volks. Bey den Franzosen sind die Dispositionen des Geistes vom Anfang der Gründung der Monarchie durchaus verschieden gewesen. Die Achtung der Franken für das Kriegswesen, dem sie ein mächtiges Reich zu verdanken hatten, mußte ihnen eine Verachtung derer Künste einflößen, die sie nicht selbst trieben, sondern deren Besorgung sie den Sklaven überließen. Die Nebenideen, die man sich damals bey den Ausdrücken des Ackerbaues dachte, mußten daher von den Nebenideen ganz verschieden seyn, die diese Ausdrücke in der lateinischen Sprache hatten.

§. 145. Wenn sich das Genie der Sprachen nach dem Genie der Völker bildet: so bildet es sich doch nur durch Beyhülfe großer Schriftsteller völlig aus. Man muß, um die Fortschritte hierinnen zu entdecken, zwo Fragen lösen, die sehr oft untersucht, aber wie mich dünkt, nie gehörig erhellet worden sind; nämlich: Warum sind sich die Künste und die Wissenschaften nicht in allen Ländern und in allen Jahrhunderten gleich? Und warum haben große Menschen in allen Arten von Kenntnissen fast beständig zu derselbigen Zeit?

Man hat eine Antwort auf diese Fragen von der Verschiedenheit der Klimate hergenommen. Wenn es Nationen giebt, zu denen die Künste und Wissenschaften nicht vorgedrungen sind; so soll

das Klima der wahre Grund davon seyn; und wenn es Nationen giebt, bey welchen die Künste und Wissenschaften nicht mehr mit so glücklichem Erfolg getrieben wurden: so soll das von der Veränderung des Klima herrühren. Allein die Voraussezung einer so plözlichen und beträchtlichen Veränderung des Klima, wie die Revolutionen der Künste und der Wissenschaften waren, hat keinen Grund. Das Klima hat blos auf die Quantität Einfluß. Das günstigste Klima kann nichts weiter, als besser organisirte Maschinen hervorbringen, und wahrscheinlich bringt es zu allen Zeiten eine ohngefähr gleiche Anzahl derselben hervor. Wäre diese Anzahl überall dieselbige: so würde man dieselbige Verschiedenheit bey allen Völkern bemerken. Einige würden, wie es jezt ist, aufgeklärt seyn; andre würde in Unwissenheit liegen. Es müssen also nothwendig Umstände kommen, die die Talente autoraanisirter Menschen dadurch entwickeln, daß sie sie auf Dinge hinlenken, zu denen sie eben aufgelegt sind. Sonst würde es ihnen, wie vortreflichen Uhrwerken gehn, die verderben müssen: weil man ihren Mechanism und das Spiel ihrer Triebfedern nicht zu unterhalten weiß. Das Klima ist demnach nicht die Ursache vom Fortgang der Künste und der Wissenschaften; es ist dazu blos als eine wesentliche Bedingung nothwendig.

§. 146. Die zur Entwickelung der Genies günstigen Umstände treten bey einer Nation zu der Zeit ein, da ihre Sprache feste Prinzipien und einen entschiedenen Charakter zu haben anfängt. Dieses ist also die Epoche großer Männer. Die

Geſchichte der Künſte beſtätiget dieſe Bemerkung. Ich will aber einen Grund davon angeben, der aus der Natur der Sache ſelbſt hergenommen iſt.

Die erſten Wendungen, die in einer Sprache geläufig werden, ſind weder die deutlichſten, noch die beſtimmteſten, noch die ſchönſten. Nur durch eine lange Erfahrung können die Menſchen zu dieſer Wahl gehörig angeleitet werden. Die Sprachen ſelbſt, die aus den Trümmern mehrerer andrer Sprachen erwachſen, finden groſſe Hinderniſſe bey ihren Fortſchritten. Man findet in denſelben jene Analogie nicht, die die Schriftſteller aufklärt, und die eine Sprache charakteriſiret. So war die franzöſiſche Sprache bey ihrer Einführung beſchaffen. Eben deswegen haben die Franzoſen ſehr lange nicht in ihrer gemeinen Sprache geſchrieben, und diejenigen, die den erſten Verſuch machten, konnten ihrem Stil keinen kenntlichen Charakter geben.

§. 147. Wenn man ſich erinnert, daß die Uebung der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes, ganz von der Verbindung der Ideen abhängt, und daß dieſer Zuſammenhang der Ideen mittelſt der Beziehung und der Analogie der Zeichen veranſtaltet wird: (Theil I. Abſchnitt 2. Kap. 3 und 4.) ſo wird man einſehn, daß je weniger eine Sprache analoge Wendungen hat, deſto weniger leiſtet ſie dem Gedächtniß und der Einbildungskraft Hülfe. Sie taugt alſo zur Entwickelung der Talente nicht. Es verhält ſich mit den Sprachen, wie mit den Zeichen der Meßkünſtler. Sie eröfnen neue Ausſichten, und erweitern den

Verſtand in eben dem Maaß, in welchem ſie voll-
kommener ſind. Newton's glückliche Erfindun-
gen waren ſchon durch die lang vor ihm gemachte
Auswahl der Zeichen vorbereitet; ſo wie auch durch
die Methode der Rechnung, die man erfunden
hatte. Wäre er früher gekommen: ſo hätte er
zwar immer ein groſſer Mann für ſein Jahrhun-
dert, nie aber hätte er die Bewunderung des unſri-
gen werden können. So verhält es ſich auch mit
den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften. Die
glücklichen Fortſchritte beſſer organiſirter Genies
hangen ganz von den Fortſchritten der Sprache
des Jahrhunderts ab, in welchem ſie leben. Denn
die Wörter entſprechen den Zeichen der Meßkünſt-
ler, und die Art, die Wörter zu gebrauchen, ent-
ſpricht den Methoden des Kalkuls. Man muß
folglich in einer Sprache, die einen Mangel an
Wörtern, oder die nicht bequeme Konſtruktionen
hat, dieſelbigen Hinderniſſe finden, die man in
der Geometrie, vor Erfindung der Algebra, fand.
Die franzöſiſche Sprache iſt der Fortbildung des
Geiſtes lange ſo ungünſtig geweſen, daß man,
wenn man ſich den Corneille in den verſchiedenen
Altern der Monarchie vorſtellen könnte, weniger
Genie an ihm finden würde, und zwar in eben
dem Verhältniß, in welchem man ihn von dem
Zeitalter weiter entfernt, in welchem er gelebt;
und man würde am Ende einen Corneille haben, der
keine Probe ſeines Talentes würde geben können.

§. 143. Vielleicht macht man mir hier den
Einwurf, daß dergleichen Männer, als dieſer
groſſe Dichter war, doch in den gelehrten Sprachen

die Unterſtützung finden müſſen, die ihnen die gemeine Sprache verſagt.

Ich antworte: Da ſie ſich angewöhnten, die Dinge auf dieſelbige Art ſich vorzuſtellen, wie ſie in der Sprache, die ſie von Kindheit auf erlernten, ausgedrückt waren: ſo war ihr Verſtand dadurch natürlicher Weiſe verengt worden. Etwas Genauigkeit und Beſtimmtheit konnte ihnen gar nicht auffallen, weil ſie ſchon eine Fertigkeit darinnen erlangt hatten. Sie konnten alſo noch nicht alle Vortheile der gelehrten Sprachen faſſen. Man gehe auch nur von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zurück: ſo wird man finden, daß je barbariſcher die franzöſiſche Sprache geweſen; deſto weiter waren wir von der Kenntniß des Lateins entfernt, und daß wir nicht eher gut lateiniſch haben ſchreiben können, bis wir nicht gut franzöſiſch ſchreiben konnten. Man müßte übrigens das Genie der Sprachen ſehr wenig kennen, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß man alle Vortheile der vollkommenſten Sprachen auf einmal in die rohеſten Sprachen ſollte übertragen können. Das kann nur die Zeit thun. Warum hat Marot, der die lateiniſche Sprache kannte, nicht auch einen ſo gleichen Stil, wie Rouſſeau, dem er zum Muſter gedient hat? Gewiß, blos deswegen, weil das Franzöſiſche damals noch nicht ſo weit gekommen war. Rouſſeau hat, vielleicht mit weniger Talent, dem Maroriſchen Stil einen ungleich gleichern Charakter gegeben, weil er unter günſtigern Umſtänden ſchreibt. Er würde, ein Jahrhundert früher, nicht ſo glücklich haben ſeyn können. Die

ichung, die man unter Regnier und Des
r anſtellen könnte, beweiſet mein Räſonne-
gleichfalls.

149. Man bemerke, daß die Fortſchritte
r Sprache, die nicht aus den Trümmern
er andrer entſtanden iſt, weit ſchneller ge-
miſſen; weil ſie, von ihrem Urſprung an,
inen Charakter hat. Das iſt der Grund,
die Griechen frühe vortrefliche Schrift-
gehabt haben.

150. Man laſſe einmal einen ſehr gut or-
ten Menſchen unter noch rohen Völkern ge-
werden; wenn ſie gleich in den Künſten
ſſenſchaften günſtiges Klima bewohnen: ſo
h mir zwar vorſtellen, daß er ſich Verſtand
erwerben kann, um in Beziehung auf dieſe
ein Genie zu werden; allein es iſt offenbar,
unmöglich einem von den großen Männern
m Jahrhundert Ludwigs XIV. gleichkom-
rd. Sieht man die Sache aus dieſem Ge-
nkt an: ſo iſt ſie ſo klar, daß ſie gar nicht
fel gezogen werden kann.

enn die Sprache dieſer rohen Völker ein
niß für die Fortbildung des Geiſtes iſt: ſo
wir ihr einmal einen, zwey, drey, vier
von Vollkommenheit geben: das Hinderniß
och immer da ſeyn, und es wird nur in
Laas der hinzugefügten Grade von Voll-
heit abnehmen. Gänzlich gehoben wird es
, bis dieſe Sprache nicht ohngefähr einen

ſolchen Grad von Vollkommenheit erreicht, den die unſrige erreicht hatte, wie ſie anfing, gute Schriftſteller zu bilden. Es iſt folglich ausgemacht; die Nationen können nicht eher große Genies haben, als bis ihre Sprachen ſchon beträchtlich ausgebildet ſind.

§. 151. Folgende ſind die Urſachen, die nach der Reihe zur Entwickelung der Talente mitwirken. 1) Das Klima iſt eine weſentliche Bedingung. 2) Die Regierung muß ſchon eine feſte Form haben, und dadurch muß der Charakter einer Nation ſchon fixirt ſeyn. 3) Dieſer Charakter giebt auch der Sprache den ihrigen, indem er die Wendungen, die den herrſchenden Geſchmack eines Volks ausdrücken, vervielfältigt. 4) In ſolchen Sprachen, die ſich aus den Trümmern mehrerer andrer Sprachen gebildet haben, geht dieſes nur langſam vor. Allein ſind dieſe Hinderniſſe einmal überwunden: ſo werden die Regeln der Analogie feſtgeſezt, die Sprache bildet ſich aus, und die Talente entwickeln ſich. Hieraus erhellet nun, warum nicht in allen Jahrhunderten gleich viele große Männer gebohren werden, und warum ſie bey einigen Nationen früher, bey andern ſpäter auftreten. Wir müſſen noch die Gründe aufſuchen, warum die großen Männer in allen Arten von Wiſſenſchaften faſt alle zu derſelbigen Zeit leben?

§. 152. Wenn ein Genie den Charakter einer Sprache entdeckt hat: ſo drückt es ihn lebhaft aus, und es behält ihn in allen ſeinen Schriften bey. Dieſen Charakter der Sprache nehmen nun

rigen Männer von Talenten mit nach
wahr, die vorher nicht im Stand ge-
n, in denselben einzudringen, und ein
t den Charakter der Sprache, nach
el jenes Genies, in seiner Wissenschaft
nach und nach wird die Sprache mit
e von neuen Wendungen bereichert, die
Beziehung, die sie auf den Charakter
he selbst haben, ihn immer mehr und
ckeln; und die Analogie wird gleichsam
, deren Licht unaufhörlich zunimmt, und
e Anzahl von Schriftstellern erleuchtet.
alle Welt auf diejenigen hin, die sich
; ihr Geschmack wird der herrschende
der Nation; ein jeder kömmt mit dem
, den er aus ihnen geschöpft hat, an
en, deren Untersuchung er sich gewid-
Talente gähren; alle Künste nehmen den
nthümlichen Charakter an, und man
ner, die sich in allen Wissenschaften aus-

Große Talente, sie mögen von einer
von welcher sie wollen, kommen daher
zum Vorschein, bis die Sprache be-
Fortschritte gethan hat. Das ist so
ß, wenn die für die Kriegskunst und
rungswissenschaften günstigen Umstände
häufig eintreten, die Feldherrn und
änner vom ersten Rang doch nur dem
ert der großen Schriftsteller zugehören.
n Einfluß haben die Gelehrten auf den
Es scheint mir fast, als wenn man den
nfang dieses Einflusses noch nicht kenne.

§. 153. Wenn groſse Talente ihre Entwickelung den beträchtlichen Fortſchritten, die die Sprache vor ihnen gethan, zu verdanken haben: ſo hat die Sprache hingegen den Talenten wiederum neue Fortſchritte zu verdanken, wodurch ſie auf die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit erhoben wird. Dieſes will ich weiter zu erklären ſuchen.

Wenn gleich die groſsen Männer ſich auf irgend einer Seite an den Charakter ihrer Nation anſchlieſsen: ſo haben ſie doch beſtändig etwas, was ſie davon unterſcheidet. Sie ſehen und empfinden auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe; und ſie ſind gezwungen, wenn ſie ihre Art zu ſehn und zu empfinden ausdrücken wollen, neue Wendungen, nach den Regeln der Analogie, zu erfinden, oder doch ſo, daſs ſie ſo wenig, als möglich, davon abweichen. Dadurch richten ſie ſich nach dem Genie ihrer Sprache, und ſie leihen ihm zu gleicher Zeit auch das ihrige. Corneille entwickelt das Intereſſe der Groſsen, die Politik der Stolzen, und alle Bewegungen der Seele, mit einer Edelmüthigkeit und mit einer Kraft, die nur ihm allein eigen ſind; Racine drückt mit einer Anmuth und Schönheit, die die ſanftern Leidenſchaften charakteriſiren, die Liebe, ihre Gefahr und Uebereilungen aus. Die Zärtlichkeit führte den Pinſel, womit Quinault das Vergnügen und die Wolluſt ſchildert; und ſo hat von den vielen andern Schriftſtellern, die zum Theil ſchon tod ſind, zum Theil aber ſich unter den Neuern auszeichnen, ein jeder einen Charakter, den ſich unſre Sprache mit nach und nach eigen gemacht hat. Darinnen ſind wir den

Dichtern die erſte und vielleicht auch die gröſste Verbindlichkeit ſchuldig. Ihre Einbildungskraft ſtrengt ſich unter dem Joch der Regeln, welches ihnen beſchwerlich iſt, mit aller Kraft an, und ſie muſs nothwendig neue Wendungen hervor bringen. Daher ſind auch die plözlichen Fortſchritte der Sprachen allemal die Epoche irgend eines groſsen Dichters. Die Philoſophen vervollkommnen die Sprache nur lange nachher. Der franzöſiſchen Sprache haben ſie die Genauigkeit und Deutlichkeit gegeben, die ihren Hauptcharakter ausmachen, und die uns dadurch, daſs ſie uns die bequemſten Zeichen zur Analyſe unſrer Ideen an die Hand geben, in den Stand ſetzen, dasjenige, was in jedem Objekt das feinſte Stück iſt, wahrzunehmen.

§. 154. Die Philoſophen gehn auf die Gründe der Dinge zurück; ſie ſezen die Regeln der Künſte feſt, erklären die verſteckteſten Punkte derſelben, und vermehren durch ihre Lehren die Zahl geſchickter Beurtheiler. Betrachtet man hingegen die Künſte in den Theilen, die mehr Einbildungskraft erfordern: ſo können ſich die Philoſophen nicht rühmen, daſs ſie zu ihrem Wachsthum eben ſo viel beytragen, wie zur Fortbildung der Wiſſenſchaften. Sie ſcheinen ihnen vielmehr ſchädlich zu ſeyn. Das rührt davon her, daſs die Aufmerkſamkeit, die man der Erkenntniſs der Regeln widmet, das Feuer der Einbildungskraft dämpft. Denn dieſe Operation will lieber von der Empfindung und dem lebhaften Eindruck der Gegenſtände,

die sie rühren, als von einer Reflexion unterstützt seyn, die alles kombinirt und berechnet.

Wahr ist's, die Kenntniß der Regeln kann denen sehr nüzlich seyn, die, im Augenblick der Komposition, ihrem Genie zu freyen Lauf lassen, um sie nicht zu vergessen, und die sich diese Regeln nur bey der Ausbesserung ihrer Werke zurückrufen. Es wird aber denen sehr schwer, sich nicht oft auf Regeln zu stüzen, die einige Schwäche bey sich fühlen. Allein, kann man wohl in Werken der Einbildungskraft glücklich fortkommen, wenn man dergleichen Hülfsmittel nicht entbehren kann? Muß man in dem Fall in seine Produkte nicht wenigstens ein Mißtrauen sezen? Ueberhaupt ist das Jahrhundert, in welchem die Philosophen die Vorschriften der Künste entwickeln, das Zeitalter, in welchem die besten Werke schon ausgearbeitet und geschrieben sind. Genievolle Künstler erscheinen hingegen in einem solchen Zeitalter seltener.

§. 155. Weil sich der Charakter der Sprachen allmälig und zwar dem Charakter der Nationen gemäs bildet: so muß er nothwendig irgend eine herrschende Eigenschaft haben. Es ist also nicht möglich, daß die nämlichen Vortheile in dem nämlichen Grad mehreren Sprachen gemein seyen. Die vollkommenste Sprache würde die seyn, welche alle Vortheile in dem Grad vereinigte, in welchem sie sich mit einander vertragen können. Denn das würde unstreitig ein Fehler seyn, wenn eine Sprache für eine Gattung außerordentlich vortreflich, für die übrigen hingegen ganz untauglich wäre. Vielleicht beweiset der Charakter une

ſrer Sprache, der in Quinault's und de la Fontaines Werken hervorleuchtet, daß wir nie einen Dichter, mit Milton's Kraft, haben werden, und vielleicht iſt die Kraft, die im verlornen Paradies hervorſticht, ein Beweis, daß die Engländer nie einen Dichter, wie Quinault und la Fontaine, haben werden *).

§. 156. Die Analyſe und die Imagination ſind ein Paar ſo ſehr verſchiedene Operationen, daß ſie einander gewöhnlich gegenſeitige Hinderniſſe im Fortgang in den Weg legen. Nur bey einem gewiſſen Temperament können ſie einander wechſelſeitig Hülfe leiſten, ohne ſich im Weg zu ſtehn; und dieſes iſt jenes mittlere Temperament, wovon ich ſchon oben (Th. I. Abſch. 2. Kap. 3. §. 34.) zu reden Gelegenheit gehabt. Daher iſt es ſchwer, daß dieſelbigen Sprachen der Uebung dieſer beyden Operationen in einem gleichen Grad günſtig ſeyen. Die Franzöſiſche giebt dem Verſtand, durch die Simplizität und Deutlichkeit ihrer Konſtruktionen, früh eine gewiſſe Genauigkeit, die allmälig in eine Fertigkeit verwandelt wird, und die die Fortbildung der Analyſe ſehr vorbereitet. Der Imagination hingegen iſt ſie nicht günſtig. Dagegen waren die Inverſionen der alten Sprachen ein Hinderniß für die Analyſe; denn da ſie mehr zur Uebung der Einbildungskraft beytrugen, ſo wurde dieſe auch na-

*) Ich wage dieſe Vermuthung blos nach den Angaben, die ich durchs Horſagen von Milton's Gedicht weis. Denn ich verſtehe die engliſche Sprache nicht.

türlicher, als die Uebung der übrigen Seelenoperationen. Dieses ist, wie ich glaube, eine von den Ursachen vom Vorzug der neuern Weltweisen vor den Alten. Eine so weise Sprache, wie die Französische in der Auswahl der Figuren und der Wendungen ist, mußte um so viel weiser in der Art zu schließen seyn.

Man müßte sich, um unsre Ideen zu fixiren, zwo Sprachen denken: eine, die der Einbildungskraft so viel Uebung schaft, daß die Menschen, die sie sprechen, unaufhörlich fabeln: eine andre, die die Analyse in einem so hohen Grad übt, daß sich die Menschen, denen sie natürlich wäre, sogar in ihren Vergnügungen wie Geometer betragen, die die Lösung eines Problems suchen. Wir könnten uns alle mögliche Sprachen, zwischen diesen beyden Extremitäten vorstellen, und bemerken, wie sie, nach Maasgabe der Extremität, der sie sich nähern, verschiedene Charaktere annehmen, und sich für die Vortheile, die sie an der einen Seite verlieren, durch die andern Vortheile schadlos halten, die sie an der andern Seite gewinnen. Die vollkommenste unter ihnen würde das Mittel halten, und das Volk, welches sie redet, würde viele große Männer aufweisen können.

Hier könnte man mir den Einwurf machen: wenn der Charakter der Sprachen ein Grund vom Vorzug der heutigen Philosophen vor den ältern Weltweisen ist; würde denn nicht daraus auch folgen, daß die alten Dichter den Neuern vorgezogen werden müssen? Ich antworte: Nein. Die Analyse

hält einzig und allein von der Sprache Unterstü-
ung: sie kann folglich nur in so fern Statt fin-
en, in so fern sie von der Sprache begünstigt
ird. Nun aber haben wir gesehn, daß die Ur-
chen, die zur Fortbildung der Imagination mit-
irken, weit ausgebreiteter sind: ja es giebt so
ar nichts in der Welt, was nicht zugleich zur
rleichterung der Uebung dieser Operation dienen
llte. Wenn die Griechen und die Römer in
wissen Dichtungsarten größere Dichter haben,
s wir: so haben wir dagegen in andern Arten
n Gedichten größere Dichter, als sie. Welcher
te Dichter kann dem Corneille, oder dem Mo-
re an die Seite gesezt werden?

§. 157. Wenn man die Originalschriftsteller
ter jeden Sprache zusammenzehlen wollte: so wür-
man am sichersten ausmachen können, welche
prache in Rücksicht der meisten Arten von Wis-
nschaften vor andern Vorzüge hat. Ich glaube
cht, daß die französische Sprache hiedurch ver-
ren möchte.

§. 158. Wir haben bisher die Ursachen, wo-
rch die höchste Ausbildung einer Sprache bewirkt
rd, vorgelegt. Nun ist noch die Aufsuchung
r Ursachen ihres Verfalls übrig. Die Ursachen
r höchsten Ausbildung sind auch die Ursachen des
erfalls; nur nach der Beschaffenheit der Um-
ände bringen sie so entgegengesezte Wirkungen
rvor. Es verhält sich hier ohngefähr, wie im
hysischen; wo dieselbige Bewegung, die das
rinzium des Lebens war, ein Prinzipium des
odes wird.

Wenn eine Sprache in allen Arten von Geistesprodukten Originalschriftsteller hat: so glaubt einer um so mehr Schwierigkeiten, jene Schriftsteller zu übertreffen, zu finden, je mehr er Genie hat. Ihnen blos gleichzukommen, ist für seine Ehrsucht zu wenig. Er will, wie sie, der erste in seiner Art seyn. Er schlägt daher einen neuen Weg ein. Da aber alle dem Charakter der Sprache und dem seinigen analoge Schreibarten, schon von seinen Vorgängern gebraucht worden sind: so bleibt ihm nichts mehr übrig, als daß er von der Analogie abweiche. Er muß also, um Original zu seyn, den Ruin einer Sprache zu bereiten, deren Fortbildung er, ein Jahrhundert früher, würde befördert haben.

§. 159. Dergleichen Schriftsteller haben, wenn sie von den Kritikern beurtheilt werden, zu viele Talente, als daß sie ihre Absicht nicht erreichen sollten. Weil sich ihre Fehler leicht kopiren lassen: so glauben solche mittelmäßige Geister, es hange blos von ihnen ab, um zu einem gleichen Ruhm zu gelangen. Nun kömmt ein Schwarm subtiler und verkünstelter Gedanken, köstlicher Antitheſen, glänzender Paradoxe, schlechter Wendungen, gesuchter Ausdrücke, unnöthiger neuer Wörter, kurz, die Sprache schöner Geister zum Vorschein, die von einer unrichtigen Metaphysik verdorben worden. Das Publikum giebt ihm seinen Beyfall, und tändelnde, lächerliche Werke, die blos für einen Augenblick da sind, vervielfältigen sich. Der schlechte Geschmack verbreitet sich über die Künste und Wissenschaften, und Talente werden von Zeit zu Zeit seltener.

§. 160. Ich zweifle gar nicht, daß man nicht meinen Bemerkungen über den Charakter der Sprache widersprechen wird. Ich habe oft Personen gefunden, die alle Sprachen zu allen Geistesarbeiten gleich geschickt hielten, und die behaupteten, ein wie Corneille organisirter Mensch würde die nämlichen Proben der Talente gegeben haben, er mag in einem Jahrhundert, gelebt, oder in einer Sprache geschrieben haben, in welcher er wollte.

Vielleicht hat der Umstand, daß die Zeichen, wenn sie zum erstenmal gebraucht werden, willkührlich sind, viele auf den Gedanken gebracht, daß sie keinen Charakter haben können. Allein ich frage: ist es nicht einer jeden Nation natürlich, ihre Ideen nach dem ihr eigenthümlichen Genie zu verbinden, und die verschiedenen hinzukommenden Ideen, einem gewissen Fond von Hauptideen nach der Art beyzufügen, nach welcher sie verschiedentlich gerührt wird? Diese durch einen langwierigen Gebrauch auktorisirten Kombinationen aber sind gerade das, was das Genie einer Sprache ausmacht. Es kann freylich mehr oder weniger ausgebreitet seyn. Das hängt von der Anzahl und der Mannigfaltigkeit der gangbaren Wendungen und von der Analogie ab, die einem Mittel an die Hand giebt, wenn es nöthig ist, neue Wendungen zu erfinden. Diesen Charakter ganz zu verändern, steht gar nicht in der Gewalt eines einzigen Mannes. Man redet, sobald man davon abweicht, eine fremde Sprache, und man wird nicht mehr verstanden. Die Hervorbringung solcher beträchtlicher Veränderungen ist das Werk der Zeit. Man

muß ein Volk in ſolche Umſtände ſezen, daß es die Dinge ganz anders anſehn muß, als es ſie vorhin anſah.

§. 161. Unter allen Schriftſtellern drücken die Dichter das Genie der Sprachen am lebhafteſten aus. Daher rührt die Schwierigkeit, Dichter in fremde Sprachen zu überſezen, die ſo groß iſt, daß es einem Mann von Talenten leichter wird, ſie oft zu übertreffen, als ihnen beſtändig gleich zu bleiben. Im ſtrengſten Verſtand könnte man ſogar behaupten, daß gute Ueberſezungen von Dichtern unmöglich ſind. Denn eben die Gründe, welche beweiſen, daß ein Paar Sprachen nicht denſelbigen Charakter haben können, beweiſen auch, daß dieſelbigen Gedanken ſehr ſelten in beyden Sprachen mit denſelbigen Schönheiten ausgedruckt werden können.

Ich habe in der Abhandlung über die Proſodie und über die Inverſionen einiges geſagt, was ſich auch auf den Gegenſtand dieſes Kapitels bezieht. Ich will dieſe Anmerkungen hier nicht wiederholen.

§. 162. Aus dieſer Geſchichte der Fortbildung der Sprache läßt ſich abnehmen, daß die Sprachen einem, der ſie vollkommen kännte, ein Gemälde des Charakters und des Genies eines jeden Volks ſeyn würden. Er würde einſehn, wie die Einbildungskraft die Ideen, nach Maasgabe der Vorurtheile und der Leidenſchaften kombinirt hat. Er würde einſehn, daß ſich bey jeder Nation in eben dem Verhältniß ein verſchiedener Geiſt bildet, in welchem ſie weniger Bekanntſchaft mit andern

Völkern hat. Wenn aber die Sitten auf die Sprache Einfluß hatten: so hatte die Sprache wiederum, nachdem berühmte Schriftsteller ihre Regeln festgesezt, auf die Sitten Einfluß, und sie erhielt jedem Volk lange seinen Charakter.

§. 163. Vielleicht sieht man diese ganze Geschichte für einen Roman an. Man kann ihm doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit nicht absprechen Ich kann nicht gut glauben, daß mich die Methode, die ich befolgt, sehr oft in Irrthum gestürzt. Denn ich habe nie etwas, außer unter der Voraussezung behauptet, daß eine Sprache allemal nach dem Muster der Sprache gebildet worden, die unmittelbar vor ihr hergieng. Ich habe in der Sprache der Aktion den Keim der Sprachen und aller Künste gefunden, die zur Bezeichnung unsrer Ideen dienen können. Ich habe die Umstände angezeigt, unter welchen dieser Keim füglich entwickelt werden konnte; und ich habe nicht blos die Erzeugung dieser Künste aus demselben beobachtet, sondern auch ihre Fortbildung verfolgt, und die verschiedenen Charaktere derselben erklärt. Kurz, ich habe, wie ich glaube, deutlich bewiesen, daß Dinge, die uns äußerst sonderbar vorkommen, zu ihrer Zeit sehr natürlich waren, und daß nichts wirklich geworden ist, als was geschehen sollte.

Zweyter Abschnitt.

Von der Methode.

Die Kenntniß, die wir von den Operationen der Seele und von den Ursachen ihrer Fortbildung erlangt haben, muß uns lehren, wie wir uns bey der Untersuchung der Wahrheit zu verhalten haben. Vorher konnten wir uns noch keine gute Methode bilden. Jezt aber deucht mich, legt sie sich uns von selbst dar; und ich halte sie für eine natürliche Folge aus den bisher angestellten Untersuchungen. Es wird zureichen, wenn ich einige von den Reflexionen entwickele, die in diesem Werk zerstreuet sind.

Erstes Kapitel.

Von der ersten Ursache unsrer Irrthümer und vom Ursprung der Wahrheit.

§. 1. Mehrere Weltweisen haben die große Anzahl von Irrthümern, die man den Sinnen, der Einbildungskraft und den Leidenschaften zuschreibt, sehr beredt gerüget. Allein ihre Werke haben den Nuzen nicht gestiftet, den sie sich davon versprachen. Ihre Theorie ist zu unvollkommen, und in der Praxis zu wenig brauchbar. Die Einbildungskraft und die Leidenschaften nehmen so verschiedene Gestalten an, und hangen so sehr von den Temperamenten, der Zeit und den Um-

ſtänden ab, daß man unmöglich alle Triebfedern, die ſie in Bewegung ſezen, enthüllen, und daß ſich ganz natürlich ein jeder einbilden kann, er finde ſich nicht im Fall derer, die durch ſie verführt werden.

So wie ein ſchwächlicher Menſch oft von einer Krankheit wieder hergeſtellet wird, um in eine andre zu fallen: eben ſo verändert der Verſtand oft nur ſeine Irthümer, ſtatt ſie gänzlich zu verlaſſen. Man müßte, wenn man einen ſchwächlichen Menſchen von allen ſeinen Krankheiten befreyen wollte, ihm ein ganz neues Temperament geben: Eben ſo müßte man unſern Verſtand, um ihn in Anſehung aller ſeiner Irrthümer zu verbeſſern, ganz neue Einſichten verſchaffen, und man müßte, ohne ſich bey dem Detail ſeiner Krankheiten aufzuhalten, an die Quelle ſelbſt zurückgehn, und ſie verſtopfen.

§. 2. Dieſe Quelle werden wir in unſrer Gewohnheit, über Dinge zu räſonniren, finden, von denen wir entweder gar keinen Begrif, oder nur ganz unbeſtimmte Ideen haben. Es iſt nöthig daß wir hier den Grund dieſer Gewohnheit aufſuchen, um den Urſprung unſrer Irrthümer auf eine überzeugende Art einzuſehn, und um zu wiſſen, mit wie viel kritiſchem Geiſt man an die Lektüre der Philoſophen gehn muß.

§. 3. So lang wir noch Kinder und der Reflexion unfähig ſind, ſo lang iſt es unſer Bedürfniß allein, was uns beſchäftiget. Die Gegenſtände machen indeſſen zu dieſer Zeit um ſo viel tiefere Eindrücke, da ſie weniger Widerſtand finden.

Die Organen entwickeln sich langsam; die Vernunft kömmt noch langsamer, und wir werden mit Ideen und Maximen erfüllt, so wie sie uns der Zufall oder eine schlechte Erziehung vorlegen. Wenn wir das Alter erreichen, in welchem wir unsre Gedanken zu ordnen anfangen: so sehn wir auch noch lauter solche Dinge vor uns, mit denen wir uns schon seit langer Zeit bekannt gemacht haben. Wir glauben also ohne Bedenken, daß sie sind, und daß sie gerade so sind; weil es uns natürlich scheint, daß sie sind, und daß sie gerade so sind. Sie sind so tief in unser Gehirn eingegraben, daß wir es uns gar nicht denken können, sie seyen nicht, oder sie seyen anders. Daher rührt die Gleichgültigkeit zur genauern Erkenntniß solcher Dinge, an die wir gewöhnt sind. Daher die Gierigkeit nach allem, was uns neu scheint.

§. 4. Wenn wir zu reflektiren anfangen: so sehn wir nicht ein, wie wir zu den Ideen und den Maximen, die wir in uns vorfinden, haben gelangen können. Wir erinnern uns nicht jemals dieselben nicht gehabt zu haben. Sicher bedienen wir uns daher derselben. So mangelhaft sie auch seyn mögen: so halten wir sie doch für Notionen, die für sich schon evident sind. Wir geben ihnen die Namen, Vernunft; natürliches Licht, oder Licht, welches mit uns gebohren, Prinzipien, die der Seele eingegraben und eingedrückt sind. Wir beziehen uns um so viel lieber auf diese Ideen, je mehr wir glauben, daß, wenn sie uns betrügen sollten, Gott die Ursache davon seyn müßte; weil wir sie für das einzige Mittel halten,

er uns, um zur Wahrheit zu gelangen,
hat. Auf ſolche Weiſe ſcheinen uns No-
mit denen wir ſehr bekannt ſind, äußerſt
Prinzipien zu ſeyn.

Die Art, wie wir die Sprache erlernen,
unſern Geiſt an dieſe Ungenauigkeit an.
ichen das Alter der Vernunft nur wenn
lange den Gebrauch der Sprache erlernt
Wenn man die zur Bezeichnung der Be-
beſtimmten Wörter ausnimmt: ſo hat
öhnlich nur der Zufall Gelegenheit gege-
wir gewiſſe Töne eher als andre gehört, und
gerade dieſe Ideen mit denſelben verbun-
n. Man darf nur auf die Kinder ein
cht geben, um ſich den Zuſtand, den man
angen iſt, zurückzurufen; und man wird
aß nirgend mehr Ungenauigkeit vorkömmt,
der Anwendung der Wörter. Darüber
ſich nicht wundern. Wir hörten Ausdrü-
n Bedeutung, wenn ſie gleich durch den
ebrauch richtig beſtimmt worden, doch ſo
ngeſezt war, daß wir weder Erfahrung
harfſinn genug hatten, um ſie faſſen zu
Wir hörten wiederum andre Ausdrücke,
u zweyen malen denſelbigen Begrif hat-
r die vielleicht auch ganz ſinnlos waren.
der Unmöglichkeit, uns dergleichen Wör-
Kenntniß zu bedienen, urtheilen zu kön-
rf man nur die Schwierigkeit bedenken,
r wir uns noch ſehr oft bey dergleichen
befinden.

§. 6. Die Verbindung der Zeichen mit den Sachen ist uns indessen, wie wir über ihren Werth noch nicht nachzudenken, im Stande waren, so natürlich geworden, daß wir uns gewöhnt haben, die Namen auf die Realität der Gegenstände selbst hinzuziehen, und daß wir glaubten, sie erklären ihr Wesen vollkommen. Man hat sich vorgestellt, es gebe angebohrne Ideen: weil es Ideen giebt, die bey allen Menschen dieselbigen sind. Wir würden zuverläßig gesagt haben, unsre Sprache sey angeboren, wenn wir nicht gewußt hätten, daß andere Völker ganz andre Sprachen reden. Es scheint, als wenn alle unsre Bemühungen bey unsern Untersuchungen dahin abzielen, daß wir neue Ausdrücke ersinnen. Kaum haben wir sie erfunden: so glauben wir, neue Kenntnisse erworben zu haben. Die Selbstliebe überredet uns leicht, daß wir die Dinge kennen, wenn wir lange uns bemüht haben, sie kennen zu lernen, und wenn wir viel von ihnen gesprochen haben.

§. 7. Wenn man den Ursprung unsrer Irrthümer auf die eben angezeigte Quelle zurückführt: so bringt man sie auf eine einzige Ursache, die so beschaffen ist, daß man es sich nicht verhehlen kann, daß sie bisher vielen Antheil an unsern Urtheilen gehabt. Vielleicht könnte man auch den eingenommensten Philosophen das Geständniß abnöthigen, daß diese Ursache die ersten Gründe zu ihren Systemen gelegt. Man dürfte sie nur geschickt auszuforschen wissen. In der That, wenn unsre Leidenschaften Irrthümer verursachen: so geschieht es deswegen, weil sie ein schwankendes

ium, einen metaphoriſchen Ausdruck, ein
iges Wort mißbrauchen, um ſie ſo anzu-
, daß wir unſre Lieblingsmeynungen dar-
leiten können. Wenn wir uns alſo irren:
die ſchwankenden Prinzipien, die Meta-
nd die vieldeutigen Wörter ſchon vor un-
enſchaften da. Will man alſo alle Kunſt-
es Irrthums vereiteln: ſo darf man ſich
ſer leeren Sprache enthalten.

3. Wenn der Urſprung des Irrthums im
der Ideen, oder in unrichtig beſtimmten
liegt: ſo muß der Urſprung der Wahr-
richtig beſtimmten Ideen zu ſuchen ſeyn.
ſind die mathematiſchen Wiſſenſchaften
. Wenn wir nur beſtimmte Begriffe
Gegenſtänden haben: ſo werden dieſe im-
Unterſcheidung der Wahrheit zureichen.
wir hingegen dergleichen Begriffe nicht: ſo
wir vergebens alle erdenkliche Vorſicht an-
: allemal werden wir alles durch einander
Kurz, mittelſt richtig beſtimmter Begriffe
nan in der Phyſik allemal mit ſichern Schrit-
gehn; ohne dergleichen Begriffe würde
hingegen ſelbſt in der Arithmethik irren.

. Wie kömmt's aber, daß die Arithmeti-
ichtige Begriffe haben? Da ſie ihre Erzeu-
einander kennen: ſo können ſie ſie immer
enſezen und wiederum aus einanderlegen,
nach allen ihren Beziehungen vergleichen zu
Nur durch Reflexion auf die Entſtehungs-
Zahlen hat man die Regeln der Kombina-

tionen gefunden. Diejenigen, die über diese Entstehungsart nicht nachgedacht haben, können eben so richtig rechnen, wie andre; denn die Regeln sind sicher. Weil sie aber die Gründe derselben nicht kennen: so haben sie keinen Begrif von dem, was sie eigentlich machen, und sie sind nicht im Stand, neue Regeln zu erfinden.

§. 10. Die Wahrheit wird in allen Wissenschaften, wie in der Arithmetik nur durch Zusammensezungen und durch Auseinanderlegungen entdeckt. Wenn man aber in den übrigen Wissenschaften nicht mit eben der Richtigkeit schließt: so liegt der Grund darinnen, daß man noch nicht sichere Regeln gefunden hat, nach welchen man die Ideen genau zusammensezen und auseinanderlegen kann. Und dieses rührt wiederum davon her, daß man sie nicht zu determiniren gewußt hat. Vielleicht werden die Betrachtungen, die wir über den Ursprung unsrer Erkenntniß angestellt haben, uns Mittel zur Ergänzung dieses Mangels an die Hand geben.

Zweytes Kapitel.

Wie man die Ideen oder ihre Benennungen bestimmen kann.

§. 11. Es ist eine gewöhnliche und allgemein bekannte Lehre, daß man die Wörter in ihrem Sprachgebrauch nehmen muß. Es scheint wirklich beym ersten Anblick, man könne sich anders durch kein ander Mittel verständlich machen, man

e denn wie andre. Ich habe indeſſen dabey
ch einen andern Weg eingeſchlagen. Bey der
merkung, man müſſe, um wahre Kenntniſſe
haben, ganz von vorne in den Wiſſenſchaften
fangen, oder ſich zum Vortheil der gangbaren
eynungen einnehmen laſſen, ſchien mir die
ore Bemerkung natürlich, daß man die Spra-
, wenn man ſie berichtigen wolle, reformiren
ſſe, ohne auf den Sprachgebrauch Rückſicht
nehmen. Ich will damit nicht ſo viel ſagen,
n müſſe es ſich etwa zum Geſez machen, durch-
gig an die Ausdrücke ſolche Ideen zu knüpfen,
von den Begriffen, die ſie gewöhnlich bezeich-
, durchaus verſchieden ſind. Das wäre eine
diſche und lächerliche Affektation. Der Sprach-
rauch iſt in Anſehung der Namen einfacher
een, ſo wie auch der Namen für mehrere No-
men, die dem groſſen Haufen geläufig ſind,
chförmig und beſtändig; und in dergleichen
len darf man an demſelben nichts verändern.
nn aber von komplexen Ideen, die der Meta-
ſik und Moral ganz beſonders eigen ſind, die
e iſt: ſo iſt nichts willkührlicher oder auch oft
nſinniger, als der Sprachgebrauch. Das hat
h auf den Gedanken gebracht, man müſſe, um
Sprache Deutlichkeit und Beſtimmtheit zu ver-
ffen, die Materialien unſrer Erkenntniß wie-
hervornehmen, und neue Kombinationen mit
ſelben veranſtalten, ohne auf die ſchon vorhan-
en Rückſicht zu nehmen.

§. 12. Wir haben bey der Unterſuchung der
tbildung der Sprachen (Th. II. Abſch. 1. K. 9.)

gesehn, daß der Sprachgebrauch den Sinn der Wörter nicht anders, als mittelst der Umstände, unter welchen man redet, fixirt. Es scheint in der That, als wenn der Zufall die Umstände anordne. Wenn wir sie aber uns selbst auszuwehlen wissen: so können wir das in allen Fällen verrichten, was uns der Zufall bey einigen Gelegenheiten thun macht, d. h. wir können die Bedeutung der Wörter genau bestimmen. Es giebt kein ander Mittel, wie man der Sprache eine durchgängige Bestimmtheit verschaffen kann, als dieses, wodurch sie allemal Bestimmtheit erlangt hat, wenn sie bestimmt war. Man müßte sich demnach in deutliche Umstände versezen, um für den Ausdruck der ersten Ideen, die man mittelst der Sensation und Reflexion erlangt hat, Zeichen zu finden. Wenn man nun, durch die Reflexion auf diese ersten Ideen, neue Begriffe erlangt: so würde man neue Namen machen müssen, deren Bedeutung man dadurch bestimmen würde, daß man andre in eben dieselbigen Umstände, unter welchen man sich befunden hat, versezte, und daß man sie dieselbige Reflexionen machen ließe, die man selbst gemacht hat. Auf diese Weise würden die Ausdrücke beständig auf die Ideen folgen. Sie würden folglich klar und bestimmt seyn; weil sie nichts anders anzeigen würden, als was ein jeder deutlich würde empfunden haben.

§. 13. Ein Mensch, der sich selbst eine Sprache zu bilden anfängt, und der sich schlechterdings mit andern nicht eher unterhalten wollte, bis er nicht den Sinn der Ausdrücke durch die Umstände

bestimmt, in welche er sich gesezt, würde wirklich in keinen von den Irrthümern verfallen, die uns so gewöhnlich sind. Die Namen einfacher Ideen würden klar seyn; weil sie blos das bedeuten würden, was man unter den bestimmten Umständen empfunden. Die Namen komplexer Ideen würden bestimmt seyn; denn sie würden nur diejenigen einfachen Ideen in sich fassen, die gewisse Umstände auf eine bestimmte Weise vereinigen würden. Wenn er endlich zu seinen ersten Kombinationen etwas hinzu, oder von denselben etwas wegthun wollte: so würden die Zeichen, die er dazu gebrauchen würde, die Klarheit der ersten Zeichen behal-.n: wofern das, was er zu oder wegthut, durch neu. Umstände bezeichnet ist. Wollte er hernach andern seine Gedanken mittheilen: so dürfte er sie nur in denselbigen Gesichtspunkt stellen, in welchem er sich selbst befand, wie er die Zeichen untersuchte; dadurch würde er bewirken, daß sie dieselbigen Ideen mit den Wörtern verbinden würden, die er ausgewehlt hätte.

§. 14. Wenn ich übrigens vom Wörtermachen rede: so heißt das nicht so viel, daß man ganz neue Ausdrücke machen müsse. Diejenigen Ausdrücke, die durch den Sprachgebrauch bestätigt sind, scheinen mir gewöhnlich zuzureichen, um von allen Arten von Materien zu sprechen. Man würde dadurch der Klarheit einer Sprache sogar Abbruch thun, wenn man, besonders in den Wissenschaften, ohne Noth, Wörter erfinden sollte. Ich bediene mich also dieser Redensart, Wörter machen, blos um anzuzeigen, daß man nicht,

wie gewöhnlich, mit der Darlegung der Ausdrücke, um ſie zu definiren, anfangen: ſondern daß man, nachdem man ſich in die Umſtände verſezt, unter welchen man etwas empfand oder ſah, dem, was man empfand oder ſah, einen Namen geben müſſe, den man aus dem Sprachgebrauch entlehnen könnte. Dieſer Weg hat mir ſehr natürlich, und weit tauglicher zur Bezeichnung des Unterſchiedes geſchienen, der ſich unter der Art, wie ich wünſchte, daß die Bedeutung der Wörter beſtimmt würde, und unter den Definitionen der Philoſophen findet.

§. 15. Ich glaube, es würde zu dieſer Abſicht unnüz ſeyn, wenn man ſich blos auf den Gebrauch ſolcher Ausdrücke einſchränken wollte, die in die Sprache der Gelehrten aufgenommen ſind; es könnte vielleicht vortheilhafter ſeyn, wenn man ſie aus der gemeinen Sprache herholen ſollte. Zwar iſt die eine nicht richtiger gebauet, als die andre. Ich finde aber doch in der leztern einen Fehler weniger. Der groſſe Haufe nämlich, der über die wiſſenſchaftlichen Gegenſtände nicht nachgedacht hat, giebt ſeine Unwiſſenheit und Ungenauigkeit im Gebrauch der Wörter gern zu. Die Philoſophen hingegen ſchämen ſich, vergebens meditirt zu haben, und ſie ſind allemal eigenſinnige Vertheidiger ihrer angeblichen Produkte.

§. 16. Wir müſſen uns, um dieſe Methode deutlicher vorzulegen, in einen genauern Detail einlaſſen, und das, was wir auf eine ganz allgemeine Art vorgetragen haben, auf verſchiedene Ideen

anwenden. Wir wollen mit dem Namen der einfachen Ideen anfangen.

Die Dunkelheit und Verworrenheit der Wörter rührt davon her, daß wir ihnen entweder eine zu große oder eine zu kleine Ausdehnung geben, oder auch davon, daß wir uns ihrer bedienen, ohne einen Begrif mit ihnen zu verbinden. Es giebt viele Wörter, deren Bedeutung wir nicht ganz faſſen. Wir gehn ſie Theilweiſe durch, und ſezen zu denſelben hinzu, oder ſchneiden etwas davon weg. Daraus entſtehn verſchiedene Kombinationen, die nur ein und eben daſſelbe Zeichen haben; und davon rührt es her, daß dieſelbigen Wörter in demſelbigen Mund ſehr verſchiedene Bedeutungen haben. Da übrigens die Erlernung der Sprachen, wenn ſie auch noch ſo ſorglos getrieben wird, doch einiges Nachdenken erfordert: ſo macht man es kurz; und man zieht Zeichen auf Realitäten, von denen man gar keinen Begrif hat. So ſind die Ausdrücke, Ding, Subſtanz, Weſen, u. d. m., in der Sprache vieler Philoſophen beſchaffen. Es iſt offenbar, daß dieſer Fehler nur den Ideen zugeſchrieben werden kann, die das Werk des Geiſtes ſind. Denn die Bedeutung der Namen für einfache Ideen, die uns unmittelbar durch die Sinne zugeführt werden, läßt ſich auf einmal überſehn. Sie kann keine eingebildete Realitäten zum Gegenſtand haben; denn ſie geht unmittelbar auf einfache Perzeptionen, die in der Seele wirklich ſo beſchaffen ſind, wie ſie ihr ſcheinen. Dieſe Art von Ausdrücken kann daher nicht dunkel ſeyn. Ihre Bedeutung iſt durch alle Umſtände, unter

welchen wir uns von Natur finden, so deutlich bezeichnet, daß sich die Kinder selbst darinnen nicht irren können. So wenig sie auch mit ihrer Sprache bekannt sind: so vermischen sie die Namen der Sensationen doch nicht, und sie haben von den Wörtern, weis, schwarz, roth, Bewegung, Ruhe, Vergnügen, eben so klare Begriffe, als wir selbst. Was die Operationen der Seele betrift: so unterscheiden sie die Namen derselben gleichfalls, wenn sie nur einfach sind, und wenn die Umstände ihre Reflexion auf diese Seite hinlenken. Denn man sieht aus ihrem Gebrauch der Wörter, Ja, Nein, ich will, ich will nicht, daß sie die wahre Bedeutung derselben fassen.

§. 17. Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, es sey bewiesen, daß dieselbigen Gegenstände in verschiedenen Personen verschiedene Sensationen erzeugen; daß wir sie nicht alle unter denselbigen Ideen der Größe sehen, daß wir nicht dieselbigen Farben an ihnen wahrnehmen, u. s. w.

Ich antworte: wir verstehn uns demohngeachtet allemal hinlänglich in Rücksicht auf den Zweck, den man sich in der Metaphysik und Moral sezt. In der Moral hat man z. B. nicht nöthig, sich zu versichern, daß dieselbigen Strafen bey allen Menschen dieselbigen Empfindungen von Schmerz hervorbringen, und daß dieselbigen Belohnungen dieselbigen angenehmen Empfindungen bey allen Menschen zur Folge haben. So groß auch die Verschiedenheit seyn mag, mit welcher die Ursachen des Vergnügens und des Schmerzes Menschen von verschiedenen Temperamenten affi-

ſ es doch genug, wenn die Bedeutung
) Vergnügen, Schmerz nur ſo ge-
daß ſie kein Menſch mißverſtehn kann.
erſtatten es die Umſtände, unter wel-
ns täglich finden, nicht, daß ſich je-
ebrauch irren könne, den wir von die-
cken machen müſſen.
o iſt es in der Metaphyſik genug, wenn
onen Ausdehnung, Figuren und Far-
en. Die Verſchiedenheit, die ſich un-
ſationen von ein Paar Menſchen findet,
Verwirrung verurſachen. Mir mag
was ich blau nenne, beſtändig das
as andre grün nennen, und was ich
, mag mir beſtändig das ſcheinen, was
nennen: ſo werden wir uns doch des-
ſo gut verſtehn, wenn wir ſagen, die
rün, der Himmel iſt blau, als wenn
eſen Objekten alle durchaus dieſelbigen
n hätten. Denn wir wollen ja da
d, als dieſes ſagen, der Himmel und
erde uns unter einem Scheine bekannt,
Seele mittelſt des Geſichts zugeführt
den wir blau, grün, nennen. Selbſt,
dieſen Wörtern eine ſolche Bedeutung
en wollte, daß wir alle genau dieſelbi-
tionen haben: ſo würden dieſe Säze
l werden; ſie würden aber falſch, oder
ſtens nicht gegründet genug ſeyn, daß
gewiß anſehn könnte.
Hieraus glaub' ich demnach folgern zu
aß die Namen einfacher Ideen ſo wohl

der Senſationen, als der Operationen der Seele, durch die Umſtände, ſehr genau beſtimmt werden können; weil ſie ſchon ſo genau beſtimmt ſind, daß die Kinder ſich dabey nicht irren. Ein Philoſoph muß, wenn von den Senſationen die Rede iſt, nur zwey Fehler zu vermeiden ſuchen, worinnen die Menſchen durch voreilige Urtheile zu verfallen pflegen. Der eine iſt, wenn man glaubt, die Senſationen ſeyen an den Objekten: der zweyte iſt der, wovon wir eben geredet haben, daß dieſelbigen Gegenſtände in einem jeden von uns dieſelbigen Senſationen hervorbringen.

§. 19. Sobald die Ausdrücke zur Bezeichnung einfacher Ideen genau und richtig ſind: ſo bald iſt kein weiteres Hinderniß da, daß man nicht auch diejenigen Ausdrücke beſtimmen könnte, die andern Ideen zugehören. Man darf zu dem Ende nur die Anzahl und die Beſchaffenheit der einfachen Ideen beſtimmen, aus welchen man eine komplexe Notion bilden kann. Daß man in dieſem Fall ſo viele Hinderniſſe bey der Beſchränkung des Sinnes der Namen findet, ſo daß nach vieler Mühe doch noch viel Vieldeutigkeit und Dunkelheit übrig bleibt, davon liegt der Grund darinnen, daß man dieſe Wörter ſchon im Gebrauch findet, nach welchem man ſich richten will. Die Moral liefert uns vorzüglich ſo höchſtzuſammengeſezte Ausdrücke, und der Sprachgebrauch, den wir zu Rath ziehn, ſtimmt ſo wenig mit ſich ſelbſt überein, daß wir, dieſer Methode wegen, nothwendig ungenau reden, und in ſehr viele Widerſprüche fallen müſſen. Gewiß würde einer, der ſich anfänglich blos auf die

Betrachtung der ein
ſie nur in eben de
ihnen bekannt wird
wollte, dieſe Gefah
mengeſezteſten Wört
müſſen, würden be
tung haben; denn,
Ideen auswehlt, di
deren Anzahl er be
deutung eines jeden
ſchränken.

§. 20. So lang
ſchaft derer nicht
auf Realitäten ziehn
iſt es unnüz auf Be
ken. Nur deswe
allen ihren Theilen
ganz beſtimmten B
und weil wir durch
der Zeichen bedienen
Einheit in den zuſam
ſelbſt hinzugethan
ſchaften hingegen wi
dunkeln Ausdrücken
niren, und die Beziel
man die Ungereimth
ſo darf man nur da
würden, wenn die
dieſelbige Verwirrun
der ſich die Metaph

§. 21. Die kom
des Verſtandes. S

fachen Ideen legen; und der
n Maas, in welchem er mit
, unter Zeichen verſammlen
ren nicht laufen. Die zuſam-
er, deren er ſich würde bedienen
ſtändig eine beſtimmte Bedeu-
da er ſich ſelbſt die einfachen
e er an dieſelben knüpft, und
ſtimmt: ſo würde er die Be-
in beſtimmte Gränzen ein-

man aber die elende Wiſſen-
aufgeben will, die die Wörter
, die ſie nicht kennen: ſo lang
timmtheit der Sprache zu den-
en läßt ſich die Arithmetik in
demonſtriren; weil wir einen
egrif von der Einheit haben,
die Kunſt, mit welcher wir uns
, beſtimmen, wie viel mal die
mengeſezteſten Zahlen, zu ihr
orden. In andern Wiſſen-
ll man nach ſchwankenden und
über komplexe Begriffe räſon-
ungen derſelben finden. Will
it dieſes Verfahrens einſehn:
über urtheilen, wo wir ſtehn
Menſchen die Arithmethik in
g hätten ſtürzen können, in
hyſik und Moral befinden.
plexen Ideen ſind das Werk
ind ſie fehlerhaft: ſo rühret es

davon her, daß wir sie schlecht gebildet haben, und das einzige Mittel, sie zu verbessern ist demnach dieses, daß man sie von neuem bildet. Man muß folglich die Materialien unsrer Kenntnisse wieder vornehmen, und sie so bearbeiten, als wenn sie vorher noch gar nicht bearbeitet worden wären. Zu dieser Absicht ist es dienlich, daß man nur die möglichst kleinste Zahl von Ideen an die Töne knüpft; diejenigen auswehlet, die jedermann ohne Mühe wahrnehmen kann, wenn er sich in dieselbigen Umstände versetzt; und daß man keine neuen Ideen eher hinzuthut, als bis man sich mit den erstern genau bekannt gemacht, und sich in solchen Umständen findet, unter welchen man sie am schicklichsten auf eine klare und bestimmte Art in die Seele bringen kann. Dadurch gewöhnt man sich, alle Arten von einfachen Ideen, es mögen ihrer auch so viele seyn, als sie wollen, mit den Wörtern zu verbinden.

Die Fertigkeit Ideen mit Zeichen zu verbinden läßt sich nicht mit einem Mal erwerben, besonders aber wenn sehr zusammengesezte Notionen an den Wörtern haften. Nur sehr spät überkommen die Kinder sehr bestimmte Ideen von den Zahlen 1000, 10000, u. s. w. Nur durch eine lange und häufige Gewohnheit, die Einheit zu vervielfältigen, und eine jede Sammlung derselben mittelst eines eignen Namens zu fixiren, gelangen sie zu dieser Fertigkeit. Uns würde es unter der Menge von kompleren Ideen, die der Metaphysik und der Moral zugehören, eben so unmöglich seyn, den erwehlten Ausdrücken Bestimmtheit zu geben, wenn wir

ſie gleich anfänglich unbehutſam mit einfachen Ideen überladen. Wir werden ſie bald in einer, bald in einer andern Bedeutung nehmen. Denn, da wir die Sammlungen der Ideen nur ſo obenhin dem Verſtand eingedrückt haben: ſo werden wir oft etwas zu denſelben hinzuſezen, oft etwas aus denſelben wegthun, ohne es gewahr zu werden. Fangen wir aber die Sache ſo an, daß wir nur wenige Ideen an die Wörter knüpfen; und gehn wir nur ſehr ordentlich zu größern Sammlungen über: ſo werden wir uns gewöhnen, unſre Notionen immer mehr und mehr zuſammenzuſezen, ohne ſie dadurch unbeſtimmter und ungewiſſer zu machen.

§. 22. Dieſes iſt die Methode, die ich, beſonders im dritten Abſchnitt dieſes Werks, befolgt habe. Ich fing nicht mit der Vorlegung der Namen für die Seelenoperationen an, um ſie nachher zu definiren; ſondern ich ſuchte mich in die vortheilhafteſten Umſtände zu verſezen, unter welchen ich die Fortbildung derſelben beobachten konnte. Und ſo wie ich mir Ideen bildete, die zu den vorigen hinzukamen, beſtimmte ich ſie auch mit Namen, und bequemte mich nach dem Sprachgebrauch, ſo oft es ohne Nachtheil geſchehen konnte.

§. 23. Wir haben zwo Arten von komplexen Notionen. Einige bilden wir nach Modellen. Andre beſtehn aus gewiſſen Kombinationen einfacher Ideen, die der Verſtand, durch eine Wirkung ſeiner eignen Wahl, zuſammenfügt.

Wollte man ſich, durch eine willkührliche Verſammlung einfacher Ideen, Notionen von Sub-

ſtanzen machen: ſo würde dieſes eine in der Praxis unnüze und ſo gar gefährliche Methode ſeyn. Dergleichen Notionen würden uns Subſtanzen darſtellen, die nirgend exiſtiren; ſie würden Eigenſchaften verſammlen, die nirgend beyſammen ſind; ſie würden Beſchaffenheiten trennten, die ſich beyſammen finden, und es wäre bloßer Zufall, wenn ſie bisweilen Modellen ähnlich wären. Man muß demnach, wenn man klare und beſtimmte Namen von Subſtanzen machen will, die Natur zu Rath ziehn, und man muß ſie nur diejenigen einfachen Ideen bedeuten laſſen, die wir beyſammen beobachtet haben.

§. 24. Noch giebt es andre Ideen, die den Subſtanzen zugehören, und die man abſtrakte Begriffe nennt. Dies ſind, wie ich ſchon geſagt habe, nur mehr oder weniger einfache Ideen, auf welche wir unſre Aufmerkſamkeit richten, indem wir ſie von andern einfachen Ideen abziehn, die mit jenen koexiſtiren. Wenn wir an die Subſtanz der Körper, in ſo ferne ſie farbigt und figurirt ſind, zu denken aufhören, und ſie uns blos als etwas bewegliches, theilbares, undurchdringliches und auf eine unbeſtimmte Art ausgedehntes vorſtellen: ſo haben wir die Idee von der Materie, die einfacher iſt, als die Idee von Körper, wovon ſie eine bloße Abſtraktion iſt, wenn ſie gleich viele Weltweiſen realiſirt haben. Wenn wir hierauf an die Beweglichkeit der Materie, an ihre Theilbarkeit und an ihre Undurchdringlichkeit zu denken aufhören, um nur auf ihre unbeſtimmte Ausdehnung zu achten: ſo haben wir die Idee vom reinen

e noch einfacher iſt. So verhält es
it allen Abſtraktionen. Und es erhellet
daß die abſtrakteſten Ideen eben ſo leicht
en ſind, als die Ideen von den Sub-
ſt.

Ganz anders muß man, um die ur-
Notionen, d. h. diejenigen Begriffe, die
n Handlungen der Menſchen, und von
s zur Moral, Jurisprudenz und zu den
hört, zu beſtimmen, zu Werk gehn, als
ſtimmung der Notionen der Subſtanzen.
geber hatten kein Modell, wie ſie zum
gewiſſe einfache Ideen vereinigten, aus
die Geſetze verfaßten, und wie ſie von
enſchlichen Handlungen redeten, eh ſie
en, ob es auch irgend einige Beyſpiele

Eben ſo waren die Modelle der Künſte
in der Seele der erſten Erfinder derſel-
nden. Die Subſtanzen ſind, ſo wie
nen, bloſſe Kollektionen von Eigenſchaf-
welchen es nicht von uns abhängt, es
reinigen oder trennen wollen, und an
nüß uns nur in ſo fern gelegen iſt, in
exiſtiren, und zwar an der Art, wie ſie

Die Handlungen der Menſchen ſind
enen, die unaufhörlich abändern, und
ſehr oft viel darauf ankömmt, daß
nen; eh wir noch die Modelle zu den-
ben haben. Wollten wir uns nur dann
von denſelben machen, wenn ſie uns die
zuführt: ſo würden wir oft zu ſpät zu
gelangen. Wir müſſen alſo die Sache

ganz anders angreifen. Hier vereinigen oder trennen wir nach unserm Belieben gewisse einfache Begriffe, oder wir nehmen auch die Kombination an, die schon andre veranstaltet haben.

§. 26. Unter den Notionen der Substanzen und unter diesen Notionen findet sich der Unterschied, daß wir die leztern als Modelle ansehn, worauf wir die äußeren Dinge hinzielen, und daß hingegen jene bloße Kopien von dem sind, was wir ausser uns wahrnehmen. Es reicht zur Wahrheit der erstern zu, wenn die Kombinationen unsers Verstandes demjenigen, was man an den Dingen bemerkt, entsprechen; und eben so ist es zur Wahrheit der leztern genug, wenn einige äussere Kombinationen so beschaffen seyn können, wie diejenigen, die in unserm Verstand vorhanden sind. Die Notion von der Gerechtigkeit würde wahr seyn, selbst wenn man keine gerechte Handlung finden sollte. Denn ihre Wahrheit besteht in einer Sammlung von Ideen, die gar nicht von dem, was ausser uns vorgeht, abhängt. Die Notion des Eisens hingegen ist nicht wahr, wofern sie nicht diesem Metall entspricht. Denn es soll das Modell derselben seyn.

Aus diesen Betrachtungen über die urbildlichen Ideen läßt sich leicht abnehmen, daß die Festsezung der Bedeutung ihrer Namen einzig und allein von uns abhängt; weil es ja blos auf uns ankömmt, daß wir die einfachen Ideen bestimmen, aus denen wir selbst die Sammlungen gemacht haben. Auch sieht man ein, daß andre unsern Gedanken gleichfalls beytreten müssen, wenn wir sie nur in solche Umstände versezen, in welchen

elbigen einfachen Ideen des Objekts ihres Ver-
des werden, so wie sie der Gegenstand des
igen waren; und in welchen sie genöthigt sind,
unter dieselbigen Namen zu vereinigen, wor-
r wir sie versammlet hatten.

Dieses sind die Mittel, wodurch man der
rache alle Klarheit und Bestimmtheit geben
, deren sie fähig ist. Ich halte es nicht für
wendig, etwas an den Namen der einfachen
en ändern zu müssen; weil ihr Sinn mir durch den
rachgebrauch hinlänglich bestimmt zu seyn schien.
s hingegen die komplexen Ideen anlangt: so
diese so unrichtig, daß man schlechterdings
Materialien derselben wieder hervornehmen
neue Kombinationen aus denselben machen
, ohne auf diejenigen Rücksicht zu nehmen,
schon gemacht sind. Sie sind alle das Werk
Verstandes; die richtigsten so gut, als die un-
igsten. Sind wir bey einigen derselben glück-
gewesen: so können wir es auch bey andern
, wenn wir nur mit derselbigen Geschicklichkeit
Werk gehn.

Drittes Kapitel.

der Ordnung, die man in der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß.

§. 27. Mir scheint's, eine Methode die zu einer
rheit verholfen hat, könne auch zu einer zwey-
verhelfen, und die beste Methode müsse für
Wissenschaften dieselbige seyn. Um also zu
n, wie man neue Entdeckungen zu machen
, dürfte man nur über schon gemachten Ent-
ngen reflektiren. Die einfachsten würden

hiezu am tauglichsten seyn; weil man die Mittel, deren man sich dabey bedient hat, mit der geringsten Mühe bemerken würde. Ich will die Grundbegriffen der Mathematik zum Beyspiel wählen: ich setze voraus, wir seyen in dem Fall, sie zuerst zu finden.

§. 28. Wir werden wahrscheinlich mit der Idee von der Einheit anfangen, und indem wir diese mehrmals zu ihr selbst hinzusetzen, werden wir Sammlungen machen, die wir durch Zeichen fixiren werden. Diese Operation werden wir wiederholen, und hierdurch werden wir bald so viele komplexe Ideen von den Zahlen haben, als wir zu haben wünschen. Wir werden hierauf über die Art, wie sie gebildet worden, nachdenken; wir werden ihre Fortschritte bemerken, und wir werden zuverlässig auch die Mittel, sie auseinander zu legen, finden. Alsdann werden wir auch die zusammengesetzesten Zahlen mit den einfachsten vergleichen, und die Eigenschaften beyder entdecken können.

Bey dieser Methode werden die Operationen des Verstandes blos einfache, oder auch solche zusammengesetzte Ideen zum Gegenstand haben, die wir selbst gebildet und deren Erzeugung wir vollkommen kennen. Wir werden folglich kein Hinderniß in der Entdeckung der ersten Beziehungen der Größen finden. Sind diese einmal bekannt: so werden wir nun auch die andern Verhältnisse leichter einsehn, die aus jenen unmittelbar folgen, und die uns zur Bemerkung anderer Verhältnisse führen werden. Wenn wir auf solche Weise bey den einfachsten Verhältnissen angefangen haben: so

ir unvermerkt zu den zusammengesetzteren
und wir werden uns eine Reihe von
en bilden, die so sehr von einander ab-
daß man nicht anders zu den entfernte-
gelangen können, als mittelst derer, die
bergehn.

. Die andern Wissenschaften, die eben-
n menschlichen Verstand erkennbar sind,
ne andre als einfach: Ideen zu Prinzi-
enen wir mittelst der Sensation und mit-
Reflexion gelangen. Wir haben, um uns
Wissenschaften die komplexen Notionen zu
, wie in der Mathematik kein ander Mit-
die Vereinigung einfacher Ideen in ver-
Sammlungen. Man muß also hier in
bildung der Ideen derselbigen Ordnung
und dieselbige Behutsamkeit in der Aus-
Zeichen anwenden.

em Verfahren wiedersetzen sich viele Vor-
Ich bin aber auf folgendes Mittel ver-
wodurch man sich für denselben bewahren

werden in der Kindheit mit Vorurtheilen
ie den Fortgang unsrer Kenntnisse zurück-
nd uns in den Irrthum stürzen. Wollte
en Menschen mit einem reifen Tempera-
nd mit so entwickelten Organen schaffen,
von den ersten Augenblicken an, den völli-
rauch seiner Vernunft hätte: so würde die-
sich in der Untersuchung der Wahrheit nicht
en Hindernisse finden, die wir dabey an-
Nur in dem Maas, in welchem er neue
onen haben und neue Reflexionen machen

würde, würde er Zeichen erfinden. Er würde seine ersten Ideen nach den Umständen verbinden, in welchen er sich findet. Eine jede Kollektion würde er mittelst eigner Namen fixiren, und wenn er zwo komplexe Notionen vergleichen wollte: so würde er sie leicht analysiren können, weil er keine Schwierigkeit, sie auf einfache Ideen zurückzuführen, finden würde, aus denen er sie selbst zusammengesezt. Da er sich auf solche Weise keine Wörter eher erdenken würde, als bis er sich Ideen gebildet: so würden seine Notionen stets genau bestimmt, und seine Sprache würde keinen Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten unterworfen seyn, denen unsre Sprache unterworfen ist. Nun wollen wir uns einmal an die Stelle dieses Menschen versezen; wir wollen alle Umstände durchgehn, unter welchen er sich befinden kann; wir wollen mit ihm sehn, was er empfindet; wir wollen uns dieselbigen Ideen erwerben; sie sorgfältig analysiren; sie mit ähnlichen Zeichen ausdrücken, und uns, so zu sagen, eine ganz neue Sprache machen.

§. 30. Indem wir, nach dieser Methode, nur aus einfachen oder auch aus solchen zusammengesezten Ideen schliessen werden, die das Werk unsres Verstandes sind; so werden wir zwey Vortheile haben. Der erste: wir werden da wir die Erzeugung der Ideen, worüber wir meditiren, kennen, nichts behaupten, wobey wir nicht wissen sollten, wo wir nun sind, wie wir hingekommen, und wie wir wieder auf unsern Pfad zurückkehren können. Der zweyte: wir werden bey jeder Materie die Gränzen unsrer Erkenntniß deutlich kennen; weil wir denn auf diese Gränzen stossen wer-

wenn die Sinnen uns keine Ideen mehr zu-
n, und wenn folglich auch der Verstand keine
onen weiter bilden kann. Nun aber ist je
s wichtiger, als daß man die Dinge, worauf
uns mit glücklichem Erfolg legen können, von
Dingen, an welchen wir nothwendig zu Schan-
werden müssen, zu unterscheiden wisse. Weil
Weltweisen diesen Unterschied nicht zu machen
ßt: so haben sie oft mit der Untersuchung
antwortlicher Fragen, Zeit verloren, die sie
nüzliche Untersuchungen hätten wenden können.
Beyspiel davon sind ihre Bemühungen, das
en und die Natur der Dinge zu erklären.

§. 31. Alle Wahrheiten beschränken sich auf
Beziehungen, die sich unter einfachen, unter
mmengesezten, und unter einer einfachen und
r zusammengesezten Idee finden. Mittelst der
thode, die ich vorschlage, wird man die Irr-
mer vermeiden können, in die man bey der Un-
uchung aller dieser Ideen verfällt.

Die einfachen Ideen können zu keinem Irrthum
aß geben. Der Grund unsrer Irrthümer liegt
weder darinnen, daß wir von einer Idee etwas
zthun, was ihr zugehört, weil wir nicht alle
eile derselben kennen; oder auch darinnen daß
etwas zu derselben hinzufügen, was ihr nicht
gehört, weil unsre Imagination voreilig urtheilt,
schließe das in sich ein, was sie doch nicht in
fasst. Nun aber können wir von einer ein-
chen Idee nichts wegschneiden; weil wir keine
eile in derselben unterscheiden; wir können auch,
lang wir sie als einfach betrachten, nichts zu
rselben hinzuthun; weil sie dadurch ihre Ein-
chheit verlieren würde.

Blos im Gebrauch komplexer Notionen könnte man sich durch ein unzeitiges Hinzusezen oder Wegthun irren. Hat man sie aber mit der Behutsamkeit, die ich fordere, gebildet: so darf man nur, um Irrthümer zu vermeiden, ihre Erzeugung von neuem untersuchen; denn hierdurch werden wir in denselben finden, was sie enthalten, und nichts mehr, und nichts weniger. Wir mögen nun Vergleichungen einfacher und zusammengesezter Ideen anstellen, welche wir wollen: so werden wir ihnen nie andre Beziehungen zueignen, als die ihnen wirklich zukommen.

§. 32. Die Philosophen machen nur deswegen so dunkle und undeutliche Räsonnements, weil sie nicht vermuthen, daß es Ideen giebt, die das Werk des Verstandes sind, oder weil sie, wenn sie sich dieses auch beyfallen lassen, die Erzeugung derselben nicht zu entdecken im Stand sind. Sie sind für die Meynung eingenommen, daß die Ideen angebohren, oder daß sie, so wie sie da sind, richtig gebildet worden sind; und nun glauben sie, es dürfe nichts an ihnen verändert werden, und sie nehmen sie, wie sie ihnen der Zufall darstellt. Da man nur solche Ideen gut analysiren kann, die man selbst mit Ordnung gebildet hat: so sind alle ihre Analysen oder besser ihre Definitionen fehlerhaft. Sie dehnen die Bedeutung ihrer Ausdrücke auf eine unrichtige Weise aus, oder sie schränken sie unrichtig ein; sie verändern sie, ohne es selbst zu bemerken; oder sie ziehen auch sogar die Wörter auf schwankende Notionen, oder auf unverständliche Realitäten. Man erlaube mir, daß ich es noch einmal wiederhole;

man muß ſich eine neue Kombination der Ideen bilden; man muß bey den einfachſten Ideen, die uns die Sinne überliefern, anfangen; man muß hieraus komplexe Notionen machen, die, wenn ſie wieder kombinirt werden, neue Notionen erzeugen, und ſo weiter fort. Wenn wir nun einer jeden Kollektion einen deutlichen Namen geben: ſo muß uns dieſe Methode nothwendig für Irrthum bewahren.

§ 33. Sehr richtig behauptete Descartes, man müſſe um zu gewiſſen Kenntniſſen zu gelangen, alle die man erlangt zu haben glaube, wegzuwerfen anfangen. Darinnen aber hat er ſich geirrt, daß er glaubte, es ſey dazu hinreichend, daß man ſie bezweifele. Zweifeln, ob zweymal zwey vier macht, ob der Menſch ein vernünftiges Thier iſt, heißt Ideen von zwey, vier, Menſch, Thier, Vernunft, haben. Der Zweifel läßt demnach unſre Ideen ſo, wie ſie ſind. Da nun unſre Irrthümer davon herrühren, daß unſre Ideen unrichtig gebildet werden: ſo kann der Zweifel dem Irrthum nicht vorbeugen. So viel kann er bewirken, daß wir unſer Urtheil eine Zeitlang aufſchieben. Am Ende aber werden wir uns nicht anders, als durch Betrachtung der Ideen, die er hat ſehn laſſen, aus der Ungewißheit heraushelfen. Sind demnach dieſe Ideen ſchwankend und unrichtig beſtimmt; ſo werden ſie uns, wie vorher verführen. Folglich iſt der Zweifel des Descartes unbrauchbar. Ein jeder kann es auch an ſich ſelbſt finden, daß er noch außerdem unthunlich iſt. Denn, wenn man bekannte und beſtimmte Begriffe vergleicht, kann man an den Beziehungen derſel-

den unmöglich zweifeln. So sind z. B. die Ideen von den Zahlen beschaffen.

§. 34. Wäre dieser Philosoph nicht für die angebornen Begriffe eingenommen gewesen: so hätte er gefunden, daß das einzige Mittel, sich einen neuen Fond von Kenntnissen zu machen, der gänzliche Sturz der Ideen selbst sey, um sie bey ihrem Ursprung wieder vorzunehmen, d. h. bey den Sensationen. Hieraus wird man eine grose Verschiedenheit unter seinem Ausspruch und unter meiner Methode wahrnehmen; er sagt, man müsse bey den einfachsten Dingen anfangen; ich behaupte, man müsse mit den einfachsten Ideen den Anfang machen, die uns durch die Sinne zugeführet werden. Bey ihm sind die einfachsten Dinge, angeborne Ideen, allgemeine Grundsäze und abstrakte Notionen, die er für die Quelle unsrer Kenntnisse hält. In der Methode, die ich vorschlage, sind die einfachsten Ideen, die ersten partikulären Ideen, zu denen wir mittelst der Sensation und der Reflexion gelangen. Diese sind die Materialien unsrer Erkenntniß, die wir nach Maasgabe der Umstände kombiniren, um komplexe Ideen aus ihnen zu bilden, deren Analyse uns die Beziehungen anzeigen muß. Man bemerke wohl; ich sage nicht blos, man müsse bey den einfachsten Ideen anfangen: sondern ich sage, man müsse mit den einfachsten Ideen, die uns durch die Sinne zugeführt werden, den Anfang machen. Ich mache diesen Zusaz deswegen, damit man sie weder mit den abstrakten Notionen, noch mit den allgemeinen Prinzipien der Philosophen verwechseln möge. Die Idee vom Solidum z. B. ist, so komplex

ſie auch iſt, doch eine von den einfachſten, die uns die Sinne unmittelbar überliefern. In eben demſelben Verhältniß, in welchem man dieſe Idee auseinanderlegt, bildet man ſich einfachere Ideen, als ſie ſelbſt iſt, und die ſich in eben dem Verhältniß von den Ideen entfernen, die uns die Sinne zuführen. Sie nimmt in der Idee von der Oberfläche, der Linie immer ab, und verſchwindet endlich im Punkt ganz *).

§. 35 Noch findet ſich ein andrer Unterſchied zwiſchen der Methode des Descartes und zwiſchen der, die ich hier feſtzuſezen ſuche. Ihm zu Folge muß man mit der Definition der Dinge anfangen, und man muß die Definitionen als Prinzipien anſehn, die zur Entdeckung der Eigenſchaften der Dinge ſehr geſchickt ſeyn ſollen Ich hingegen glaube, man müſſe mit der Aufſuchung der Eigenſchaften anfangen; und mir kömmt es vor, daß ich Grund hiezu habe. Wofern die Notionen, die wir uns erwerben können, wie ich gezeigt habe, weiter nichts, als verſchiedene Kollektionen einfacher Ideen ſind, die wir nach Anleitung der Erfahrung verſammlet haben: ſo iſt es weit natürlicher, daß man ſie durch Aufſuchung der Ideen in derſelbigen Ordnung, in welcher ſie uns die Erfahrung liefert, als durch Definitionen bildet, um hernach die verſchiedenen Eigenſchaften der Dinge aus ihnen herzuleiten.

§. 36. Aus dieſem allem erhellet, daß die Ordnung, die man bey der Unterſuchung der Wahrheit befolgen muß, eben dieſelbige iſt, die

*) Ich nehme Oberfläche, Linie, Punkt in der Bedeutung der Meßkünſtler.

ich schon anzuzeigen Gelegenheit gehabt, wie ich von der Analyse redete. Sie besteht darinnen; daß man bis zum Ursprung der Ideen zurückgeht; daß man ihre Entstehungsart entwickelt, und daß man verschiedene Zusammensezungen und Auseinanderlegungen derselben veranstaltet, um sie von allen Seiten, die die Beziehungen derselben darstellen, zu vergleichen. Ich will noch ein Paar Worte über das Verfahren hinzusezen, welches man beobachten muß, wenn man seinen Verstand zu Entdeckung so geschickt, als möglich machen will.

§. 37. Man muß sich zuerst von den Kenntnissen, die man von einer Materie, die man ergründen will, hat, Rechenschaft geben: ihre Entstehungsart entwickeln, und die Ideen derselben genau determiniren. Bey einer Wahrheit, die man durch einen Zufall findet, und von welcher man sich nicht versichern kann, läuft man Gefahr, in viele Irrthümer zu verfallen, wenn man schwankende Ideen hat.

Sind die Ideen determinirt: so muß man sie vergleichen. Weil sich aber diese Vergleichung nicht allemal mit derselbigen Leichtigkeit anstellen läßt: so liegt viel daran, daß man sich alles das zu Nuz zu machen wisse, was einem einigermaaßen helfen kann. Man muß hiebey bemerken, daß uns, wenn der Verstand einige Fertigkeiten erlangt hat, alles im Reflektiren behülflich seyn kann. Der Grund davon ist; weil es keinen Gegenstand giebt, woran wir nicht unsre Ideen knüpfen könnten, und der uns folglich nicht die Uebung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft erleichtern sollte. Alles kömmt darauf an,

daß man dieſe Verbindungen auf eine dem vorgeſezten Zweck und den Umſtänden, unter welchen man ſich befindet entſprechende Art zu bilden wiſſe. Verſteht man dieſes: ſo braucht man ſich nicht, wie einige Philoſophen, in die Einſamkeit zu begeben, oder in einen Keller zu verſchließen, um daſelbſt bey dem ſchwachen Licht einer Lampe zu meditiren. Einem Mann, der denken kann, kann weder der Tag, noch die Nacht, noch das Geräuſch, noch das Stillſchweigen Hinderniſſe in ſeinen Meditationen ſezen.

§. 38. Hier ſind ein Paar Erfahrungen, die viele Perſonen zu machen werden Gelegenheit gehabt haben. Wenn man ſich an einen ſtillen und finſtern Ort begiebt: ſo kann einen das kleinſte Geräuſch und das ſchwächſte Licht zerſtreuen, wenn man vom Geräuſch oder vom Licht in dem Augenblick gerührt wird, da man ſich es nicht verſah. Das rührt davon her, daß ſich die Ideen mit denen man ſich beſchäftiget, natürlicher Weiſe mit den Umſtänden, in denen man ſich befindet, verknüpfen, und daß folglich auch die Perzeptionen die dieſer Lage zuwider ſind, nicht hinzukommen können, ohne die Ordnung der Ideen zu ſtören. Eben dieſe Beobachtung läßt ſich auch unter ganz andern Umſtänden machen. Wenn ich am Tage und mitten unter dem Geräuſch über einen Gegenſtand nachdenke: ſo würde ich ganz zerſtreuet werden, wenn das Licht oder das Geräuſch auf einmal aufhörte. In dieſem, ſo wie auch in dem vorigen Fall ſind die neuen Perzeptionen, die ich empfinde, dem Zuſtand, in welchem ich mich vorher befand, ganz entgegengeſezt. Folglich muß

der plözliche Eindruck auf mich die Folge meiner Ideen unterbrechen.

Dieſ zwote Erfahrung zeigt, daß das Licht und das Geräuſch kein Hinderniß für die Reflexion ſind. Ich glaube ſogar, daß man nur Uebung brauchte, um daraus große Beyhülfe zu erhalten. Es können uns eigentlich einzig und allein die unvermutheten Vorfälle zerſtreuen. Ich ſage unvermuthete Revolutionen. Denn die Veränderungen um uns her mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen: ſo thun ſie, wenn ſie uns nichts darbieten, worauf wir natürlicher Weiſe aufmerkſam ſeyn müſſen, weiter nichts, als ſie nöthigen uns, daß wir uns nur um ſo viel ſtärker auf den Gegenſtand hinwenden, mit dem wir uns beſchäftigen wollen. Wie mancherley Dinge trift man nicht bisweilen auf demſelbigen Feld an? Fruchtbare Hügel; trockene Ebenen; Felſen, die ſich in die Wolken verlieren; Wälder, in denen Geräuſch und Stillſchweigen, Licht und Finſterniß wechſelsweiſe auf einander folgt, u. d. m. Die Dichter erfahren täglich, daß ſie dieſe Mannigfaltigkeit begeiſtert. Da dieſe mit den ſchönſten Ideen der Dichtkunſt verbunden iſt: ſo muß ſie auch dieſe Ideen erwecken. So weckt, z. B. der Anblick eines fruchtbaren Hügels, den Geſang der Vögel, das Gemurmel der Bäche, das Glück der Hirten, ihr ſtilles und ruhiges Leben ihre Liebe, ihre Standhaftigkeit, ihre Treue, die Reinigkeit ihrer Sitten, u. ſ. w. auf. Noch aus vielen andern Beyſpielen könnte bewieſen werden, daß der Menſch nur in ſo fern denkt, in ſo fern er entweder von den Objekten, die ſeine Sinne anſchlagen, oder von den Gegenſtänden

Beyſtand erhält, deren Bilder ihm die Einbildungskraft erneuert.

§. 39. Ich habe geſagt, die Analyſe ſey das einzige geheime Mittel zu Entdeckungen. Aber was iſt denn nun das Mittel der Analyſe? Antwort; die Verknüpfung der Ideen. Wenn ich über einen Gegenſtand reflektiren will: ſo bemerke ich zuerſt, daß die Ideen, die ich von ihm habe, mit den Ideen, die ich nicht habe, und die ich finden will, verknüpft ſind. Ich bemerke hierauf, daß ſich die andern Ideen auf vielerley Art verbinden können, und daß es unter dieſen Ideen einen ſtärkern oder ſchwächern Zuſammenhang giebt, nachdem die Kombinationen abändern. Ich kann alſo eine Kombination annehmen, bey welcher die Verknüpfung ſo ſtark iſt, als ſie nur immer ſeyn kann; ich kann ferner viele andre Kombinationen vorausſezen, bey welchen dieſe Verknüpfung immer mehr und mehr abnimmt, ſo daß ſie am Ende nicht mehr wahrgenommen werden kann. Wenn ich einen Gegenſtand von einer Seite betrachte, die keine bemerkbare Verknüpfung mit den Ideen hat, die ich ſuche: ſo werde ich nichts finden. Iſt die Verknüpfung ſchwach: ſo werde ich wenig finden: meine Gedanken werden mir der Effekt einer heftigen Anſtrengung oder auch des Zufalls zu ſeyn ſcheinen; und eine auf dieſe Weiſe gemachte Entdeckung wird mir wenig Licht um zu den übrigen zu gelangen, geben. Sehe ich hingegen den Gegenſtand von der Seite an, die den größten Zuſammenhang mit den Ideen hat, die ich ſuche: ſo werde ich alles entdecken. Die Analyſe wird faſt ohne Anſtrengung vor ſich gehn, und ich

werde in eben dem Maas, in welchem ich in der Erkenntniß der Wahrheit fortrücke, die feinsten Triebfedern meines Verstandes beobachten, und dadurch die Kunst, neue Analysen zu machen, lernen.

Die ganze Schwierigkeit schränkt sich darauf ein, daß man wisse, wie man es anfangen müsse, um die Ideen nach ihrem stärksten Zusammenhang zu fassen. Nun behaupte ich, gerade die Kombination, bey welcher sich dieser Zusammenhang findet, richtet sich nach der Entstehungsart der Dinge selbst. Folglich muß man bey der ersten Idee anfangen, die alle übrigen hat hervorbringen müssen. Ein Beyspiel:

Die Scholastiker und die Cartesianer haben weder den Ursprung noch die Erzeugung unsrer Kenntnisse gekannt; weil das Prinzipium der angebohrnen Ideen und die schwankende Notion vom Verstand, wovon sie ausgiengen, keinen Zusammenhang mit dieser Entdeckung haben. Glücklicher führte Locke die Sache aus; weil er bey den Sinnen anfing. Sein Werk hat nur deswegen noch einige Unvollkommenheiten: weil er die ersten Fortschritte der Seelenoperationen nicht entwickelt hat. Ich habe das nachzuholen versucht, was dieser Weltweise vergas. Ich bin an die erste Operation der Seele zurückgegangen, und habe, wie mich dünkt, nicht blos eine vollständige Analyse vom menschlichen Verstand mitgetheilt; sondern ich habe auch die absolute Nothwendigkeit der Zeichen, und das Prinzipium der Ideenverknüpfung entdeckt.

Man wird sich übrigens der Methode, die ich vorschlage, nur in so fern mit glücklichem Er-

g bedienen können, in so fern man alle mög-
e Sorgfalt anwendet, um nichts zu behaupten,
ne vorher seine Ideen ganz genau zu bestimmen.
ht man über einige derselben zu geschwind weg:
wird man durch Hindernisse in seinen Untersu-
ngen aufgehalten werden, die man nicht an-
s, als durch die Rückkehr zu seinen ersten No-
nen heben wird, um sie besser, als man gethan
te, zu determiniren.

§. 40. Es giebt keinen Menschen, der nicht
weilen aus seinem eignen Vorrath gewisse Be-
ken hervorzieht, die er einzig und allein sich
st zu verdanken hat, wenn sie auch vielleicht
t neu sind. In diesem Augenblick muß man
auf sich selbst zurückbringen, um über alles,
bey einem vorgeht, nachzudenken. Man
die Eindrücke, die auf die Sinne geschehen;
Art, wie der Verstand davon afficirt wurde;
Fortgang seiner Ideen: kurz, alle Umstände
bachten, die einen Gedanken, den man einzig
allein seiner eignen Reflexion zu verdanken hat,
en erzeugen können. Beobachtet man sich
st mehrmals auf diese Weise: so wird man am
de nothwendig den natürlichen Gang seiner Seele
decken müssen. Man wird folglich auch die
cklichsten Mittel, wodurch der Verstand zum
lektiren angehalten wird, erkennen; und man
d sogar die Seele mit nach und nach zurecht-
ngen können, wenn sie etwa eine Fertigkeit er-
rben hat, die der Ausübung ihrer Seelenopera-
nen zuwider ist.

§. 41. Sehr leicht würde man seine eigenen Mängel entdecken können, wenn man bemerken könnte, daß die größten Männer ähnliche Fehler gehabt. Die Weltweisen würden unserm Unvermögen, uns selbst zu studiren, größtentheils abgeholfen haben, wenn sie uns die Geschichte der Fortbildung ihres Geistes hinterlassen hätten. Descartes hat es gethan; und dafür müssen wir ihm am meisten verbunden seyn. Statt die Scholastiker geradezu anzugreifen, stellt er die Zeit vor, da er selbst die nehmlichen Vorurtheile hatte; er verhehlet die Schwierigkeiten gar nicht, die ihm bey der Ablegung jener Vorurtheile im Wege standen; er giebt die Regeln für eine Methode an, die weit einfacher ist, als irgend eine von denen, die vor ihm gebräuchlich waren; er legt die Entdeckungen vor, die er gemacht zu haben, glaubte; und er bereitet hiedurch den Leser zur Aufnahme der Meinungen vor, die er festsezen wollte. Ich glaube, dieses Verfahren hat vieles zur Revolution beygetragen, die dieser Philosoph verursacht hat.

§. 42. Nüzlicher könnte nichts seyn, als wenn man die Kinder nach der Art unterweisen sollte, nach welcher wir selbst, nach meinem Vorschlag verfahren müssen. Man könnte, indem man mit ihnen spielte, den Operationen ihrer Seele alle Uebung verschaffen, deren sie fähig sind; wenn es, wie ich eben gezeigt habe, keinen einzigen Gegenstand giebt, der hiezu nicht tauglich wäre. Unvermerkt könnte man sie auch angewöhnen, die Operationen ihrer Seele zu ordnen. Wenn hernach in der Folge das Alter und die

Umstände, die Gegenstände ihrer Beschäftigung verändern: so würde ihr Verstand schon vollkommen entwickelt seyn, und frühe würde ein solcher Scharfsinn erzeugt seyn, der bey einer andern Methode nur sehr spät oder auch gar nie würde gekommen seyn. Kinder muß man also weder das Latein, noch die Geschichte, noch die Geographie, u. s. w. lehren. Was können diese Wissenschaften in einem Alter nüzen, da man noch nicht denken kann? Ich bedaure die Kinder, deren Weisheit man bewundert, und ich sehe mit Bestürzung den Augenblick voraus, da man über ihre Mittelmäßigkeit, oder vielleicht gar über ihre Dummheit erstaunen wird. Ihrem Geist Gelegenheit zur Uebung aller seiner Operationen zu verschaffen; das müßte man immer zuerst zur Absicht haben. Um diese zu erreichen, hätte man nicht nöthig Gegenstände, die ihnen fremd sind, lange aufzusuchen. Ein Spas könnte das Mittel dazu seyn.

§. 43. Sehr oft haben die Philosophen gefragt: Giebt es ein erstes Prinzipium unsrer Erkenntniß? Einige haben nur eines, andre zwey oder auch mehrere angenommen. Mir scheint's; es wird sich ein jeder von der Wahrheit des Prinzipiums, welches in diesem ganzen Werk zum Grund liegt, aus seiner eignen Erfahrung versichern können. Vielleicht wird man sich auch überzeugen, daß die Verknüpfung der Ideen schlechterdings das einfachste, lichtvollste und fruchtbarste Prinzipium ist. Der menschliche Verstand hatte ihm selbst in den Zeitaltern, da man den Einfluß desselben nicht bemerkte, seine ganze Fortbildung zu verdanken.

§. 44. Dieſe Betrachtungen hatte ich ſchon über die Methode angeſtellt, wie ich zum erſtenmal den Kanzler Baco las. Ich freuete mich eben ſo ſehr darüber, daß ich in einigen Stücken mit dieſem groſſen Mann zuſammentraf, als ich mich darüber wundern mußte, daß die Carteſianer nichts von ihm geborgt. Niemand hat die Urſache von unſern Irthümern beſſer gekannt, als er. Denn er ſah ein, daß diejenigen Ideen, die das Werk unſers Verſtandes ſind, unrichtig gebildet worden, und daß man ſie folglich ausbeſſern müſſe, wenn man in der Unterſuchung der Wahrheit fortrücken will. Dieſen Rath wiederholet er oft *). Aber wie konnte man demſelben Gehör geben? Mußte man nicht den Vorſchlag zur Erneuerung des menſchlichen Verſtandes als chimäriſch verwerfen, da man für die Schulſprache und für angeborne Ideen eingenommen war? Baco

*) Nemo adhuc tanta mentis conſtantia et rigore inventus eſt, ut decreverit et ſibi impoſuerit, theorias et notiones communes penitus abolere, et intellectum abraſum et aequum ad particularia de integro applicare. Itaque illa ratio humana, quam habemus ex multa fide, et multo etiam caſu, nec non ex puerilibus, quas primo hauſimus, notionibus, farrago quaedam eſt et congeries.

Quodſi quis aetate matura, et ſenſibus integris, et mente repurgata, ſe ad experientiam et ad particularia de integro applicet, de eo melius ſperandum eſt. — — — — Non eſt ſpes, niſi in regeneratione ſcientiarum, ut eae ſcilicet ab experientia certo ordine excitentur et rurſus condantur: Quod adhuc factum eſſe aut cogitatum, nemo, ut arbitramur, affirmaverit. — Dieſes iſt einer von den Aphorismen, von denen ich in der Einleitung geredet habe.

ſchlug eine zu vollkommene Methode vor, als daß er eine Revolution hätte verurſachen können; die Methode des Descartes hingegen mußte williger aufgenommen werden, weil ſie einen anſehnlichen Theil von Irrthümern unangetaſtet ſtehen ließ. Hiezu nehme man noch den Umſtand; der engliſche Philoſoph war in Geſchäfte verwickelt, die ihm die Ausführung deſſen, was er andern rieth, nicht zuließen. Er mußte ſich mit der Ertheilung guter Vorſchläge begnügen, die auf Menſchen, die ihre Gründlichkeit nicht einſehn konnten, nur einen ſehr ſchwachen Eindruck machen mußten. Descartes hingegen, der ſich auf die Philoſophie legte, und dabey eine lebhaftere und fruchtbare Einbildungskraft hatte, hat den Irrthümern anderer Weltweiſen bisweilen weit verführeriſche Irrthümer untergeſchoben; und dieſe haben zu ſeinem Ruhm nicht wenig beigetragen.

Viertes Kapitel.

Von der Ordnung, die man beim Vortrag der Wahrheit befolgen muß.

§. 45. Jedermann weiß, daß die Kunſt in einem Werk nicht hervorſtechen darf. Vielleicht weiß man es aber nicht eben ſo gut, daß man nur mittelſt der Kunſt die Kunſt verſtecken kann. Es giebt viele Schriftſteller, die ſich, um leichter und natürlicher zu ſchreiben, keiner Ordnung unterwerfen wollen. Verſteht man indeſſen unter der ſchönen Natur eine von Mängeln befreiete Natur: ſo folgt, daß man ſie nicht durch Nachläßigkeiten nachzuahmen ſich beſtreben müſſe, und daß die Kunſt nur dann erſt verſchwinden muß, wenn man Kunſt genug beſitzt, jene Nachläßigkeiten zu vermeiden.

§. 46. Andre Schriftſteller bringen viel Ordnung in ihre Schriften. Sie diviſiren und ſubdiviſiren ſie ſorg-

fältig; allein die Kunst, die auf allen Seiten hervorsticht, ist einem anstößig. Je mehr sie Ordnung suchen, deste trockener, unangenehmer und schwerer werden sie. Das rührt davon her; sie wußten das, was der Materie, die sie abhandeln, am natürlichsten zugehörte, nicht auszuwählen. Hätten sie dieses ausgewählt: so würden sie ihre Gedanken so klar und simpel vorgetragen haben, daß der Leser sie zu leicht würde begriffen haben, als daß er an den Wirkungen hätte zweifeln können, die sie würden haben hervorbringen müssen. Wir glauben, Dinge seyen andern schwer oder leicht, nachdem sie uns schwer oder leicht sind; und wir pflegen von der Mühe, die ein Schriftsteller gehabt, um sich auszudrücken, aus der Mühe zu urtheilen, mit welcher wir ihn verstanden haben.

§. 47. Die einer Sache natürliche Ordnung kann nie schaden. Ordnung muß sogar in Werken vorkommen, die im Enthusiasm verfertigt worden, z. B. in der Ode; zwar nicht in der Bedeutung, daß man da methodisch raisonniren müsse: sondern man muß sich nach der Ordnung bequemen, in welcher sich die Ideen, die jede Leidenschaft charakterisiren, an einander reihen. Darinnen liegt, wie mich dünkt, die ganze Kraft und Schönheit dieser Art von Poesie.

Was die Werke des Räsonnements betrifft: so kann sich ein Schriftsteller, nur in sofern er Ordnung in seine Werke bringt, der Dinge bewußt werden, die vergessen, oder die nicht tief genug untersucht sind. Diese Erfahrung hab ich oft gemacht. So hatte ich z. B. diesen Versuch schon zu Ende gebracht, und ich kannte das Prinzipium der Ideenverknüpfung doch noch nicht in seinem ganzen Umfang. Es lag einzig und allein an einer Stelle von ein Paar Seiten, die nicht auf ihrem gehörigen Platz stund.

§ 48. Die Ordnung gefällt uns. Der Grund davon scheint mir sehr simpel zu seyn. Die Ordnung nämlich bringt die Dinge einander näher, verknüpft sie; und da sie dadurch die Uebung der Seelenoperationen erleichtert, so sezt sie uns in den Stand, die Beziehungen wahrzunehmen, deren Kenntniß uns bey Gegenständen, die uns näher angehn, wichtig ist. Unser Vergnügen muß in eben dem Verhältniß wachsen, in welchem wir die Dinge leichter einsehn, deren Einsicht uns unser Interesse anempfiehlt.

§. 49. Bisweilen gefällt auch der Mangel der Ordnung. Das hängt aber von gewissen Situationen der Seele ab. In jenen Augenblicken der Reverie, in welchem der Geist zu träge ist, als daß er sich lange mit denselbigen Gedanken beschäftigen mögte, und in welchen er es folglich gerne sieht, wenn die Gedanken durch den Zufall auf einander folgen; in diesen Augenblicken wird man z. B. am freien Feld mehr Vergnügen finden, als in den schensten Gärten. Denn jene Unordnung auf einem Feld verträgt sich mit der Unordnung unsrer Ideen besser; und sie erhält uns bey unsrer Reverie, weil sie uns verhindert, bey einem und eben demselben Gedanken stehn zu bleiben. Dieser Zustand der Seele ist besonders alsdann sehr angenehm, wenn man ihn nach einer langen Arbeit genießt.

Es giebt auch Lagen der Seele, die die Lekture der Werke begünstigen, in welchen keine Ordnung herrscht. Ich lese z. B. den **Montagne** bisweilen mit vielem Vergnügen; ein andermal hingegen ist er mir unerträglich. Ich weiß nicht, ob andre diese Erfahrung gleichfalls gemacht haben. Was mich aber betrifft: so wünschte ich nicht dazu verdammt zu werden, immer dergleichen Schriftsteller lesen zu müssen. Die Ordnung hat den Vorzug, daß sie beständig gefällt; der Mangel der Ordnung hingegen gefällt nur zu gewissen Zeiten, und es giebt keine Regeln, wodurch man sich der erwünschten Wirkung der Unordnung versichern könnte. Dem **Montagne** hat es einmal geglückt. Man würde zu viel wagen, wenn man ihm nachahmen wollte.

§ 50. Durch die Ordnung soll das Verständniß eines Werks erleichtert werden. Vermeiden muß man demnach Ausführlichkeiten, weil sie den Geist erschlappen; Digressionen, weil sie ihn zerstreuen; häufige Divisionen und Subdivisionen, weil sie ihn verwirren; und Wiederholungen, weil sie ihn ermüden. Wenn man eine Sache einmal und an ihrem gehörigen Ort gesagt hat: so ist sie deutlicher, als wenn sie sonst mehrmalen wiederholet wird.

§ 51. Man muß beim Vortrag, so wie auch bey der Untersuchung der Wahrheit mit den leichtesten und mit den Ideen anfangen, die man unmittelbar durch die Sinne erhält; und von diesen muß

man ſowol zu einfachen als zu zuſammengeſezteren fortgehn. Wenn man den Fortgang der Wahrheit gehörig faſſen ſollte: ſo würde es, wie mich dünkt, unnöthig ſeyn, daß man Raiſonnements zu ihrem Beweis aufſuchte; es würde zureichen, daß man ſie ausſpreche. Denn ſie würden in einer ſolchen Ordnung auf einander folgen, daß dasjenige, was eine Wahrheit zur andern, die unmittelbar vor ihr hergieng, hinzuthun würde, zu einfach ſeyn würde, als daß es eines Beweiſes bedürfte. Auf ſolche Weiſe würde man zu den verwickeltern Wahrheiten fortgehn, und man würde ſich beſſer als auf irgend eine andere Art von denſelben überzeugen. Man würde ferner eine ſolche Subordination unter alle ſeine Kenntniſſe bringen, daß man, nach ſeinem Belieben, von den zuſammengeſezteſten zu den einfachſten, und wiederum von den einfachſten zu den zuſammengeſezteſten würde fortgehen können. Man würde ſie ſchwerlich vergeſſen können; oder wenn ſich dieſes auch ereignen ſollte: ſo würde der unter ihnen ſich findende Zuſammenhang die Mittel, ſie wieder zu finden, erleichtern.

Man muß aber, um die Wahrheit in der vollkommenſten Ordnung vorzutragen, diejenige Ordnung bemerkt haben, in welcher ſie am natürlichſten hat gefunden werden können. Denn die beſte Art, andre zu unterrichten, iſt die, daß man ſie auf demſelbigen Weg fortführt, den man hat gehn müſſen, um ſich ſelbſt zu unterrichten. Hiedurch würde man nicht ſo ſehr das Anſehn haben, ſchon entdeckte Wahrheiten zu demonſtriren, als neue Wahrheiten zu ſuchen und zu finden. Man würde den Leſer nicht blos überzeugen, ſondern auch belehren: man würde ihm die Wahrheit aus dem intereſſanteſten Geſichtspunkt vorhalten, indem man ihn ſelbſt Entdeckungen zu machen lehrte. Endlich würde man ihn auch in den Stand ſezen, ſich von allen ſeinen Schritten Grund anzugeben. Er würde allemal wiſſen, wo er ſteht, wo er herkommt, und wo er hin will. Er würde alſo ſelbſt die Beſchaffenheit der Bahn beurtheilen können, die ſein Führer ihn leitet, und er würde allemal auf einem ſichrern Weg ſeitwärts handeln, wenn er auf jener in Gefahr gerathen ſollte.

§. 52. Die Natur ſelbſt lehrt einen die Ordnung, die man im Vortrag der Wahrheit befolgen muß. Denn, wofern wir alle unſere Kenntniſſe mittelſt der Sinne erhalten: ſo iſt es offenbar, daß die Erkenntniß abſtrakter Notionen aus ſinnlichen Ideen zubereitet werden muß. Iſt es wol vernunftig, mit der Idee vom Moglichen anzufangen, um zum Begrif von der Wirklichkeit zu gelangen? oder mit der Idee vom Punkt, um zum Begrif vom Solidum fortzugehn? Die Elemente der Wiſſenſchaften werden nimmermehr einfach und leicht werden, ſo lang man nicht nach einer ganz entgegengeſetzten Methode verfährt. Die Philoſophen werden dieſe Wahrheit nur mit Mühe einſehn; weil ſie im Vorurtheil der angebornen Ideen ſtecken, oder weil ſie ſich für einen Gebrauch einnehmen laſſen, den die Zeit geheiligt zu haben ſcheint. Dieſe vorgefaßte Meinung iſt ſo allgemein, daß mir vielleicht blos die Unwiſſenden beitreten werden. Allein gerade hier ſind die Unwiſſenden Richter; denn für ſie gehören die Elemente. Ein Buch, welches in den Augen der Gelehrten ein Hauptwerk iſt, thut hierinnen ſeiner Abſicht nicht Genüge, wenn wir es nicht verſtehn.

Die Meßkünſtler ſelbſt, die die Vortheile der Analyſe beſſer als andre Philoſophen kennen mußten, geben der Syntheſe ſehr oft den Vorzug. Wenn ſie ſich aber auch von ihren Rechnungen in andre Unterſuchungen einlaſſen: ſo findet man nicht mehr dieſelbige Klarheit, Beſtimmtheit und Weitläuftigkeit des Geiſtes. Wir haben vier berühmte Methaphyſiker; den **Descartes**, **Malebranche**, **Leibnitz** und **Locke**. Der leztere iſt der einzige, der nicht zugleich Geometer war; und um wie viel vortreflicher iſt er nicht, als die drey andern?

§. 53. Hieraus ziehen wir den Schluß: wenn die Analyſe die Methode iſt, die man bey der Unterſuchung der Wahrheit befolgen muß: ſo iſt ſie auch die Methode, deren man ſich zum Vortrag der Entdeckungen bedienen muß, die man gemacht hat. Ich habe dieſes zu leiſten geſucht.

Was ich von den Operationen der Seele, der Sprache und der Methode geſagt habe, beweiſet, daß man die Wiſſenſchaften nicht vervollkommnen konne, woferu man nicht die Sprache derſelben genauer bildet. Es iſt auch bewie-

ſen, daß der Urſprung und der Fortgang unſrer Kenntniſſe ganz und gar von der Art, wie wir uns der Zeichen bedienen, abhängt. Ich habe folglich mich mit Recht bisweilen vom Sprachgebrauch entfernt.

Auf folgende Stücke läßt ſich alles, was zur Entwickelung des menſchlichen Verſtandes mitwirkt, zurückführen: die Sinne ſind die Quellen unſrer Kenntniſſe; die verſchiedenen Senſationen; die Perzeption; das Bewußtſeyn; die Reminiſcenz; die Aufmerkſamkeit, und die Imagination, (dieſe beiden leztern in ſofern betrachtet, als wir noch nicht über ſie zu gebieten haben,) ſind die Materialien derſelben; das Gedächtniß; die Imagination, die wir, nach unſerm Gefallen, lenken; die Reflexion und die übrigen Operationen verarbeiten dieſe Materialien; die Zeichen, denen wir die Uebung dieſer Operationen ſelbſt zu verdanken haben, ſind die Inſtrumente, deren ſie ſich bedienen; und die Ideenverknüpfung iſt die erſte Triebfeder, die alle übrigen in Bewegung ſezt. Ich lege meinen Leſern zum Schluß noch folgendes Problem vor: Aus den Schriften eines Mannes den Charakter und den Umfang ſeines Verſtandes beſtimmen; und folglich nicht blos die Talente, wovon er Proben giebt, ſondern auch die Talente, die er ſich erwerben kann, angeben. Z. B. aus dem erſten Stück des Corneille zeigen, daß dieſer Dichter entweder damals, wie er es ſchrieb, oder bald nachher das Genie ganz beſaß, womit er ſo glücklich arbeitete. Nur mittelſt der Analyſe des Werks kann man einſehn, was für Operationen dabey gewirkt, und wie weit die Uebung derſelben gegangen. Nur mittelſt der Analyſe dieſer Operationen kann man die Eigenſchaften, die ſich in demſelbigen Menſchen mit einander vertragen, von den andern, die unvereinbar ſind, unterſcheiden, und dadurch die Auflöſung der Aufgabe finden. Ich glaube nicht, daß es viele Probleme geben ſollte, die ſchwerer wären, als dieſes.

Inhalt.

Einleitung. — — S. 1

Erſter Theil.

Von den Materialien unſrer Erkenntniß, und beſonders von den Operationen der Seele. 13

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel. Von den Materialien unſrer Kenntniſſe, und vom Unterſchied der Seele und des Körpers. 13

Zweites Kapitel. Von den Senſationen. 20

Zweiter Abſchnitt. Zergliederung und Erzeugung der Seelenoperationen. — 24

Erſtes Kapitel. Von der Perzeption; — vom Bewußtſeyn; — von der Aufmerkſamkeit und von der Erinnerung. — — 30

Zweites Kapitel. Von der Imagination; dem Betrachten, und vom Gedächtniß. — 44

Drittes Kapitel. Von der Art, wie die durch die Aufmerkſamkeit gebildete Verknüpfung der Ideen, die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß in ſich faßt. — 58

Viertes Kapitel. Der Gebrauch der Zeichen iſt der wahre Grund von der Entwickelung der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtniſſes. 69

Fünftes Kapitel. Von der Reflexion. 74

Sechſtes Kapitel. Von der Operation, die im Diſtinguiren, Abſtrahiren, Vergleichen, Zuſammenſetzen und Auseinanderlegen unſrer Ideen beſteht. 77

Siebentes Kapitel. Eine Diareſſion über die Prinzipien, und über die Operation, die im Analyſiren beſteht. — — 82

Achtes Kapitel. Bejahen. — Verneinen. — Urtheilen. — Schließen. — Begreifen. — Der Verſtand. — — 91

Neuntes Kapitel. Von den Nachtheilen und den Vortheilen der Einbildungskraft. — 95

Zehntes Kapitel. Wo nimmt die Einbildungskraft die Reize her, die ſie der Wahrheit giebt? 109

Eilftes Kapitel. Von der Vernunft. — Vom Eſprit und deſſen verſchiedenen Arten. — 112

Dritter Abſchnitt. Von den einfachen und von den zuſammengeſetzten Ideen. — 128

Vierter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel. Von der Operation, mittelſt welcher wir unſern Ideen Zeichen geben. — 141

Zweites Kapitel. Beſtätigung der Sätze aus Thatſachen, die im vorhergehenden Kapitel bewieſen worden ſind. — — 151

Fünfter Abſchnitt. Von den Abſtraktionen. 170
Sechſter Abſchnitt. Von einigen Urtheilen, die man der Seele ohne Grund zugeſchrieben hat; oder Loſung eines metaphyſiſchen Problems. 189

Zweiter Theil.

Von der Sprache und von der Methode.

Erſter Abſchnitt. Vom Urſprung und von der Fortbildung der Sprache. — 209
Erſtes Kapitel. Die Geberdenſprache und die Sprache artikulirter Töne in ihrem Urſprung betrachtet. 210
Zweites Kapitel. Von der Proſodie der erſten Sprachen. — — 221
Drittes Kapitel. Von der Proſodie der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache; und gelegentlich auch von der Deklamation der Alten. — 225
Viertes Kapitel. Von den Fortſchritten, die die Kunſt des Geſtus bey den Alten gethan. — 245
Fünftes Kapitel. Von der Muſik. — 258
Sechſtes Kapitel. Vergleichung der ſingenden Deklamation mit der ſimpeln. — 270
Siebentes Kapitel. Welches iſt die vollkommenſte Proſodie? — — 276
Achtes Kapitel. Vom Urſprung der Poeſie. 279
Neuntes Kapitel. Von den Wörtern. 290
Zehntes Kapitel. Fortſetzung deſſelbigen Gegenſtandes. — — 309
Eilftes Kapitel. Von der Bedeutung der Wörter. 315
Zwölftes Kapitel. Von den Inverſionen. 324
Dreizehntes Kapitel. Von der Schrift. 333
Vierzehntes Kapitel. Vom Urſprung der Fabel, der Parabel und des Räthſels; nebſt einigen Bemerkungen über den Gebrauch der Figuren und der Metaphern. — — 341
Funfzehntes Kapitel. Vom Genie der Sprachen. — — 345
Zweiter Abſchnitt. Von der Methode. 366
Erſtes Kapitel. Von den erſten Urſachen unſrer Irrthümer und vom Urſprung der Wahrheit. 365
Zweites Kapitel. Wie man die Ideen oder ihre Benennungen beſtimmen kann. — 372
Drittes Kapitel. Von der Ordnung, die man in der Unterſuchung der Wahrheit befolgen muß. 387
Viertes Kapitel. Von der Ordnung, die man beim Vortrag der Wahrheit befolgen muß. 405